allg.
Gesch.

John Carter Brown
Library
Brown University

1009/10

XIV 938 53

Wilhelm Thomas Raynals
philosophische und politische

Geschichte

der

Besitzungen und Handlung

der Europäer
in beyden Indien.

Achter Band.

Nach der neuesten Ausgabe übersetzt, und
mit Anmerkungen versehen.

Kempten, im Verlag der typographischen Gesellschaft
1786.

Württ. Landesbibl. Stuttgart
Verzeichnete Dublette
1939
G
31

Verzeichnis
der
abgehandelten Materien.

Fünfzehntes Buch.

Besitzungen der Franzosen in Nordamerika. Auf welchem Grund die Hoffnung ihres Wohlergehens beruhte? Was diese Verbindungen hervorbrachten?

Seite

I. Warum die Franzosen erst spat die Pflanzörter in Amerika angelegt haben : 3

II. Fehler und Unglücksfälle, welche die ersten Unternehmungen der Franzosen in der neuen Welt merkwürdig machten. : : 5

III. Die Franzosen richten ihr Augenmerk auf Canada : : : 12

IV. Regierungsform, Gewohnheiten, Tugenden, Laster und Kriege der Wilden, welche Canada bewohnten : : 15

V. Die Franzosen nehmen, der Klugheit zuwider, Theil an den Kriegen der Wilden : : : : 62

VI. Die französische Kolonie gewinnt keinen Fortgang. Ursachen dieser Unmacht : 67

VII. Die Franzosen erheben sich aus der Unthätigkeit. Wodurch dieses geschehen 72

VIII. Das Pelzwerk macht den Grund des Verkehrs der Franzosen mit den Wilden aus : : : : : 82

IX. Gestalt, Eigenschaft und Regierungsform der Biber : : : : 88

X. An welchen Orten, und auf welche Art der Handel mit dem Pelzwerk getrieben wird ; ; ; ; 103

XI. Kriege, in welche die Franzosen in Canada sich verwickelt fanden ; ; ; 110

XII. Frankreich wird genöthiget, einen Theil der zu Canada gehörigen Provinzen abzutretten ; ; ; ; ; 113

Sechszehntes Buch.

In den französischen Kolonien des nördlichen Amerika wird eine neue Einrichtung gemacht. Welche Absicht diese neue Verbindungen haben?

Seite

I. Um seinen Schaden zu ersetzen, bevölkert und befestigt Frankreich Isle-Royale, und legt da grosse Fischereyen an : 119

II. Kolonie der Franzosen auf der St. Johannisinsel. Zweck dieser Unternehmung 130

III. Die Franzosen entdecken den Mississipi 133

IV.

IV. Die Franzosen lassen sich in dem Land nieder, das von dem Mississipi gewässert wird, und nennen es Louisiana : : 138

V. Louisiana wird zur Zeit des lawischen Finanzsystems sehr beträchtlich. Warum? 141

VI. Größe, Boden und Klima von Louisiana 149

VII. Allgemeiner Charakter der Wilden von Louisiana, und der Natchez insbesondere 157

VIII. Niederlassungen der Franzosen in Louisiana : : : : : 164

IX. Frankreich konnte grosse Vortheile aus Louisiana ziehen. Fehler, die diesen Erfolg verhindert haben : : : 173

X. Das französische Ministerium tritt Louisiana an Spanien ab. Hatte es Recht dazu? : : : : : 187

XI. Betragen der Spanier in Louisiana 194

XII. Zustand von Canada : : 201

XIII. Bevölkerung von Canada, und Vertheilung seiner Einwohner : : 202

XIV. Sitten der französischen Canadier : 211

XV. Regierungsform von Canada. Welche Hindernisse dem Landbau, der Emsigkeit und der Fischerey im Wege standen 213

XVI. Auflagen, die von Canada gefordert wurden. Ausgaben, welche das Ministerium daselbst hatte. Auf welche Art sie bezahlt wurden. Zu welchem Uebermaaß sie getrieben wurden, und wie man sich von denselben befreyte : : : : 220

XVII. Welche Vortheile Frankreich aus Canada ziehen konnte; und was für Fehler es derselben beraubt haben : 225

XVIII. Schwierigkeiten, die Frankreich, um Canada vortheilhaft zu benützen, zu überwinden hatte : : : 232

XIX. Ursprung des Kriegs zwischen den Franzosen und Engländern in Canada 235

XX. Eroberungen von Isle-Royale durch die Engländer : : : : 236

XXI. Die Engländer greifen Canada an, sie erfahren anfangs daselbst viele Widerwärtigkeiten. Ursachen dieses Unglücks 243

XXII. Einnahme von Quebeck durch die Engländer. Die Einnahme der Hauptstadt zog mit der Zeit die Unterwerfung der ganzen Kolonie nach sich : : : 252

XXIII. War die Eroberung von Canada eine Wohlthat oder ein Uebel für England? : : : : 258

Siebenzehntes Buch.

Englische, in der Hudsonsbay, Canada, der Insel St. Johann, Neu-Found-land, Neu-Schottland, Neu-Eng-land, Neu-York und Neu-Jersey angelegte Kolonien.

Seite

I. Erste Unternehmungen der Engländer in Nordamerika : : : : 263

II. Die Religionskriege, wodurch England zerrissen wird, bevölkern das feste Land in Amerika : : : : 267

III.

III. Vergleichung der alten und neuen Welt : : : : : 278

IV. Vergleichung der gesitteten und der wilden Völker : : : : 290

V. In welchem Zustand die Engländer Nordamerika fanden, und was sie da ausgerichtet haben : : : 299

VI. Klima der Hudsonsbay; Gebräuche ihrer Bewohner. Handel, der dorten getrieben wird : : : : 301

VII. Giebt es in der Hudsonsbay eine Durchfahrt nach Ostindien? : : 312

VIII. Ist der Durchgang aus der Hudsonsbay nach Ostindien gehörig untersucht worden : : : : 318

IX. Zustand von Canada, seitdem es unter der brittischen Herrschaft stehet : : 322

X. Was aus den Inseln St. Johann, Magdalena und dem Vorgebirge Breton, seitdem sie unter die englische

Bothmäßigkeit gekommen sind, geworden ist : : : : : 330

XI. Beschreibung von der Insel Terre-Neuve, oder Neu-Foundland : : 333

XII. Zu welcher Zeit und auf welche Art ließen die Engländer und die Franzosen sich in Neu-Foundland nieder : 335

XIII. Allein der Stockfisch macht Neu-Foundland wichtig. Gegenwärtiger Zustand dieser Fischerey, die in die herumirrende und in die beständige eingetheilt wird : : : : : 340

XIV. Entwurf von Neu-Schottland. Die Franzosen lassen sich daselbst nieder. Ihr Betragen in dieser Besitzung : : 362

XV. Frankreich wird gezwungen, Neu-Schottland an England abzutreten. : : : : 367

XVI. Sitten der Franzosen, die in Neu-Schottland der englischen Regierung unterthan blieben : : : : 369

XVII. Gegenwärtiger Zustand von Neu-Schottland 376

XVIII. Stiftung von Neu-England . 378

XIX. Die in Neu-England errichtete Regierungsform 382

XX. Der Fanaticismus bringt unzählige Unfälle in Neu-England hervor . . 387

XXI. Uebertriebene Strenge, die in Neu-England selbst noch nach ausgerotteter Schwärmerey fortdauert . . 397

XXII. Größe, Beschaffenheit, Bevölkerung, Landbau, Fischerey, Manufakturen und Ausfuhr von Neu-England 404

XXIII. Die Holländer errichten die Kolonie Neu-Belgien, die seitdem den Namen Neu-York bekommen hat . . 416

XXIV. Zu welcher Zeit, und wie die Engländer sich Neu-Belgiens bemächtigten 419

XXV. Die Kolonie wird dem Herzog von York überlassen. Grundsätze, auf welche er seine Verwaltung gründete : : 421

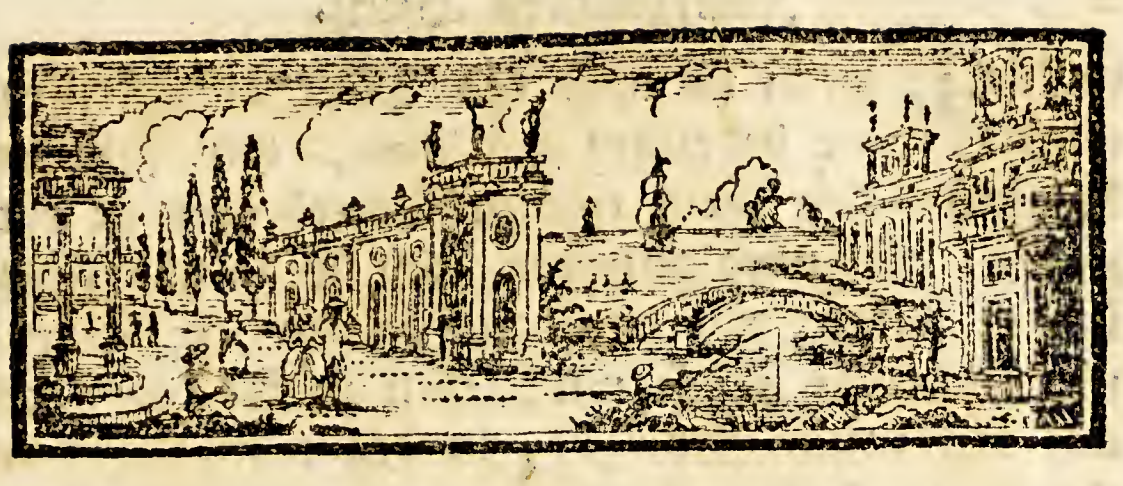
XXVI. Der König Wilhelm giebt der Kolonie eine Regierung. Begebenheiten, die auf diese Einrichtung folgten : 424

XXVII. Boden, Bevölkerung und Handel der Kolonie : : : : 428

XXVIII. Alte und neue Sitten von Neu-York : : : : : 431

XXIX. Begebenheiten, die in Neu-Jersey vorgefallen : : : : 432

XXX. Was Neu-Jersey gegenwärtig ist, und was es werden kann : : : 434



Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Fünfzehntes Buch.

Besitzungen der Franzosen in Nordamerika. Auf welchem Grund die Hoffnung ihres Wohlergehens beruhte? Was diese Verbindungen hervorbrachten?

Bis jetzt haben wir die gerade fallenden Sonnenstrahlen auf unsere Köpfe empfangen. Bald werden wir sie nur schräg zu empfangen haben. Es ist nicht mehr um Gold zu thun, das unsere habsüchtigen und grausamen Europäer fern von ihrem Vaterland holen werden. Weniger

unsinnig, wenn sie noch das Meer durchstreifen, wird es nur deswegen geschehen, um sich den Unglücksfällen ihres eigenen Vaterlandes zu entziehen. Es wird geschehen, um Ruhe und Freyheit zu finden; um ungebaute Länder anzubauen; um fischreiche Flüsse mit Netzen zu bedecken; um auf den hohen Gebirgen, in den tiefen Wäldern Thiere zu suchen, denen man ihr kostbares Pelzwerk nehmen könne.

Die Wilden, Besitzer der Gegenden, in welche wir unsere erste Schritte thun, werden kein ausgeartetes Menschengeschlecht, ohne Leibeskräfte, und Größe der Seele seyn. Es werden Jäger, zur Arbeit abgehärtete Krieger, brave, beredsame, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Leute seyn, und welche wechselweisen Beyspiele der unerhörtesten Wildheit, der heldenmäßigsten Großmuth, und des thörichtsten Aberglaubens liefern werden.

Der Aberglaube, diese traurige Pflanze wächst also unter allen Himmelsstrichen. Sie wächst gleich stark in der Ebene und auf den Bergen, unter der Hitze der Linie, auf den Schneegebirgen der Pole, und in den gemäßigten Zwischenräumen, die beyde trennt. Sollte die Allgemeinheit dieser Erscheinung überall einen Absprung des unwissenden und furchtsamen Menschen gegen den Urheber des Daseyns und den Austheiler des Guten und des Bösen, die Unruhe eines Kindes, das seinen Vater in der Finsternis sucht, seyn.

I.

Warum die Franzosen erst spat Pflanzörter in Amerika angelegt haben.

Spanien besaß die reichen Landschaften, Mexiko und Peru, das Gold der neuen Welt, und fast das ganze südliche Amerika. Die Portugiesen hatten nach einer langen Reihe von Siegen, von Schlappen, von Unternehmungen, von Fehlern, von Eroberungen, von Verlusten, die schönsten Besitzungen in Afrika, in Indien und in Brasilien behalten. Die französische Regierung aber hatte sichs noch nicht einmal einfallen lassen, daß man Kolonien anlegen, oder den geringsten Nutzen davon ziehen könnte, in jenen entfernten Weltgegenden Länder zu besitzen.

Der ganze Ehrgeitz derselben hatte sich nach Italien hingewandt. Alte Ansprüche auf das Mayländische und auf beyde Sicilien hatten diese Macht in verderbliche Kriege, welche ihr lange zu schaffen machten, verwickelt. Innere Unruhen zogen sie noch weiter von den grossen Gegenstänen eines weitläufigen und entfernten Handels, und von dem Gedanken ab, Reiche in beyden Indien zu suchen.

Die Gewalt der Könige ward nicht förmlich bestritten; aber man widerstand ihr; man schwächte sie. Die Lehensverfassung hatte Spuren nach sich gelassen, und verschiedene ihrer Mißbräuche waren

noch vorhanden. Der Regent hatte immer zu thun, einen unruhigen und mächtigen Adel im Zaum zu halten. Die meisten Provinzen, aus denen die Monarchie bestand, wurden jede nach andern Gesetzen und Gebräuchen regiert. Alle Klassen, alle besondere Stände im Staat hatten Vorrechte, die entweder immer bestritten, oder immer bis aufs äußerste ausgedehnt wurden. Die Regierungsmaschine war sehr zusammen gesetzt. Um sie zu regieren, mußte man eine Menge sehr feiner Triebräder in Bewegung setzen. Der Hof war oft gezwungen, seine Zuflucht zu den schimpflichen Mitteln, die sonst die Schwachheit gebraucht, zu den Kabalen und zum Bestechen zu nehmen, oder die verhaßten Waffen der Unterdrückung und der Tyranney zu gebrauchen; die Nation stand mit ihrem Regenten unaufhörlich in Traktaten. Die Gewalt der Könige war unumschränkt, ohne daß jedoch die Gesetze sie geheiligt hätten, die oft gar zu unabhängige Nation hatte für ihre Freyheit gar keine Gewährleistung. Daher beobachtete, fürchtete und bekämpfte man einander unaufhörlich. Die Regierung dachte bloß, nicht auf das Wohl der Nation, sondern auf die Mittel, sie gänzlich unterwürfig zu machen. Das Volk, das seine Bedürfnisse immer fühlte, aber seine Kräfte und Macht nicht kannte, sah seine Rechte immer wechselweise von den Königen, und den Grossen des Reichs verletzen und mit Füßen tretten.

II.

Fehler und Unglücksfälle, welche die ersten Unternehmungen der Franzosen in der neuen Welt merkwürdig machten.

Also ließ Frankreich die Spanier und Portugiesen Welten entdecken, und unbekannten Nationen Gesetze geben. Ein einziger Mann öffnete ihm endlich die Augen. Dies war der Admiral von Coligny, eins der ausgebreitetesten, standhaftesten und thätigsten Genien, die jemals diesem mächtigen Reich Ehre gemacht haben. Dieser große Staatsmann, der sogar mitten unter den Schröcken der bürgerlichen Kriege patriotisch gesinnt war, schickte im Jahr 1562 den Johann Ribaud nach Florida. Diese unermeßliche Landschaft des nördlichen Amerikas erstreckte sich damals von Mexiko an bis an das Land, das die Engländer nach der Zeit unter dem Namen Karolina angebaut haben. Die Spanier hatten sie im Jahr 1512 durchwandert, aber ohne sich darinn niederzulassen. Man ist unschlüßig, worüber man sich mehr verwundern muß, über den Bewegungsgrund, der sie zu dieser Entdeckung leitete, oder über den, um deswillen sie selbige verließen.

Alle Indier auf den Antillen glaubten einer alten Ueberlieferung zufolge, daß die Natur auf dem festen Lande eine Quelle verborgen halte, deren Wasser die Kraft hätte, alle alte Leute, die so glücklich wären, daraus zu trinken, zu ver-

jüngen. Das Hirngespinnst der Unsterblichkeit ist immer die Leidenschaft der Menschen und der Trost eines hohen Alters gewesen. Diese Vorstellung bezauberte die romanhafte Einbildungskraft der Spanier. Der Tod verschiedener, die ein Schlachtopfer ihrer Leichtgläubigkeit wurden, machte das Vertrauen der andern nicht wankend. Ehe daß man hätte denken sollen, die ersten wären auf einer Reise, wo nichts sichrer war, als der Tod, umgekommen, meynte man, sie kämen deswegen nicht wieder zum Vorschein, weil sie das Geheimniß einer immerwährenden Jugend, und jenen lustvollen Aufenthalt, aus dem man nicht wieder heraus wollte, entdeckt hätten.

Ponce de Leon war der berühmteste unter den Seefahrern, die sich von diesem Mährchen bethören ließen. In der Ueberzeugung, daß es noch eine dritte Welt gäbe, zu deren Eroberung er erkohren sey, daß aber das ihm noch übrigseyende Lebensmaaß für die unermeßliche Laufbahn, die sie ihm öffnete, zu kurz sey, beschloß er, seine Tage zu erneuern, und die Jugend, die er brauchte, wieder zu erlangen. Alsbald richtete er seine Fahrt nach jenen Gegenden, wohin die Fabel die Jugendquelle versetzt hatte, und fand Floriba, von wo aus er wieder nach Porto-Rico merklich älter, als er abgereiset war, zurückkehrte. So machte der Zufall den Namen eines Abentheurers unsterblich, der zwar eine wahre Entdeckung machte, eigentlich aber nur einem Hirngespinnst nachlief. Er hatte das Schicksal des Goldmachers, der Gold sucht, das er nicht findet, der aber dabey eine kostbare Entdeckung macht, die er nicht suchte.

Fast

Fast alles Nützliche und Wichtige, was der menschliche Geist erfunden hat, ist mehr die Frucht einer unbestimmten Unruhe, als eines überlegten Fleißes gewesen. Der Zufall, der in dem unbemerkten Lauf der Natur besteht, ruht niemals, und hilft allen Menschen ohne Unterschied. Das Genie ermüdet, läßt ab, und ist nur auf kurze Zeit der Antheil sehr weniger Wesen. Seine Bemühungen bringen es selbst oft nicht weiter, als daß es auf den Weg des Zufalls geräth, um diesen zu fassen. Zwischen den Männern von Genie und dem großen Haufen ist nur der Unterschied, daß jene das voraus zu erblicken und zu suchen wissen, was dieser bisweilen findet. Noch öfters macht das Genie einen Gebrauch von dem, was ihm der Zufall in die Hände gespielt hat. Es gleicht alsdann dem Steinschleifer, der dem Diamant, den der Ackersmann, ohne ihn zu kennen, ausgegraben hat, einen Werth giebt.

Die Spanier hatten Florida verachtet, weil sie daselbst weder die Quelle, die sie verjüngen sollte, noch das Gold, das uns geschwind alt macht, fanden. Die Franzosen fanden da einen reellern und kostbarern Schatz, nemlich einen heitern Himmel, ein ergiebiges Land, eine gemäßigte Luft, Wilde, welche den Frieden und die Gastfreyheit liebten: aber sie kannten selbst den Werth dieses Schatzes nicht. Hätte man Colignys Befehle befolgt; hätte man die Ländereyen, die nur des Menschen Hand erforderten, um ihn zu bereichern, gebaut; wäre die Subordination unter den Europäern aufrecht erhalten worden; wären

die Rechte der Landeseingebohrnen nicht verletzt worden, so hätte man eine Kolonie anlegen können, deren Glanz und Flor die Zeit vermehrt und befestiget hätte. Aber der französische Leichtsinn gestattete nicht so viel Weisheit. Man gieng mit den Lebensmitteln verschwenderisch um. Die Felder wurden nicht besäet. Ungehorsame Unterbediente weigerten sich, das Ansehen der Obern anzuerkennen. Die Wuth der Jagd und des Kriegs bemächtigte sich aller Gemüther, und es geschah nichts von allem, was hätte geschehen sollen.

Um das Unglück vollkommen zu machen, lenkten die bürgerlichen Unruhen, wodurch Frankreich verwüstet ward, die Augen der Unterthanen von einer Unternehmung weg, auf die der Staat nie sein Absehen gerichtet hatte. Die albernen theologischen Streitigkeiten machten alle Gemüther widerspenstig, brachten Zwietracht in alle Herzen. Die Regierung hatte zu gleicher Zeit das heilige Gesetz der Natur, welches allen Menschen befiehlt, die Meynungen ihrer Nebenmenschen zu dulden, und die Vorschriften der Staatsklugheit übertretten, welche haben wollen, man soll nicht zur Unzeit tyrannisch handeln. Die reformirte Religion hatte, als sie in Frankreich verfolgt wurde, den grösten Fortgang gehabt. Ein beträchtlicher Theil der Nation fand sich in dem Bann begriffen, und lief zu den Waffen.

Das eben so duldungslose Spanien hatte den Religionsstreitigkeiten dadurch vorgebeugt, daß es die Klerisey diese unumschränkte Herrschaft hatte gewinnen lassen, die ehedem immer zunahm, von

nun an aber immer abnehmen wird. Die allzeit gegen jeden Schein der Neuerung bewaffnete Inquisition verhinderte wirklich, den protestantischen Glauben in den Staat einzudringen, und brauchte nicht, ihn auszurotten. Ganz mit Amerika beschäftigt, gewöhnt sich, den ausschließenden Besitz dieses Welttheils zuzumessen, schickte Philipp II. auf erhaltene Nachricht von den Unternehmungen einiger Franzosen, um sich daselbst niederzulassen, und von dem verlassnen Zustand, worinn sie sich von Seiten der Regierung befanden, eine Flotte von Cadix aus, um sie auszurotten. Mennendez, unter dessen Anführung sie auslief, langt in Florida an; findet die Feinde, die er suchte, in dem Kastell Karolina; greift alle ihre Verschanzungen an, erobert sie mit dem Degen in der Faust, und richtet ein entsetzliches Blutbad an. Alle, die dem Metzeln entgangen waren, wurden mit der Aufschrift: Nicht als Franzosen, sondern als Ketzer — an Bäumen aufgehenkt.

Weit gefehlt, daß die Minister Karls IX. darauf gedacht hätten, diesen Schimpf zu rächen, freuten sie sich insgeheim über die Vernichtung eines Vorhabens, das sie zwar gut geheißen hatten, aber das sie nicht gern sahen, weil es von dem Haupt der Hugenotten ersonnen worden war, und den neuen Meynungen ein Ansehen geben konnte. Der allgemeine Unwillen bestättigte sie nur in dem Entschluß, keinen Verdruß darüber zu äußern. Einem Privatmann war es vorbehalten, das auszuführen, was dem Staat zu thun oblag.

Domi-

Dominikus von Gourgue, am Berge Marsan, in Gascogne gebohren; ein geschickter und kühner Seefahrer; ein Feind der Spanier, von denen er persönliche Beleidigungen erfahren hatte; enthusiastisch für sein Vaterland, für gefahrvolle Unternehmungen und für den Ruhm gesinnt, verkauft sein Vermögen, baut Schiffe, wählet seiner würdige Gefährten; segelt hin, und greift die Mörder in Florida an; treibt sie mit unglaublichem Muth und Thätigkeit von einem Posten zum andern; schlägt sie überall; und um Hohn mit Hohn zu erwiedern, läßt er sie an Bäume henken, auf welchen geschrieben wird: Nicht als Spanier, sondern als Meuchelmörder.

Wenn die Spanier sich damit begnügt hätten, die Franzosen niederzumachen, hätte man niemals so grausame Repressalien gegen sie gebraucht. Der Gegensatz der Aufschrift war an dem ganzen Unglück Schuld. Man begieng eine schröckliche That, weil man einen lustigen Einfall hatte. Die Geschichte zeigt mehr als ein Beyspiel, woraus sich muthmaßen läßt, daß nicht die Sache das Wort, sondern das Wort die Sache hervorgebracht hat.

Die Unternehmung des tapfern Gourgue hatte keine weitere Folgen. Es mochte ihm nun an Lebensmitteln fehlen, um in Florida zu bleiben; oder er mochte einsehen, daß er gar keinen Beystand aus Frankreich erhalten würde; oder mochte glauben, daß die Freundschaft der Wilden zugleich mit den Mitteln, sie zu erkaufen, aufhören würde; oder ob er dachte, die Spanier möch-

möchten mit einer unwiderstehlichen Macht über ihn herfallen: kurz, er ließ die Kastelle, die er erobert hatte, sprengen, und segelte wieder nach seinem Vaterlande. Er ward daselbst von allen seinen Mitbürgern mit der ihm schuldigen Bewunderung, von dem Hof aber sehr schlecht empfangen. Diesem despotisch und abergläubisch gesinnten Hof war die Tugend zu furchtbar.

Seit dem Jahr 1567, da der unerschrockene Gascogner Florida geräumt hatte, vergaßen die Franzosen die neue Welt ganz. In einem Chaos von unbegreiflichen Lehrsätzen verwirrt, verloren sie Vernunft und Menschlichkeit. Das sanfteste und geselligste der Völker ward das barbarischste und blutgierigste. Scheiterhaufen und Schafotte waren nicht hinreichend. Jeder hielt den andern für Verbrecher, und so wurden sie alle Henker, alle Schlachtopfer. Nachdem sie sich wechselseitig zu den Flammen der Hölle verdammt hatten, erwürgten sie einander auf den Zuruf ihrer Pfaffen, die nichts, als Blut und Rache schrien. Endlich rührte der edelmüthige Heinrich das Herz seiner Unterthanen. Er lehrte sie, ihr Unglück empfinden, dadurch, daß er es beweinte. Er flößte ihnen die sanften Neigungen des geselligen Lebens wieder ein; wand ihnen die Waffen aus den Händen, und machte, daß sie darein willigten, glücklich unter seinen väterlichen Gesetzen zu leben.

Da unternahm die unter einem König, in welchem sie Vertrauen hatte, ruhige und freye Nation nützliche Dinge. Man dachte auf Anlegung der Kolonien. Die ersten Gedanken mußten noth-

nothwendig auf Florida hingehen. Außer dem Kastell St. Augustin, das die Spanier ehemals zehn bis zwölf Meilen von der französischen Kolonie erbaut hatten, besaßen die Europäer nicht einen einzigen Pflanzort in diesem großen und schönen Lande. Von den Einwohnern desselben besorgte man nichts. Alles verkündigte seine Fruchtbarkeit. Man hielt sogar dafür, daß es an Gold- und Silberbergwerken reich wäre, weil man Stücke dieses Metalls daselbst gefunden hatte, ohne zu denken, daß sie von irgend einem Schiffe herrührten, welches durch einen Schiffbruch an die Küsten getrieben worden wäre. Das Andenken der grossen Thaten, die einige Franzosen daselbst verrichtet hatten, konnte doch nicht erlöscht seyn. Wahrscheinlicher Weise besorgte man, Spanien zu reitzen, welches nicht geneigt war, die geringste fremde Besitzung in dem mexikanischen Meerbusen, oder auch nur in der Nachbarschaft desselben zu leiden. Die Gefahr, der man sich aussetzte, wenn man ein in der neuen Welt so mächtiges Volk gegen sich aufbrächte, machte, daß man beschloß, sich so weit als möglich, von demselben zu halten. Die nördlichern Gegenden Amerikas wurden aus dieser Ursache vorgezogen. Der Weg dazu war schon gebahnt.

III.

Die Franzosen richten ihr Augenmerk auf Kanada.

Franz I. hatte im Jahr 1523 den Florentiner Verazzani dahin geschickt, der die Insel Terre-Neuve und einige Küsten des festen Landes nur beobachtete, ohne sich aber da aufzuhalten.

Eilf Jahre nachher nahm Jakob Cartier, ein geschickter Seefahrer aus St. Malo des Verazzani Unternehmungen wieder vor. Die beyden Nationen, die zuerst in der neuen Welt gelandet hatten, schrien über Ungerechtigkeit, als sie sahen, daß man ihrer Spur nachgieng. Wie, sagte mit folgendem lustigen Einfall Franz I, der König von Spanien und der König von Portugal theilen ganz Amerika ruhig unter sich, und wollen nicht leiden, daß ich, als ihr Bruder Theil daran habe! Ich möchte wohl den Artikel in Adams Testamente sehen, worinn ihnen dieses große Erbtheil vermacht wird. Cartier gieng weiter, als seine Vorgänger. Er segelte in den Fluß St. Laurent herein, aber nachdem er einiges Pelzwerk von den Wilden gegen europäische Waaren eingetauscht hatte, kehrte er wieder nach Frankreich zurück, wo man aus Leichtsinn ein Vornehmen vergaß, daß man blos aus Nachahmung gefaßt zu haben schien.

Zum Glück waren die Einwohner der Normandie und Bretagne und die Basken fortgefahren, den Stockfisch auf der großen Bank längst der Küste von Terre-Neuve und in allen benachbarten Gewässern zu fangen. Diese unerschrockenen Menschen, die Erfahrung besaßen, dienten den Abentheurern, welche vom Jahr 1598 an versuchten, in diesen wüsten Gegenden Pflanzorte zu stiften, zu Lootsen. Keine dieser ersten Besitzungen glückte, weil sie alle durch ausschließende Gesellschaften angelegt wurden, welche weder die Geschicklichkeit besaßen, die besten Stellen zu erwählen, noch hinreichende Kapitalien, um das

Wie-

Wiedereinkommen ihres Vorschusses zu erwarten. Ein Monopol kam schleunig an die Stelle des andern; aber umsonst, es herrschte dabey immer nichts, als Habsucht ohne kluge Absichten und Mittel. Alle diese verschiedene Gesellschaften giengen eine nach der andern zu Grunde, ohne daß der Staat das geringste bey ihrem Untergang gewonnen hätte. So viele Unternehmungen hatten mehr Menschen, mehr Geld, und mehr Schiffe aufgezehrt, als die Stiftung der größten Reiche andere Mächte nicht gekostet hatte. Endlich fuhr Samuel de Champlain den Fluß St. Laurent sehr weit hinauf, und legte an den Ufern desselben im Jahr 1608 den Grund von Quebeck, welches die Wiege, der Mittelpunkt, die Hauptstadt von Neufrankreich oder Kanada ward.

Der unbegränzte Raum, der sich dieser Kolonie darstellte, zeigte ihren ersten Blicken finstere, dicke und grosse Wälder, deren Höhe allein das Alterthum derselben erwies. Unzählige Flüsse kamen von Ferne her, und wässerten diese unermeßlichen Länder. Der Raum, der sich zwischen ihnen befand, ward von einer Menge Seen durchschnitten. Man zählte ihrer viere, deren Umkreis von zwey hundert zu fünf hundert Meilen hielt. Diese Arten von innländischen Meeren hatten eine Verbindung unter sich, und ihr Wasser, aus welchem erstlich der Fluß St. Laurent entstand, vermehrte alsdenn den Ocean beträchtlich. Alles trug in dieser noch unberührten Gegend der neuen Welt den Stempel des Großen und Erhabenen an sich. Die Natur zeigte daselbst eine üppige Fruchtbarkeit, eine Pracht, eine Majestät, der

man

man Ehrfurcht nicht versagen konnte, und tausend wilde Reitze, welche die künstlichen Schönheiten unsrer Gegenden unendlich übertrafen. Da hätte ein Mahler, ein Dichter empfunden, wie sich ihre Einbildungskraft erhöht, erhitzt, und mit jenen Bildern, die in dem Andenken der Menschen unauslöschlich bleiben, erfüllt hätte! Alle diese Gegenden dufteten, athmeten den Anschein eines langen Lebens. Diese Luftbeschaffenheit, die nach der Lage der Gegend herrlich seyn mußte, verlor nichts durch die dort herrschende lange und heftige Kälte. Diejenigen, die diese Seltsamkeit blos den Waldungen, den Quellen, den Bergen, womit dies Land bedeckt ist, zuschreiben, haben nicht alles in Erwägung gezogen. Andere Beobachter fügen noch den hochliegenden Boden, eine immer heitere und selten mit Dünsten geschwängerte Luft, die Richtung der Winde, die von Norden nach Süden über beständig beeisete Meere wehen, zu diesen Ursachen der Kälte hinzu.

IV.

Regierungsform, Gewohnheiten, Tugenden, Laster und Kriege der Wilden, welche Canada bewohnten.

Indessen hatten die Einwohner dieser rauhen Gegend doch wenig Kleidung an. Ein Mantel von Büffel oder Biberfell, der mit einem ledernen Gürtel befestigt wurde; Fußwerk von Rehhäuten gemacht: darinn bestand ihr ganzer Anzug vor

ihren

ihrem Handel mit uns. Was sie nachher noch hinzugethan haben, ist immer ein Gegenstand der Wehklagen ihrer Alten über den Verfall der Sitten gewesen.

Wenige unter diesen Wilden kannten den Ackerbau, und ohnehin bestand auch dieser nur in türkischem Korn, dessen Sorge sie den Frauensleuten überließen, gleich als sey sie des unabhängigen Mannes unwürdig. Ihre heftigste Verwünschung gegen einen Todfeind war, daß er möchte gezwungen seyn, ein Feld zu bauen, die nemliche, die Gott gegen den ersten Menschen aussprach. Bisweilen ließen sie sich zur Fischerey herab; aber ihr Leben und ihr Ruhm war die Jagd. Die ganze Nation zog darauf, wie zum Krieg; und jede Familie, jede Hütte, wie auf ihre Nahrung aus. Man mußte sich erstlich durch strenges Fasten auf diese Unternehmung vorbereiten, und ehe man darauf ausgieng, die Götter anrufen. Man bat sie nicht um die Kraft, die Thiere zu erlegen, sondern um das Glück, solche anzutreffen. Außer den durch die gänzliche Abnahme der Kräfte gehinderten Greisen gieng alles auf die Jagd, die Mannspersonen, um das Wild zu erlegen, die Frauensleute, um es zu tragen und zu dörren. Der Meynung eines solchen Volks nach war der Winter die schönste Zeit im Jahr, denn da konnte der Bär, das Reh, der Hirsch, das Elendthier bey vier bis fünf Fuß tief liegendem Schnee nicht mit aller ihrer Schnelligkeit fliehen. Diese Wilden, die weder Gebüsche, noch Schluchten, noch Teiche, noch Flüsse aufhalten konnten, und welche die meisten der schnellen Thiere im

Laufen

Laufen übertrafen, hielten selten eine unglückliche Jagd. Aber bey Mangel an Wildpret lebte man von Eicheln; und hatte man keine Eicheln, so nährte man sich von dem Saft oder dem Häutchen, das zwischen dem Holz und der groben Rinde des Espenbaums und der Birke wächst.

In der Zwischenzeit zwischen zwey Jagden wurden die Bogen und Pfeile, die langen Schuhe, womit man auf dem Schnee lief, die Kähne, auf welchen man über Seen und Flüsse setzen mußte, theils verfertigt, theils ausgebessert. Diese Reisegeräthschaft und einige irrdene Töpfe begriffen alle Geschicklichkeit und alle Künste dieser irrenden Völker in sich. – Diejenigen unter ihnen, die sich in Dorfschaften vereinigt hatten, hatten noch außer diesen Arbeiten die Verrichtungen, die ihre sitzendere Lebensart erforderten, und außerdem die Vorsorge, ihre Hütten gegen Streifereyen zu verpalisadiren und zu vertheidigen. Die Wilden überließen sich hernach in einer sorglosen Sicherheit der vollkommensten Unthätigkeit. Dies unruhige Gefühl seiner eigenen Schwachheit; dieser Ueberdruß aller Dinge und seiner selbst, den man lange Weile nennt; dies Bedürfnis, die Einsamkeit zu fliehen, und die Last seines Lebens auf andere zu wälzen, waren diesem mit der Natur und seinem Schicksal zufriedenen Volk unbekannt.

Ihr Körper war überhaupt nach den schönsten Verhältnissen gebaut; aber fähiger die Ermattungen des Laufens als eine müheselige Arbeit zu ertragen, und besaß weniger Kraft als Behendigkeit. Bey regelmäßigen Zügen hatten sie ein wildes

Ansehen, das ihnen ohne Zweifel die Gewohnheit der Jagd und der Kriegsgefahren gab. Ihre Haut hatte eine schmutzige dunkelrothe Farbe. Diese unangenehme Farbe erhielten sie von der Natur, die alle die der freyen Luft beständig ausgesetzten Menschen brennet. Sie ward noch durch die thörichte Gewohnheit vermehrt, die alle wilden Völker immer gehabt haben, sich, entweder um einander in die Ferne zu erkennen, oder um sich in der Liebe angenehmer, oder im Krieg furchtbarer zu machen, den Leib und das Gesicht zu bemahlen. Außer diesem Firniß bestreichen sie sich noch mit dem Fette von vierfüßigen Thieren, oder dem Thrane von Fischen, ein gewöhnlicher und nothwendiger Gebrauch, um sich von dem unerträglichen Stich der Mücken und andern Gewürmes, womit alle von dem Menschen ungebaut gelassene Länder überdeckt sind, zu schützen. Diese Salben waren mit rothen Säften oder Materien zubereitet und vermischt, welche vielleicht das tödtlichste Gift gegen die Mosquiten abgaben. Man füge zu diesen Uebertünchungen, welche die Haut durchdringen und ihre Farbe verändern, das Räuchern noch hinzu, das man allen diesen Insekten noch entgegen stellt, oder daß diese Völker in ihren Hütten aushalten müssen, wo sie sich den ganzen Winter durch wärmen, wo sie ihr Fleisch räuchern: so war das wohl hinreichend, um ihnen eine für unsern Anblick scheußliche, für ihre eben nicht eckelehafte Augen ohne Zweifel schöne, oder wenigstens erträgliche Gesichtsfarbe zu geben. Uebrigens waren ihr Gehör, ihr Gesicht, ihr Geruch, alle ihre Sinne so scharf und so fein, daß sie ihnen

von fern in allen ihren Gefahren oder Bedürfnissen Warnung gaben. Letztere waren in geringer Anzahl; aber ihre Krankheiten in weit geringerer. Sie wußten von keinen andern, als von solchen, die etwa aus ihren bisweilen zu heftigen Leibesübungen, oder aus der übermäßigen Nahrung, die sie nach allzustarken Fasten zu sich nahmen, entstehen möchten.

Ihre Anzahl war sehr klein, und vielleicht war das kein Unglück. Die gesitteten Nationen müssen die Vermehrung der Menschen wünschen, weil sie von herrschsüchtigen Häuptern regiert werden, die um so mehr zum Krieg geneigt sind, da sie ihn nicht selbst mitmachen; wodurch sie in die Nothwendigkeit versetzt sind, zu streiten, um zu erobern oder zu vertheidigen; denn sie haben für ihre unternehmende und verschwenderische Lebensart nie Land und Raum genug. Aber die abgesonderten, herumstreifenden Völker, welche durch die zwischen ihnen liegenden Wüsteneyen; durch Streifereyen, womit sie sich den feindlichen Einfällen entziehen; durch die Armuth, die sie davor schützt, Ungerechtigkeiten zu leiden, oder zu begehen, gesichert sind. Diese wilden Völker brauchen keine große Menschenzahl. Sind sie nur zahlreich genug, um den wilden Thieren zu widerstehen, um einen niemals starken Feind abzutreiben, um einander wechselseitig beyzustehen, so ist alles gut. Je mehr sie es darüber wären; je geschwinder hätten sie die Oerter, die sie bewohnen, verwüstet, je eher wären sie gezwungen, sie zu verlassen, um nach andern zu ziehen; und hierinn besteht das einzige, wenigstens das gröste Unglück ihrer erbettelten Lebensart.

Diese Betrachtungen abgerechnet, die sich den Wilden in Canada wohl nicht möchten so deutlich dargestellt haben, war die Natur der Dinge allein hinreichend, ihre Vermehrung zu hemmen. Bewohnten sie gleich an Wildpret und an Fischen reiche Gegenden, so gab es Jahrszeiten, und bisweilen Jahre, wo diese einzige Hülfe ihnen mangelte: der Hunger stellte alsdann entsetzliche Verwüstungen unter Nationen an, die zuweit von einander wohnten, um einander aushelfen zu können. Ihre Kriege oder ihre übergänglichen Feindseligkeiten, die aber durch unvergängliche Feindschaften veranlaßt wurden, rieben viele Menschen auf. Jäger, die unaufhörlich geübt waren, ihre vor ihnen fliehende Nahrung zu verfolgen, das Thier zu zerreißen, das sie im Laufen erjagt hatten; Menschen, deren Ohr mit dem Schreyen des Todes, das Auge mit dem Anblick des Blutvergießens vertraut war, mußten sich im Streit, wo möglich, noch unbarmherziger zeigen, als unsre fruchtessende Völker. Endlich trotz der Lobeserhebungen, die man der härtesten Erziehung giebt, und die Peter den Großen so verblendeten, daß er befahl, man sollte seinen Matrosenkindern nur Seewasser zu trinken geben; ein seltsamer Versuch, der ihnen allen das Leben kostete; so ist es doch sicher, daß eine große Menge junger Wilden vor Hunger, Durst, Kälte und Ermattungen umkamen. Selbst diejenigen, deren Leibesbeschaffenheit stark genug war, um denen in den dortigen Gegenden gewöhnlichen Leibesübungen zu widerstehen, um durch die größten Flüsse zu schwimmen, um Jagden von zwey hundert Meilen Wegs anzustellen, um sich verschiedene

Tage

Tage lang des Schlafes zu enthalten, um lange Zeit ohne Nahrung auszudauern. Diese Menschen wurden dadurch zur Zeugung minder fähig, und es starben bey ihnen die Keime zum neuen Leben. Wenige erreichten das Lebensziel, zu dem man in unsern Gesellschaften gelangt, wo die Gewohnheiten einförmiger und ruhiger sind.

Die Strenge der spartanischen Erziehung, die Uebung in den härtesten Arbeiten, und der Gebrauch grober Nahrungsmittel haben einen gefährlichen Irrthum erzeugt. Die Philosophen, durch das Gefühl des Elends der Menschheit verleitet, haben die Unglückseligen, die das Glück zu der Lebensart verdammt hatte, trösten wollen, indem sie ihnen sagten, es sey die gesündeste und beste. Die reichen Leute haben nicht ermangelt, ein System, das ihnen das Herz beruhigte und verhärtete, und sie von Mitleiden und Wohlthätigkeit frey sprach, anzunehmen. Nein, es ist nicht wahr, daß die Menschen, die sich mit den mühseligen Arbeiten der Gesellschaft beschäftigen, so lange leben, als der Mensch, der die Früchte ihres Schweißes genießt. Die gemäßigte Arbeit stärkt, die übermäßige Arbeit drückt darnieder. Ein sechzigjähriger Bauer ist ein Greis, da hingegen die Einwohner unsrer Städte, die im Wohlstand und nur einigermaßen weise leben, oft achtzig Jahre und darüber erreichen. Selbst die Gelehrten, deren Beschäftigungen der Gesundheit eben nicht zuträglich sind, zählen aus ihren Mitteln eine ziemliche Anzahl Achtzigjähriger. Fern also aus den Büchern neuerer Zeiten die grausamen Trugschlüsse, womit man die Reichen

und Vornehmen einwieget, welche alsdann auf der Arbeit des Armen einschlummern, ihr Herz gegen ein Jammern verschließen, und ihr Gefühl von ihren Unterthanen ablenken, um es gänzlich auf ihre Hunde und auf ihre Pferde zu verwenden.

In Canada befanden sich drey Muttersprachen; die algonquinsche, die siousische und die huronsche. Man urtheilte, daß das Ursprachen wären, weil jede derselben eine große Menge jener nachahmenden Worte enthielten, welche die Dinge durch den Schall mahlen. Der daraus entspringenden Dialekten gab es fast so viel als Dorfschaften. Man beobachtet darinn keine abstrackten Ausdrücke, weil der Geist der Wilden, ein noch kindischer Geist, sich nicht gar weit von den gegenwärtigen Zeiten und Gegenständen entfernen; und weil man bey wenig Begriffen selten das Bedürfniß fühlt, sie allgemein zu machen, und viele unter einem Schall zu begreifen. Außerdem aber schöpfte die Sprache dieser fast immer durch eine schleunige, einzige und tief eindringende Empfindung beseelten, und durch die grossen Scenen der Natur rege gemachten Völker aus ihrer empfindsamen und starken Einbildungskraft einen lebendigen und poetischen Charakter. Das Erstaunen und die Bewunderung, welcher Empfindungen ihre Unwissenheit selbst sie desto fähiger machte, rissen sie mit Gewalt zum Uebertreiben hin. Ihre Seele drückte sich aus, so wie ihre Augen sahen: immer waren es physische Wesen, die sie mit sichtbaren Farben darstellten, und ihre Reden wurden mahlerisch. In Ermanglung bestimmter Ausdrücke, um gewisse zusammengesetzte und verwickelte Begriffe

griffe anzudeuten, gebrauchten sie figürliche Reden. Die Gebehrde, die Leibesstellung, der Ton der Stimme ersetzten oder vollendeten, was den Worten mangelte. Die Metaphern waren in ihren Unterredungen gewöhnlicher und kühner, als sie es selbst in der epischen Dichtkunst der europäischen Sprachen nicht sind. Zumal waren ihre Reden in den öffentlichen Versammlungen voller Bilder, Energie und Bewegungen. Vielleicht sprach nie ein griechischer oder römischer Redner so stark und so erhaben, als einstens ein Anführer dieser Wilden. Man wollte sie aus ihrem Vaterlande wegschaffen: Wir sind, erwiederte er, auf diesem Boden gebohren; unsre Väter sind da begraben. Sollen wir zu den Gebeinen unsrer Väter sagen: steht auf, und ziehr mit uns in ein fremdes Land?

Es läßt sich leicht denken, daß dergleichen Nationen nicht so sanft, so schwach seyn konnten, als die im mittäglichen Amerika. Man empfand, daß sie jene Thätigkeit, jene Energie hatten, die man immer bey den nördlichen Völkern findet, wenn sie nicht, so wie die Lappen, von einer der unsrigen sehr unähnlichen Menschenart sind. Sie waren nicht viel über jenen Grad von Einsichten und politischer Anordnung gekommen, wozu der natürliche Trieb die Menschen in einer geringen Anzahl von Jahren leiten kann: und bey diesen Völkern können die Weltweisen den natürlichen Menschen studieren.

Sie waren in verschiedene kleine Nationen abgetheilt, deren Regierungsform fast einerley war.

Einige hatten erbliche Oberhäupter; andere wählten sich welche; die meisten wurden nur von ihren Aeltesten geleitet. Es waren bloße zufällige und jederzeit freye Vereinigungen, die kein Band befestigte. Der besondere Willen war darinn nicht einmal dem allgemeinen Willen unterworfen. Die gefaßten Schlüsse selbst waren blosse Anschläge, die keinem Menschen eine mit der geringsten Strafe verbundenen Verbindlichkeit auflegten. Wenn man in einem dieser seltsamen Freystaaten den Tod eines Menschen beschloß, so war das mehr eine Art von Krieg gegen einen gemeinschaftlichen Feind, als eine an einem Unterthanen oder Mitbürger ausgeübte richterliche Handlung. In Ermanglung der zwingenden Gewalt erhielten die Sitten das Beyspiel, die Erziehung, die Ehrfurcht für die Alten, die Liebe für die Verwandten, diese so gesetz: als güterlosen Gesellschaften in Frieden. Die Vernunft, die bey ihnen nicht so, wie bey uns durch die Vorurtheile abgeartet, und durch gewaltsame Thaten verletzt war, diente ihnen statt sittlicher Vorschriften und Polizeyverordnungen. Eintracht und Sicherheit bestanden ohne die Vermittlung der Regierung. Nie beleidigte die herrschende Macht jenen mächtigen Instinkt der Natur, die Liebe zur Unabhängigkeit, der, durch die Vernunft geleitet, in uns die Liebe zur Gleichheit hervorbringt.

Daher kam die Achtung, die diese Wilden wechselseitig gegen einander beobachteten. Sie verschwenden Hochachtungsbezeugungen gegen einander, aus einem Gefühl derjenigen, die jeder für sich verlangt. Sie sind zuvorkommend und

zurück-

zurückhaltend, deswegen messen sie ihre Reden ab, und hören aufmerksam zu. Ihr Ernst, den man für Melancholie ansehen sollte, ist zumal in ihren Nationalversammlungen merkwürdig. Ein jeder redet darinn nach der Reihe, seinem Alter, seiner Erfahrung und seinen geleisteten Diensten zufolge. Nie wird man, weder durch einen unschicklichen Vorwurf, noch durch einen unzeitigen Beyfall unterbrochen. Die öffentlichen Angelegenheiten werden dort mit einer Uneigennützigkeit behandelt, wovon man in unsern Regierungen, wo das Wohl des Staats fast nie anders, als aus persönlichen Absichten, oder aus gemeinschaftlicher Denkungsart des Standes, wozu man gehört, gethan wird, nichts weis. Nicht selten geschieht es, daß ein Redner unter diesen Wilden, der im Besitz des allgemeinen Beyfalls ist, diejenigen, die seinen Anschlägen folgen wollen, erinnert, daß ein andrer ihres Vertrauens würdiger sey.

Diese wechselseitige Ehrfurcht unter den Einwohnern einer Dorfschaft herrscht auch unter den Völkern, sobald der Krieg aufhört. Die Gesandten werden mit der Freundschaft empfangen und behandelt, die man Menschen schuldig ist, welche um von Frieden und Eintracht zu reden kommen. Solche irrende Nationen, die nicht einmal den Begriff eines Gebiets haben, pflegen nie wegen des Vornehmens einer Eroberung, oder einer auf Herrschsucht abzweckender Angelegenheit Unterhandlungen mit einander. Selbst diejenigen, die in beständigen Wohnplätzen leben, machen niemand das Recht streitig, sich in ihrem Revier niederzulassen, wenn man sie nur nicht beun-

beunruhigt. Die Erde, sagen sie, ist für alle Menschen gemacht; keiner muß den Antheil zweyer darauf besitzen. Also besteht die ganze Staatsklugheit der Wilden darinn, Bündnisse gegen einen zu zahlreichen oder zu mächtigen Feind zu schließen; oder gar zu verwüstenden Feindseligkeiten Einhalt zu thun. Ist man wegen des Waffenstillstands oder der Verbindungen einig geworden, so giebt man einander gegenseitig das Unterpfand darüber, welches in porzellannen Halsbändern besteht. Dies Porzellan ist eine Art Muschel oder Schnecken. Die weißen sind zugemein, man achtet sie wenig. Die violetten, die selten sind, und die noch seltnere schwarzen, werden am meisten geschätzt. Man giebt ihnen eine cylindrische Gestalt, durchbohrt sie, und reihet sie in Schnuren und Halsbändern. Die ungefähr einen Fuß langen Schnuren bestehen aus hinter einander angereihten Muscheln. An den Halsbändern sind die Körner streifenweise gereiht, die mit kleinen ledernen Striemen an einander gebunden sind, woraus ein ziemlich sauberes Gewebe entsteht. Die Größe, das Gewicht und die Farbe dieses Muschelwerks bestimmen die Wichtigkeit der Sache. Das ist das Band der Völkerschaften und der einzelnen Menschen. Es ist ein heiliges und unverletzliches Unterpfand, das den Worten, den Versprechungen, den Traktaten ihre Heiligung giebt. Die Oberhäupter der Dorfschaften sind die Bewahrer dieser Jahrbücher der Nation. Sie kennen die Bedeutung, sie erklären den Sinn derselben. Mit diesen gemachten Zeichen überliefern sie die Geschichte des Landes dem folgenden Geschlecht.

Da die Wilden keine Reichthümer besitzen, so sind sie wohlthätig. Man sieht es, man empfindet es an der Sorge, die sie für die Waisen, Wittwen und Kranken tragen. Sie theilen freygebig den wenigen Vorrath, den sie besitzen, mit denen, deren Jagd, Fischerey, oder Erndte ihre Hoffnung getäuscht hat. Ihr Tisch und ihre Hütten stehen den Fremden und den Reisenden beständig bereit. Bey den Gastmählern glänzt zumal jene edelmüthige Gastfreyheit, die das Wohlergehen eines einzelnen Menschen zu einer allgemeinen Glückseligkeit macht. Ein Wilder sucht sich nicht so wohl durch das, was er besitzt, als durch das, was er giebt, ein Ansehen zu verschaffen. So wird oft der Vorrath einer Jagd auf sechs Monate in einem Tag verzehrt: und derjenige, der traktirt, hat weit mehr Vergnügen als alle, die er eingeladen hat.

Alle Schilderer der wilden Sitten bringen das Wohlwollen nicht in ihrem Gemählde an. Aber hat das Vorurtheil nicht gemacht, daß sie eine aus Unwillen entspringende Abneigung mit der natürlichen Gemüthsbeschaffenheit vermengt haben? Diese Völker lieben und schätzen die Europäer nicht, und nehmen sie auch nicht wohl auf. Die Ungleichheit der Stände, die wir zur Erhaltung der Gesellschaft für so nothwendig ansehen, ist in den Augen des Wilden die äußerste Narrheit. Sie ärgern sich doppelt darüber, daß bey uns ein Mensch allein mehr besitze, als viele andere zusammen; und daß diese Ungerechtigkeit eine andere nach sich zieht, nemlich ein größeres Ansehen mit mehrern Reichthümern zu verbinden.

Aber

Aber was ihnen eine Niederträchtigkeit und eine Erniedrigung unter das dümmste Vieh scheint, das ist, daß Menschen, die ihrer Natur nach gleich sind, sich so weit herunter setzen, von dem Willen und den Kaprizen eines einzigen Menschen abzuhängen. Die Ehrfurcht, die wir für Titels und für Aemter, und zumal für den Erdball haben, nennen sie einen Schimpf, eine entsetzliche Beleidigung gegen das menschliche Geschlecht. Wenn man einen Kahn zu regieren, den Feind zu schlagen, eine Hütte zu bauen, von wenigem zu leben, hundert Meilen in Wäldern ohne andern Wegweiser als Sonne und Wind, ohne andern Vorrath, als Bogen und Pfeile zu reissen versteht; alsdann ist man ein Mann, und was brauchts weiter? Diese Unruhe, die uns bewegt, über so viele Meere zu setzen, um ein Glück zu suchen, das vor unsern Schritten flieht, halten sie mehr für eine Wirkung unsrer Armuth, als unsers Arbeitstriebs. Sie lachen über unsere Künste, über unsere Manieren, über alle die Gebräuche, auf die wir um so eitler sind, je weiter sie von der Natur abweichen. Ihre Aufrichtigkeit und ihre Redlichkeit macht sie über die Argliſt und Betrügereyen, welche die Grundlage unsers Handels mit ihnen abgegeben haben, erbittert. Eine Menge anderer Beweggründe, die sich zuweilen auf Vorurtheil, zuweilen auf Wirklichkeit stützen, haben die Europäer den Wilden verhaßt gemacht. Nach dem Vergeltungsrecht sind sie gegen uns hart und grausam geworden. Die Abneigung und die Verachtung, die wir ihnen für unsere Sitten beygebracht haben, machen, daß sie sich immer von aller Gesellschaft

mit

mit uns entfernt halten. Man hat nie einen unter ihnen an die Köstlichkeiten unsers Wohlstandes gewöhnen können, da man hingegen Europäer gesehen, die allen Bequemlichkeiten des gesitteten Menschen entsagt haben, um in den Wäldern den Bogen und die Pfeile des Wilden zu ergreifen.

Indessen bringt sie bisweilen eine angebohrne Empfindung des Wohlwollens auf freundlichere Gesinnungen gegen uns. Ein französisches Fahrzeug war gegen Anfang des Winters auf die Felsen von Amicosti gescheitert. Diejenigen Matrosen, die auf dieser wüsten und wilden Insel, der Witterung und dem Hunger entgangen waren, bauten aus den Trümmern ihres Schiffs ein Boot, das sie im Frühjahr nach dem benachbarten festen Land brachte. Eine Hütte von Wilden zeigte sich ihren sterbenden Blicken. Brüder, sagte ihnen freundlich das Haupt dieser einsamen Familie, die Unglücklichen haben ein Recht auf unser Mitleiden und unsern Beystand; wir sind Menschen, und das Elend der Menschheit rührt uns an andern Menschen gleich, wie an uns selbst. Diese Ausdrücke eines zärtlichen Herzens begleitete aller Beystand, der in der Macht dieser edelmüthigen Wilden stand.

Europäer, die ihr so stolz auf eure Regierungen, auf eure Gesetze, auf eure Einrichtungen, auf eure Denkmäler, auf alles, was ihr eure Klugheit nennt, seyd, erlaubt, daß ich euch einen Augenblick hier aufhalte. Ich habe euch so eben mit Einfalt und ohne Kunst das Gemählde

mählde des Lebens und der Sitten der Wilden beschrieben. Ich habe euch weder ihre Fehler verhalten, noch ihre Tugenden übertrieben. Ich bitte euch, die Empfindung, welche meine Erzählung in euch erregt hat, zu erhalten, bis der herrlichste Kopf, der gröste Redner unter euch seinen Pensel zubereitet, und euch das Gute und das Schlimme eurer so gesitteten Gegenden mit aller möglichen Stärke, mit aller Zauberkraft seiner Farben abgeschildert hat. Sein Gemählde wird euch von Bewunderung dahin reissen, daran zweifle ich nicht. Aber glaubt ihr, daß es in eurer Seele jene reitzende Bewegnng zurücklassen wird, die ihr noch empfindet? Wird sie euch eben die Hochachtung, die Liebe, die Ehrfurcht, welche ihr den Wilden bewilliget, für eure Landsleute einflößen? Ihr würdet in den Wäldern nur elende Wilde seyn, hingegen der geringste Wilde würde in eiren Städten der achtungswürdigste Mensch seyn.

Eine einzige Glückseligkeit mangelte den freyen Amerikanern: das Glück, ihre Frauen heftig zu lieben. Umsonst haben sie von der Natur eine vortheilhafte Leibesbildung, schöne Augen, angenehme Gesichtszüge, schwarze, lange und auf dem Kopf wohlstehende Haare erhalten. Alle diese Annehmlichkeiten werden nur, so lange sie ungebunden sind, für etwas gerechnet. Kaum haben sie sich dem Joch der Ehe unterzogen, so wird der Gatte, den sie einzig und allein lieben, selbst gegen Reitze, die sie vor der Ehe, wem sie wollten, überließen, unempfindlich. Zwar ist die Lebensart, wozu der Ehestand sie verdammt,

der

der Schönheit eben nicht vortheilhaft. Ihre Züge verändern sich; sie verlieren zugleich sowohl die Lust, als die Macht zu gefallen. Sie sind arbeitsam, thätig, unermüdet. Man sieht sie, das Land umgraben, säen, erndten, indessen ihre Männer es für zu niederträchtig halten, ihr Haupt und ihren Rücken unter das Joch des Landbaues zu beugen, und sich blos mit Jagen, Fischen, Bogenschießen, kurz damit beschäftigen, die Herrschaft des Mannes auf der Erden auszuüben.

Verschiedene dieser Nationen haben den Gebrauch der Vielweiberey. Selbst diejenigen Völker, wo diese nicht üblich ist, haben sich wenigstens die Ehescheidung vorbehalten. Der Gedanke eines unzertrennlichen Bandes ist dem Geist dieser bis in den Tod freyen Menschen noch nicht eingekommen. Wenn die verheyratheten Personen einander nicht anstehen, so trennen sie sich einmüthig, und theilen die Kinder. Nichts scheint ihnen den Gesetzen der Natur und der Vernunft mehr zuwider zu seyn, als das entgegengesetzte System der Christen. Der große Geist, sagen sie, hat uns geschaffen, um glücklich zu seyn; und man würde gegen ihn sündigen, wenn man in einem Zustand des Zwangs und des Verdrußes lebte. Diese Moral stimmt mit der Sprache überein, die ein Miamis gegen einen unsrer Missionarien führte. Wir konnten, meine Frau und ich, nicht mehr gut zusammen leben. Mein Nachbar verstand sich nicht besser mit der Seinigen. Wir haben unsere Weiber zusammen vertauscht, und nun sind wir alle vergnügt.

Ein berühmter Schriftsteller, und den man auch noch dann bewundern muß, wenn man seine Meynung nicht annehmen kann, glaubt, daß die Liebe bey den Amerikanern deswegen nicht so wie bey den Europäern ein Grundtrieb zum Fleiße, zum Genie, zur sittlichen Vollkommenheit sey, weil die Amerikaner einen schwächern sechsten Sinn haben, als die Europäer. Diese Wilden sollen weder die Quaalen noch die Freuden der heftigsten aller Leidenschaften empfinden. Luft und Erde, deren Feuchtigkeit zum Wachsthum der Pflanzen so viel beyträgt, macht, daß sie wenig Feuer zur Zeugung haben. Derselbe Saft, der die Fluren mit Wäldern, und die Bäume mit Blättern bedeckt, macht, daß die Mannspersonen sowohl als das weibliche Geschlecht langes, glattes, dickes, starkes und zähes Haupthaar bekommen. Menschen, die einen nicht viel stärkern Bart haben, als die Verschnittenen, müssen an Zeugungssäften eben keinen Ueberfluß haben. Das Blut dieser Völker ist wässerig und kalt. Das männliche Geschlecht hat manchmal Milch in den Brüsten. Daher kömmts, daß sie so spätte Neigung zu den Weibsleuten bekommen; daß eine Abneigung sie während der monatlichen Reinigung und der Zeit der Schwangerschaft von ihnen entfernt hält; daß sie so eine schwache und übergängliche Liebeshitze fühlen, die nur zu gewissen Zeiten des Jahrs wieder rege wird. Daher kömmt dann auch diese lebhafte Einbildungskraft, die sie abergläubisch; im Finstern wie die Kinder furchtsam; zur Rache so geneigt als Frauensleute, in ihren Reden dichterisch und bilderreich, mit einem Wort empfindlich, aber nicht sehr leidenschaft-

schaftvoll macht. Endlich kam auch zum Theil daher diese geringe Menschenzahl, die man immer bey ihnen bemerkt hat. Sie haben wenig Kinder, weil sie die Frauensleute nicht genug lieben: und das ist ein Nationalfehler, den die Alten den jungen Leuten unaufhörlich vorwarfen.

Aber könnte man nicht sagen, daß die Neigung zu dem weiblichen Geschlecht nicht sowohl wegen der Leibesbeschaffenheit der Wilden, als wegen ihres sittlichen Charakters schwach ist? Die Vergnügungen der Liebe sind da zu leicht, um ein mächtiges Verlangen darnach zu erregen. Sieht man denn wohl bey uns, daß die Mannspersonen das andere Geschlecht am meisten lieben, oder die Frauen am meisten Kinder zeugen, in den Jahrhunderten, wo die Ueppigkeit die Unzucht befördert? In welchen Ländern war wohl die Liebe eine Quelle von Heldenmuth und Tugend, wo die Frauenspersonen ihre Liebhaber nicht durch das Weigern der Schamhaftigkeit, oder durch den Schimpf, den sie mit den Schwachheiten ihres Geschlechts verbanden, angefeuert hätten? Zu Sparta, zu Rom, in Frankreich selbst, in den Ritterzeiten hat die Liebe einen Grund, grosse Dinge zu thun und zu leiden, abgegeben. Dort verstärkte sie, mit einer aufs Allgemeine gehenden Denkungsart sich vermengend, den Patriotismus, oder vertrat dessen Stelle. Da es schwerer war, immer einer Frauensperson zu gefallen, als verschiedene zu verführen, so verlängerte die Herrschaft der moralischen Liebe, welche die Macht der physischen, indem jene diese niederdrückte, leitete, ja sogar durch Hoffnungen, welche die Begierden

immer fort reitzten, und die Kräfte unterhielten, betrog. Aber diese Liebe, die wenig genoß, richtete viel aus. Die Liebe war eine Leidenschaft, und keine Kunst. Durch die Unschuld selbst erzeugt nährte sie sich von Opfern, statt sich in den Listen zu ersticken.

Was die Wilden betrift, wenn diese das Frauensvolk nicht so sehr lieben, als die gesitteten Völker, so kömmt das vielleicht nicht aus Mangel an Kraft, und Trieb zur Fortpflanzung. Aber das erste Bedürfniß des Menschen dämpft bey ihnen den Ruf des zweyten. Die Sorge für ihre Nahrung erschöpft fast alle ihre Kräfte. Die Jagd und ihre Streifereyen lassen ihnen weder Mittel noch Muße, sich zu vermehren. Jede streifende Nation wird nie fruchtbar seyn. Was sollte aus den Frauen werden, wenn sie ihren Männern mit Kindern unter ihrem Herzen, oder an ihrer Brust hundert Meilen weit folgen müßten? Was sollte aus den Kindern selbst werden, wenn sie diese Brust, die unter Wegs versiegen würde, nicht mehr hätten? Also hindert die Jagd die Vermehrung der Menschen, und der Krieg reibt sie auf. Ein Krieger unter den Wilden widersteht den verführerischen Fallstricken, worinn die jungen Mädchen ihn zu verwickeln suchen. Wenn die Natur dieses Geschlecht zwingt, das Fliehende zu verfolgen und sogar hinzugehen, die Mannspersonen in ihrem Lager zu reitzen, so überlassen sich diejenigen, die von der Kriegsehre nicht so sehr gerührt sind, als von den Reitzen der Schönheit, der Versuchung. Allein die wahren Krieger, die man von

Jugend

Jugend auf lehret, daß der Umgang mit Frauensleuten den Muth und die Kräfte vermindert, widerstehen. Canada ist also keine Wüstenei durch die Kargheit der Natur, sondern durch die Lebensart seiner Einwohner. Sie sind so geschickt zur Zeugung, als unsre nordischen Völker; aber sie verbrauchen alle ihre Kräfte zu ihrer Erhaltung. Der Hunger erlaubt ihnen nicht, der Liebe zu folgen. Opfern die mittäglichen Völker alles dieser Leidenschaft auf, so kömmt es daher, weil jene sehr geschwind, und mit leichter Mühe befriedigt wird. In einem Lande, wo die Natur viel hervorbringt, und der Mensch wenig verzehrt, lenkt sich aller Ueberfluß an Kräften auf die Zeugung hin, die außerdem auch noch durch die Hitze der Himmelsluft befördert wird. In einer Gegend aber, wo die Menschen gefräßiger sind, als die Natur ergiebig, werden die Zeit und Fähigkeiten des Menschengeschlechts durch Ermüdungen verzehrt, die der Bevölkerung nachtheilig sind.

Aber ein Beweis, daß die Wilden nicht minder zärtlich gegen das weibliche Geschlecht gesinnt sind, als wir, liegt darinn, daß sie ihre Kinder weit mehr lieben. Eine Mutter säugt ihren Sohn bis ins vierte und fünfte, ja manchmal bis ins sechste und siebente Jahr. In der zartesten Kindheit ehrt man an ihnen ihre natürliche Unabhängigkeit. Nie schlägt man sie, nie schilt man sie, um den freyen und kriegerischen Geist, der einstens die Grundlage ihrer Gemüthsart ausmachen soll, nicht niederzuschlagen. Man scheut sogar, wenn man sie zu etwas zureden will, gar zu starke Gründe zu gebrauchen, weil das eine Art von

Gewalt wäre, die man ihrem Willen anthäte. Da man sie nichts lehrt, als was sie wissen müssen, so sind sie die glücklichsten Kinder auf der Welt. Wenn sie sterben, so beweinen sie ihre Eltern bitterlich. Man sieht bisweilen zwey Ehegatten nach Verlauf eines halben Jahres Thränen auf dem Grabe eines Kindes zusammen vergießen, und die Muttermilch aus ihren Brüsten darauf träufeln.

Fast eben so stark und noch dauerhafter sind bey den Wilden die Bande der Freundschaft. Die Freundschaft ist eigentlich keine Pflicht, weil man sie nicht befehlen kann; aber sie ist eine angenehmere, zärtlichere, ja selbst stärkere Verbindung als diejenige, welche die Natur oder die gesellschaftlichen Einrichtungen zu Stande bringen. Alle diejenigen, welche dieses reitzende Gefühl vereiniget hat, stimmen wechselweise in schweren Fällen mit ihren Rathschlägen, im Unglück mit ihren Tröstungen, in ihren Verrichtungen mit ihrer Unterstützung, und im Unglück mit ihrer Hülfe überein. Fern die Verbindlichkeit dieser Tugend vermindern zu wollen, vergnügt sich die Einbildung daran, sie zu vergrößern. Man will, daß sie nicht ohne eine vollkommene Ergebung seiner selbst, ohne eine gänzliche Entsagung seiner persönlichen Vortheile gegen die wirklich geliebte Person bestehen könne.

Nicht allen Menschen ist es gegeben, die Annehmlichkeiten der Freundschaft zu genießen. Verschiedene sind in Ansehung der Kälte und der Trockenheit ihres Charakters sie weder zu empfin-

den,

den, noch zu erregen fähig. Wie könnte sie das Herz eines Reichen beseelen? Er wird nur von seinem gegenwärtigen Ueberfluß, von der Begierde, ihn zu vermehren, und von der Furcht, ihn zu verlieren, gerührt. Der Mächtige braucht nur Schmeichler, deren furchtsames Auge sich nicht bis zu ihm erheben darf, kriechende Seelen, die seinen Schutz demüthig erflehen. Was für einen Reiz würde er in einer genauen Vereinigung finden können, welche die niedrigste Klasse der Bürger eben so gut, oder noch besser empfinden kann, als er? Der Verschwender ist zu gründlichen und dauerhaften Neigungen eben so unfähig; der Pracht, die Verschiedenheit der Vergnügungen, dies ist alles, was ihn dahin reißt. Sein Genuß ist nur sinnlich; seine Seele nimmt keinen Antheil an seinen Verbindungen.

Bey den Wilden wird die Freundschaft niemals durch jene Menge entgegen gesetzter Anliegen gestört, die in unsern Gesellschaften alle Verbindungen, selbst die süßesten und heiligsten schwächen. Da wählt sich das Herz eines Mannes ein Herz, um alle seine Gedanken, seine Empfindungen, sein Vorhaben, sein Leid und seine Freude darinn auszuschütten. Alles wird unter zwey Freunden gemein. Sie ergeben sich einander auf ewig; sie streiten neben einander; und sterben unfehlbar einer auf dem Leichnam des andern. Alsdann haben sie sogar die süße Ueberzeugung, daß ihre Trennung nur für einen Augenblick sey, und daß sie in einer andern Welt wieder zusammentreffen werden, um sich nie wieder zu verlassen, und sich stets die größten Dienstlei-

leistungen erzeigen zu können. Ein Iroquese, der ein Christ war, der sich aber nicht nach den Lehren des Evangeliums betrug, wurde mit den ewigen Strafen bedroht. Er fragte, ob sein vor einigen Tagen begrabener Freund in der Hölle sey? Ich habe starke Gründe, daß er nicht dahin ist gestürzt worden, antwortete der Missionar. Wenn dem also ist, erwiederte der Wilde, so will ich nicht dahin gehen. Er versprach auf der der Stelle, seine Sitten zu bessern, und sein Leben war von dieser Zeit an sehr erbaulich.

Die Wilden besitzen eine Scharfsinnigkeit, die jeden Menschen in Erstaunen setzt, der da nicht weis, wie sehr unsere Künste und Verfahren unsern Geist träg gemacht haben, weil wir fast immer nur die Mühe zu lernen, und sehr selten das Bedürfniß zu denken haben. Haben sie indessen nichts zur weitern Vollkommenheit gebracht, so wenig als die Thiere, bey denen man das meiste Geschick bemerkt; so kömmt es vielleicht daher, weil diese Völker keine andere Begriffe haben, als die, die sich auf die ersten Bedürfnisse beziehen, und da setzt sodann die unter ihnen herrschende Gleichheit jeden Wilden in die Nothwendigkeit, diese Begriffe zu erwerben, und sein ganzes Leben damit zuzubringen, seinen Kurs von Kenntnissen zum beständigen Gebrauch zu vollenden. Daher kommt es dann, daß die Summe der Begriffe einer jeden Gesellschaft von Wilden nicht größer ist, als die Summe der Begriffe eines jeden einzelnen Menschen unter ihnen.

Statt der tiefen Betrachtungen haben die Wilden Lieder. Ihr Gesang ist, so heißt es, eintönig. Aber hatten diejenigen, die ihn dafür erklärt haben, ein sie recht zu hören geschicktes und gebildetes Ohr? Das erstemal, daß man in unsrer Gegenwart eine fremde Sprache redet, scheint es uns, als wenn alles darinn in eins fort, mit einerley Ton, ohne Abwechslung der Stimme oder Prosodie geredet würde. Man fängt erst nach einer ziemlich langen Erfahrung an, die Wörter und Sylben zu unterscheiden, zu bemerken, daß die einen dumpfiger, die andern heller klingen, und einen gewißen Zeitraum erfordern. Müßte man wenigstens nicht eben so viel Zeit nehmen, um über die Melodie eines Volks, die der Sprache immer untergeordnet seyn muß, zu entscheiden?

Ihre Tänze sind fast immer ein Bild des Kriegs, und werden gemeiniglich mit den Waffen in der Hand getanzt. Sie sind so ausdruckvoll, so schnell, so schröcklich, daß ein Europäer, der sie zum erstenmal sieht, sich des Entsetzens nicht erwähren kann. Er glaubt, den Augenblick werde die Erde mit Blut und zerstreuten Gliedern bedeckt liegen, und von allen Tänzern und Zuschauern werde nicht ein Mann übrig bleiben. Ist es nicht seltsam, daß der Tanz in den ersten Zeiten der Welt und bey den Wilden eine nachahmende Kunst sey, und daß er in den gesitteten Ländern diese Eigenschaft verloren habe, indem er da auf eine gewiße Anzahl, ohne Handlung, ohne Grund, ohne Zusammenhang angebrachter Bewegungen eingeschränkt zu seyn scheint? Aber

es verhält sich mit den Tänzen wie mit den Sprachen: diese werden immer abstrackter, so wie die Begriffe, aus denen sie entstehen. Die Zeichen derselben werden allegorischer, je nachdem der Geist des Volks verfeinerter wird. So wie ein Wort in einer gelehrten Sprache mehr als einen Begriff ausdrückt, so ist ein Pas, eine Stellung hinreichend, um in einem überlegten Tanz verschiedene Empfindungen auszudrücken. Der Fehler liegt an den Tänzern, oder an den Zuschauern, daß sie keine Einbildungskraft haben, wenn sie keine Bedeutung, keinen Ausdruck in einem figurirten Tanze hineinbringen oder entdecken. Zudem können die Wilden nur starke Leidenschaften und wilde Sitten schildern: die Bilder davon müssen also auch in ihren Tänzen, welche die Gebehrdensprache, die erste und ungekünstelteste aller Sprachen sind, ausdruckvoller seyn. Die gesitteten und friedlichen Nationen haben aber nur sanfte Leidenschaften, mit ihren Bildern zu mahlen, die fähig sind, verfeinerte Begriffe zu erregen. Indessen müßte man bisweilen den Tanz seinem Ursprung wieder näher bringen; ungekünstelte Sitten darinn schildern; die ersten Neigungen der Natur durch Bewegungen, die sie anzeigen, wieder aufleben lassen; und sich von dem alten und gelehrten Wege der Römer und Griechen entfernen, um wieder auf die starken und redenden Bilder der Wilden in Canada zu kommen.

Diese, die immer von der sie gegenwärtig beschäftigenden Leidenschaft einzig erfüllt sind, empfinden, so wie alle müßige Menschen, eine Art

von

von rasender Begierde für das Spielen, und zumal für Glücksspiele. Diese gewöhnlich so stillen, so mäßigen, so Herr über sich selbst seyenden, so uneigennützigen Menschen werden im Spiel ausgelassen, habsüchtig, unruhig: sie verlieren dabey die Ruhe, die Vernunft und alles, was sie besitzen. Sie überlassen sich, weil sie von allem fast entblößt, auf alles, was sie sehen, begierig, und sobald es ihnen gefällt, hitzig sind, es zu besitzen und zu genießen, ganz den schleunigsten und am wenigsten mühsamen Mitteln es zu erwerben. Das ist eine Folge ihrer Sitten, und auch eine Folge ihrer Gemüthsart. Der Anblick des gegenwärtigen Vergnügens verbirgt ihren Augen immer das Uebel, das darauf folgen kann. Ihre Vorsehungskraft reicht nicht einmal von dem Morgen bis in die Nacht. Sie sind wechselweise bald unverständige Kinder, bald schröckliche Männer. Alles hängt von dem Augenblick ab.

Das Spiel allein könnte sie schon zum Aberglauben leiten, wenn sie auch ihrer Natur nach nicht dieser Plage des menschlichen Geschlechts unterworfen wären. Aber da nicht viel Aerzte oder Scharlatane von dieser Art unter ihnen sind, so haben sie weniger von dieser Pest auszustehen, als die gesitteten Völker; sie wenden besser alle Linderungsmittel der Vernunft dagegen an. Die Irokesen nehmen ein erstes Wesen, welches den Lauf der Welt nach seinem Gefallen einrichtet, auf eine dunkle Art an. Sie betrüben sich nicht über das Böse, das dieses Wesen erlaubt oder thun läßt. Wenn ihnen eine unglückliche Begebenheit

benheit zustößt, so sagen sie: Der Mann dort oben hat es so gewollt. Und es liegt vielleicht mehr Weisheit in dieser Unterwerfung, als in allen Schlüssen und Deklamationen unsrer Weltweisen. Die meisten andern Nationen beten die beyden Grundwesen an, die gar geschwind im menschlichen Geist entstehen, sobald er sich unsichbare Wesen vorgestellt hat. Manchmal erhält ein Fluß, ein Wald, Sonne und Mond ihre Anbetung; weil sie überall, wo sie eine Bewegung erblicken, und den Grund derselben nicht kennen, eine Seele hinversetzen.

Sie scheinen einige Vorstellung von einem andern Leben zu haben; aber da sie gar keinen sittlichen Grundsatz kennen, so glauben sie auch nicht, daß es zur Strafe des Lasters, und zur Belohnung der Tugend bestimmt sey. Sie glauben, der unermüdete Jäger, der furcht- und mitleidslose Krieger, der Mann, der viele Feinde getödtet oder verbrannt, und seiner Völkerschaft den Sieg verschaft hat, werde in ein Land kommen, wo allerley Thiere seinen Hunger stillen werden. Aber diejenigen, die ihr Leben ohne Ruhm und in der Trägheit zubringen, werden ewig auf einen unfruchtbaren Boden, wo Hunger und Krankheit sie verfolgen sollen, verbannt werden. Ihre Lehrsätze sind für ihre Sitten und ihre Bedürfnisse gemacht. Sie glauben an Freuden und Qualen, die sie kennen. Sie haben mehr Hoffnung als Schröckbilder; selbst in ihren Irrthümern sind sie glücklich. Indessen werden sie doch durch Träume gequält.

Nichts

Nichts ist der Unwissenheit so natürlich, als grosse Geheimnisse in den Träumen zu suchen; als sie irgend einem mächtigen Wesen zuzuschreiben, das den Augenblick ergreift, wo alle unsere Kräfte durch den Schlaf aufgehoben und festgebunden sind, um in der Abwesenheit unserer Sinne über uns zu wachen. Es ist gleichsam eine fremde Seele, die sich in uns einschleicht, um uns wegen des zu warnen, was fern in der Zukunft, die dem Wesen, das sie schon geschaffen hat, wenn wir sie noch nicht erblicken, immer gegenwärtig ist, vorgeht. Dieses Vorurtheil, das erst in einem Zustande einer angehenden Gesellschaft entsteht, erzeugt bey den gebildeten Völkern die Offenbarungen, die Erscheinungen, den Umgang mit der Gottheit. Keiner wird ein Prophet, der nicht geträumt hat. Das ist der erste Schritt im Handwerk: wer nicht träumt, wird nie wahrsagen.

In dem harten und rauhen Himmelsstrich von Canada, bey Völkern, die nur von Jagd leben, werden die Nerven bisweilen durch die üble Beschaffenheit der Luft, durch die Abmattungen und durch langes Hungern schmerzhaft angegriffen. Alsdann haben die Wilden Träume, und diese Träume sind traurig und schröcklich. Sie träumen, daß sie von Feinden umringt sind; sie sehen ihre überfallene Dorfschaft im Blute schwimmen, sie empfangen Beschimpfungen und Wunden; man raubt ihnen ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Freunde. Wenn sie dann aufwachen, halten sie diese Gesichte für Warnungen der Götter, und die Furcht, aus der diese Meynung in ihrer Seele entspringt, vermehrt ihre Wildheit noch durch die Melancholie, womit sie alle ihre Vorstellungen

und

und ihre finstern Blicke färbt. Die der Welt unnützen alten Weiber träumen für die Sicherheit des Staats, so wie bey uns die Trägen beten und singen. Einige kindische Greise träumen mit ihnen für die öffentlichen Angelegenheiten, auf denen sie sonst keinen Einfluß haben. Junge Leute, die zur Jagd, zum Krieg und zu Arbeiten untüchtig sind, träumen auch, um an der Regierung der Dorfschaft Antheil zu haben. Umsonst hat man sich zwey hundert Jahre hindurch bemüht, so tief eingewurzelte Irrthümer auszurotten. Ihr Christen, haben die Wilden beständig geantwortet, ihr lacht über den Glauben, den wir an Träume haben, und ihr verlangt, daß wir noch viel unwahrscheinlichere Dinge glauben sollen. Man sieht also immer auch bey diesen Nationen den Keim zum Priesterthum und zu den grösten Uebeln.

Thäten es nicht diese Anfälle von Melancholie und diese Träume, so wäre nichts seltener, als Streitigkeiten unter den Privatpersonen. Europäer, die lange in diesen Gegenden gelebt, haben versichert, daß sie niemals einen Wilden zornig gesehen haben. Ohne den Aberglauben wären auch die Streitigkeiten der Nationen gegen einander höchst selten.

Die Zänkereyen der einzelnen Wilden unter einander werden gemeiniglich durch den ganzen Staat beygelegt. Die Achtung, welche die Nation dem Beleidigten bezeigt, besänftigt seine Eigenliebe, und macht sein Gemüth zum Frieden geneigt. Es ist schwerer, unter zwey Völkern die Zwiste zu vermeiden, und die Feindseligkeiten beyzulegen.

Die

Die Jagd ist eine Quelle des Krieg. Sobald zwey Haufen, die durch hundert Meilen weite Wälder von einander getrennt leben, sich in ihren Streifereyen begegnen, und einander das Wildpret etwa abjagen, so bedenken sie sich nicht lange, die für die Bären bestimmten Pfeile auf einander abzudrücken. Alsbald wird ein leichter Scharmützel der Saame einer ewigen Zwitracht. Die besiegte Parthie schwört den Siegern eine unversöhnliche Rache, einen Nationalhaß, der in ihrem Blut leben, und aus ihrer Asche wieder aufstehen soll. Indessen erlischt auch bisweilen der Streit in den Wunden beyder Parthien, wenn von beyden Seiten nur hitzige Jünglinge, die in dem Feuer ihres Alters fern hingezogen waren, um ihren ersten Versuch in den Waffen zu thun, auf einander gestoßen sind. Aber die Wuth ganzer Völker entsteht um keine geringere Ursache.

Wenn ein Grund zum Krieg da ist, so beurtheilt dessen Gültigkeit, beschließt und erklärt ihn, nicht ein Mensch. Die Nation kommt zusammen, und der Anführer redet. Er legt die Beschwerden und das erlittene Unrecht vor. Man überlegt und wäget die Gefahren und Folgen eines Bruchs. Die Redner gehen gerade auf ihren Zweck los, ohne sich aufzuhalten oder abzuschweifen, oder sich irre leiten zu lassen. Die Angelegenheiten werden mit einer Stärke von Vernunft und Beredsamkeit behandelt, die aus der Augenscheinlichkeit und Simplicität der Gegenstände entspringt; ja sogar mit einer Unparteylichkeit, deren dort die Gemüther bey aller

Hitze

Hitze der Leidenschaften fähiger sind, als sie es bey uns wegen der Verwicklung der Ideen wären. Wird der Krieg mit einmüthiger Stimme durch den allgemeinen Zuruf beschlossen, so werden die Bundesgenossen dazu eingeladen. Selten weigern sie sich, Antheil daran zu nehmen, weil sie immer irgend ein Unrecht zu rächen, oder die Stelle irgend einiger Todten durch Gefangene zu ersetzen haben.

Nachher beschäftigt man sich damit, ein Oberhaupt zu wählen. Wenn eine gewisse Anzahl Männer sich vereinigen, um eine Unternehmung von gemeinschaftlichen Interesse auszuführen, so muß einer von ihnen den Auftrag erhalten, die Bewegungen des Haufens zu leiten, dessen gemeinschaftliche Seele er seyn muß, die Seele, die allen zusammen eben so mächtig befiehlt, als den Gliedern ihres eigenen Körpers, von denen sie eben so schnell und getreu bedient werden muß. In dem Augenblick, wo diese Gleichförmigkeit aufhört, entsteht Unordnung. Es ist keine Armee mehr, die den gleichen Endzweck hat. Es werden abgesonderte Officiere, einzelne Soldaten, die sich besondern Absichten überlassen. Diese Unterwürfigkeit, die 100,000 Köpfe, 200,000 Arme mit einem General verbindet, ist das vornehmste, was unsere neuern Krieger von den ältern unterscheidet. Bey den letztern wählte sich jeder seinen Feind, und gieng ihm mitten im Haufen entgegen. Eine Schlacht war nichts, als eine große Menge Zweykämpfe, die zu gleicher Zeit auf einem Schlachtfelde vorgiengen. In unsern Tagen geht es nicht so. Dies sind tiefe, lange

und dichte Haufen Menschen, die in Linien dicht an einander stehen, und sich von allen Seiten wie ein einziger bewegen. Ehemals war es ein Zweykampf eines gegen den andern; jetzt ist es ein Zweykampf eines Haufens gegen den andern. Der geringste Fehler im Gehorsam würde Verwirrung, die Verwirrung ein abscheuliches Blutbad und eine schimpfliche Niederlage entstehen machen.

Die Abneigung, welche die Wilden von Canada für alles haben, was ihre Unabhängigkeit hindern kann, hinderte sie doch nicht, die Nothwendigkeit eines Anführers einzusehen. Hauptleute haben sie allzeit zur Schlacht angeführt, und bey dem Vorzug, den sie ihnen gestatteten, sahe man dabey sehr auf die Physionomie. Dies Mittel, die Menschen zu beurtheilen, wäre vielleicht bey Völkern, die von Jugend auf gebildet werden, ihr äußeres Ansehen und alle ihre Bewegungen in Zwang zu halten, und also keine Physionomie mehr haben, und voller Verstellung und angenommener Leidenschaften sind, fehlerhaft und lächerlich. Aber bey den Wilden, die blos von der Natur geleitet, den Gang derselben kennen, trügt der erste Anblick selten. Nächst einem kriegerischen Ansehen will man eine starke Stimme finden; weil bey Heeren, die ohne Trommeln und Feldmusik ziehen, um den Feind besser zu überfallen, nichts geschickter ist, Lermen zu schlagen, und das Zeichen zum Treffen zu geben, als die schröckliche Stimme eines Anführers, der zu gleicher Zeit ruft und angreift. Aber die verrichteten Thaten bestimmen vor allen Dingen die Wahl des Feldherrn. Jeder hat das Recht, seine Siege zu rühmen, um der erste zu werden,

der in die Gefahr gehe; das zu sagen, was er gethan hat, um zu beweisen, was er thun wird; und die Wilden finden, daß es einem zerfetzten Helden, der seine Narben zeigt, sehr wohl ansteht, sich zu loben.

Derjenige, der die andern den Weg des Sieges führen soll, ermangelt niemals, eine Anrede an sie zu halten. „ Freunde, sagt er, die „ Gebeine unsrer Brüder liegen noch unbe„ deckt. Sie rufen wider uns; wir müssen „ ihnen Genugthuung leisten; Jünglinge, „ greift zu den Waffen; füllt eure Köcher; „ bemahlt euch mit den Todesfarben, die „ das Schrecken verbreiten. Die Wälder „ erschallen von unsern Kriegsgesängen. Un„ sern Todten wollen wir durch das Rach„ geschrey die Zeit verkürzen. Wir wollen „ uns in dem Blut unsrer Feinde baden, „ Gefangene machen, und kämpfen, so lange „ Wasser in den Flüssen fließen, das Gras „ auf unsern Feldern wächst, und so lange „ Sonne und Mond an dem Firmament „ glänzen werden. “

Nach dieser Anrede gehen die Tapfern, die nach den Gefahren des Kriegs lechzen, zu dem Anführer, und sagen ihm: Ich wills mit dir wagen. Gut, antwortet jener, wir wollen zusammen wagen. Aber da man keinen Menschen ermuntert hat, damit nicht eine falsche Ehrbegierde Feige bewöge, mitzuziehen, so muß man manche Proben aushalten, ehe man zum Soldaten angenommen wird. Hat der Jüngling den

Feind

Feind noch nicht gesehen, und er zeigte etwa die geringste Ungeduld, wenn man ihn nach langem Fasten der brennenden Sonne, den harten Nachtfrösten, dem blutigen Stich der Insekten aussetzt, so würde man ihn für unfähig und unwürdig ansehen, das Gewehr zu tragen. Wird die Militz unsrer Heere so geworben? Welch trauriges Verfahren, welche schröckliche Vorbedeutung dagegen! Menschen, die sich von dem Werben nicht durch die Flucht haben befreyen, oder durch Vorrechte und Geld haben entziehen können, schleppen sich, mit niedergeschlagenem Blick, blassem und traurigem Gesicht vor einem Beamten, dessen Verrichtungen dem Volk verhaßt, und dessen Redlichkeit verdächtig ist. Zitternde und trostlose Eltern scheinen, ihren Sohn in den Tod zu begleiten. Ein schwarzes Loos wird aus dem schröcklichen Topfe gegriffen, und bezeichnet die Schlachtopfer, die der Fürst dem Krieg weiht. Eine Mutter drückt umsonst in ihrer Verzweiflung den Sohn an ihr Herz, den man aus ihren Armen reißt. Unter Verfluchungen des Tages, da sie heyrathete und da sie gebahr, sagt sie ihrem Sohn ein ewiges Lebewohl. Nein, auf die Art bildet man keine wahre Soldaten! Nicht unter jenem Trauer- und Verzweiflungsgeleite stellen sich die Wilden zum Sieg: unter Gastereyen, Tanz und Gesang ziehen sie aus. Die jungen Eheweiber gehen ein oder ein paar Tagereisen mit ihren Männern; aber ohne ein Zeichen von Verdruß oder Traurigkeit von sich zu geben. Dürften Frauen, die in den Geburtsschmerzen nicht ein einzigesmal schreyen, die Vertheidiger, die Rächer des Vaterlandes, durch Thränen, ja selbst durch Liebesthränen wohl weichherzig machen?

Alle ihre Waffen bestehen in einer Art von Wurfspießen, die mit Knochenspitzen besetzt sind; und in einem Kopfbrecher. Vor der Ankunft der Europäer war das nur eine kleine Keule von sehr hartem Holz, rund, und auf der einen Seite scharf. Heut zu Tag ist es eine kleine Axt, die sie mit erstaunlicher Behendigkeit führen. Die meisten haben gar keine Vertheidigungswaffen; aber wenn sichs zuträgt, daß sie die Palisaden angreifen, die um die Dorfschaften gesetzt sind, so bedecken sie den Leib mit leichtem Holz. Diejenigen, die sich eine Art Küraß von Rohr flechten, legten ihn ab, sobald sie sahen, daß diese gegen den Schuß des Feuersgewehrs nicht deckten.

Das Heer nimmt auf seinen Zügen die Träumer mit, die, unter den Namen Jongleurs nur gar zu oft das, was geschehen soll, angeben. Es zieht ohne Fahnen. Alle Krieger gehen fast nackend, um im Gefecht behender zu seyn; und beschmieren sich den ganzen Leib mit Kohlen, um schröcklicher zu scheinen, oder mit Erde, um sich in der Ferne zu verbergen, und den Feind besser zu überfallen. Ungeachtet ihrer natürlichen Unerschrockenheit; ungeachtet ihrer Abneigung gegen die Verstellung, so werden doch alle Kriege unter ihnen durch List geführt. Diese Kunst, einander zu überlisten, die allen Völkern, den wilden sowohl als den gesitteten gemein ist, ob sie schon dem Muth, dem Vorurtheil von Ehre zuwider scheint; diese Kunst ist den kleinen Nationen in Canada nothwendig worden. Sie hätten einander gänzlich aufgerieben, wenn sie, statt

den

den nur mit dem Blut der Sieger gefärbten Sieg zu lieben, nicht die Ehre der Anführer darinn gesetzt hätten, alle ihre Gefährten wieder mit zurückzubringen. Die Ehre besteht also darinn, über den Feind herzufallen, ohne daß er sichs vermuthet. Eine Feinheit der Sinnen, welche alles verstärkt, und nichts schwächt, lehrt diese Völker, die Oerter unterscheiden, wo man hergekommen ist. Durch das Gesicht und den Geruch können sie, wie es heißt, Fußstapfen auf dem kürzesten Grase, auf harter und trockener Erde, ja sogar auf Steinen erkennen; sie wissen an der Art dieser Spuren, von welcher Nation sie herrühren. Vielleicht erkennen sie selbige nur an den Blättern, womit die Wälder die Erde unaufhörlich bedecken.

Wenn man das Glück hat, unvermerkt dem Feinde nahe zu kommen, so thut man eine Generalsalve mit Pfeilen, und fällt mit dem Kopfbrecher über den Feind her. Ist er auf seiner Huth, oder gar zu gut verschanzt, so zieht man sich, wo möglich, zurück; kann man das aber nicht, so muß man kämpfen, bis man siegt oder stirbt. Derjenige, der den Sieg davon trägt, giebt den Verwundeten, die er nicht mitnehmen kann, den Rest, reißt den Todten ihr Haupthaar aus, welches seine einzige Beute ist, und nimmt Gefangene mit.

Der Sieger läßt seinen Kopfbrecher, worauf er erstlich das Zeichen seiner Nation, seiner Familie ihres, und zumal sein Bild zeichnet, auf dem Schlachtfelde zurück: letzteres besteht in einem

Oval, worinn die Figuren stehen, die auf seinem Gesicht gemahlt sind. Andere mahlen alle diese Ehren- oder vielmehr Siegeszeichen auf den Stamm eines Baums, oder auf eine Rinde mit Kohlen, die in vermischten Farben zerrieben sind. Man fügt diesen Trophäen, die in hieroglyphischen Zeichen geschriebene Geschichte, nicht nur des Gefechts, sondern des ganzen Feldzugs hinzu. Nächst dem Bilde des Feldherrn kömmt die Anzahl seiner Soldaten, die mit eben so viel Strichen; die Zahl der Gefangenen, die durch ungestaltete Menschenfiguren; die Zahl der Todten, die durch Menschenfiguren ohne Köpfe angedeutet werden. Das sind die redenden und die Kunstzeichen, die bey allen Völkerschaften vor der Schreib- und Buchdruckerkunst vorhergegangen sind, und vor den zahlreichen Bibliotheken, die eine Last für die Palläste der Reichen, und für die Köpfe der Gelehrten sind.

Die Geschichte der Kriege ist bey den Wilden kurz: sie haben Eile, sie zu schreiben. Da die Flüchtlinge mit Macht zurück kommen könnten, so erwartet sie der Sieger nicht. Seine Ehre besteht darinn, eilig zu marschiren, ohne sich je auf seinem Wege aufzuhalten, bis er auf seinem Gebiet und in seiner Dorfschaft angelangt ist. Da empfängt man ihn mit den Entzückungen der lebhaftesten Freude, mit Lobeserhebungen, worinn seine Belohnung besteht. Nachher denkt man auf das Schicksal der Gefangenen, die einzige Frucht des Sieges.

Die glücklichsten darunter sind diejenigen, die man wählt, um die Krieger zu ersetzen, welche die Nation im letzten Treffen, oder in vorhergegangenen Gelegenheiten verloren hat. Diese Aufnahme ist weislich erdacht worden, um Nationen fort zu erhalten, die ein beständiger Kriegszustand bald erschöpfen würde. Die einer Familie auf die Art einverleibten Gefangenen werden Vettern, Oheime, Väter, Brüder, Ehegatten; mit einem Wort, sie nehmen alle Verhältnisse des Verstorbenen an; und diese zärtlichen Namen übertragen ihnen alle Rechte desselben, indem sie ihm zugleich alle seine Verbindlichkeiten auferlegen. Statt, daß sie etwa die Gesinnungen, die sie der Familie, deren Mitglied sie geworden, schuldig sind, anzunehmen sich weigern sollten, empfinden sie nicht einmal einige Abneigung dabey, die Waffen wider ihre Landsleute zu ergreifen. Indessen ist dieses doch immer eine seltsame Verkehrung der Bande der Natur. Sie müssen sehr schwach seyn, um ihre Gegenstände solchergestalt nach den Abwechslungen des Glücks zu verändern. Es macht, weil der Krieg in der That alle Bande des Bluts aufzulösen scheint, um den Menschen nur an sich selbst zu binden. Daher kömmt bey den Wilden dieses Band unter Freunden, das stärker ist, als das unter Verwandten. Diejenigen, die zusammen kämpfen und sterben, sind genauer verbunden, als diejenigen, die unter einem Dach gebohren sind. Wenn der Krieg oder der Tod die Verwandschaft, die durch die Natur entsteht, oder durch die Wahl errichtet worden ist, zerstört, so giebt das Schicksal, das dem gefangenen Wilden Fesseln

auferlegt, ihm auch neue Verwandten und andere Freunde. Die allgemeine Uebereinstimmung und die Gewohnheit haben dieses seltsame Gesetz erzeugt, das unstreitig aus der Nothwendigkeit entsprungen ist.

Aber bisweilen nimmt ein Gefangener eine solche Aufnahme nicht an, und bisweilen wird sie ihm verweigert. Ein großer und wohlgestalteter Gefangener hatte einige Finger im Kriege verloren. Das hatte man anfangs nicht bemerkt. Mein Freund, sagte ihm die Wittwe, für die er bestimmt war, wir haben dich gewählt, um mit uns zu leben; allein in dem Zustande, worinn du bist, unfähig zu fechten und uns zu vertheidigen; was könnte dir da das Leben helfen? Der Tod ist besser für dich. Ich glaube es selbst, antwortete der Wilde. Wohl dann! erwiederte die Frau, so sollst du diesen Abend an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden werden. Deiner eigenen Ehre wegen, und zur Ehre der Familie, die dich aufgenommen hatte, denke, daß du deinen Muth zeigen must. Er versprach es, und hielt Wort. Drey Tage lang erduldete er die grausamsten Martern, mit einer Standhaftigkeit, die ihnen trotzte; mit einer Lustigkeit, die ihnen Hohn sprach. Seine neue Familie verließ ihn nicht; sie munterte ihn sogar durch Lobsprüche auf, und gab ihm mitten in den Quaalen zu trinken und zu rauchen. Welche Vermischung von Tugend und Wildheit! Alles ist groß bey den Völkern, die nicht unterjocht sind. Hier ist das Erhabene der Natur nach allem seinen Schröcklichen und Schönen.

Die

Die Gefangenen, die niemand in seine Familie aufnimmt, sind bald zum Tode verurtheilt. Man bereitet die Schlachtopfer dazu, durch alles, was dem Anschein nach den Ausgang aus dem Leben bitter machen kann. Die besten Speisen, die freundschaftlichsten Begegnungen und Benennungen, nichts wird an ihnen gespart. Man giebt ihnen sogar bisweilen Mädchen bis zu dem Augenblick, da ihr Urtheil vollzogen werden soll. Ist das Mitleiden oder Künsteley in der Grausamkeit? Ein Herold meldet endlich dem Unglücklichen, daß der Scheiterhaufen für ihn bereit sey. Bruder, hab' Geduld, du sollst verbrannt werden. Ganz gut, Bruder, antwortet der Gefangene; ich danke dir.

Diese Worte werden mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Aber die Frauen haben doch den Vorzug bey der allgemeinen Freude. Diejenige, welcher der Gefangene eingehändiget wird, ruft alsbald den Schatten ihres Vaters, Gatten, Sohnes, kurz des theuersten Gegenstandes, dessen Tod sie rächen will, an. Komm herbey, ruft sie diesem Schatten zu, ich bereite dir ein Gastmahl zu. Komm, trink mit starken Zügen die Brühe, die ich für dich machen will. Dieser Krieger soll in den Kessel gethan werden. Man wird mit glühenden Aexten seinen ganzen Körper zerhauen. Sein Haupthaar soll ihm ausgerissen; aus seinem Hirnschädel soll getrunken; du sollst gerächet und vergnügt werden.

Alsdann stürzt diese Furie über den Leidenden, der an einem Pfahl befestiget ist, her, und giebt, indem sie das Schlachtopfer schlägt oder verstümmelt, das Zeichen zu den Martern. Es ist in der ganzen Völkerschaft, die sich zu diesem Schauspiel versammelt, keine Frau, kein Kind, die nicht an dem Tode und an den Martern des unglücklichen Gefangenen Theil haben wollten. Einige brennen ihm mit Bränden Furchen ins Fleisch; andere zerschneiden es in Stücke; andere reißen ihm die Nägel aus; noch andere schneiden ihm die Finger ab, braten und verzehren sie vor seinen Augen. Nichts thut seinen Schindern Einhalt, als die Furcht, seinen Tod zu beschleunigen; sie studieren darauf, sein Leiden Tage lang, und bisweilen eine ganze Woche dauern zu lassen.

Mitten unter diesen Quaalen besingt der Held auf eine grausame aber heldenmäßige Art den Ruhm seiner ehemaligen Siege. Er singt das Vergnügen, das er ehemals hatte, seine Feinde zu tödten. Seine sterbende Stimme ermuntert sich, um die Hoffnung auszudrücken, daß man ihn rächen werde, um seinen Henkern den Vorwurf zu machen, daß sie ihre Väter, die er ihnen getödtet hat, nicht einmal zu rächen wüßten. Er wählt, seinen Henkern zu trotzen, den Augenblick, wo ihre Wuth ein wenig nachläßt; er sucht sie wieder anzufeuern, damit das Uebermaaß seiner Leiden die Größe seiner Herzhaftigkeit zeige. Es entsteht da ein Kampf zwischen dem Schlachtopfer und seinen Henkern; es ist ein schröckliches Wettgefecht zwischen der Standhaftigkeit zu leiden,

und

und der Hartnäckigkeit im Quälen. Aber die Ruhmbegierde trägt den Sieg davon. Entweder benimmt oder hemmt der Rausch des Enthusiasmus die Empfindung des Schmerzens; oder Gewohnheit und Erziehung wirken diese Wunder von Heldenmuth; kurz der Gefangene stirbt, ohne daß weder Feuer noch Schwerd eine Thräne, einen Seufzer aus ihm hätten pressen können. Fanatiker aus allen eitlen und falschen Religionen, rühmt noch die Standhaftigkeit eurer Märtyrer! Der Wilde der Natur übertrift alle eure Wunder.

Kömmt diese Unempfindlichkeit von dem Klima oder von der Lebensart? Ein kälteres Blut, dickere Säfte, eine Leibesbeschaffenheit, welche die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens phlegmatischer macht, können freylich die Reizbarkeit des Nervensystems in Canada schwächen. Menschen, die beständig allem Ungestümm der Jahrszeiten, allen Ermüdungen der Jagd, den Gefahren des Kriegs ausgesetzt sind, erhalten dadurch eine Steifigkeit der Fiebern, eine Gewohnheit zu leiden, die sich in eine Art von Unempfindlichkeit verwandelt. Man sagt, die Wilden wüßten fast nichts von den Zuckungen der Todesstunde, sie mögen an einer Krankheit oder Wunde sterben. Da ihre Einbildungskraft keine Furcht weder mit der Annäherung noch den Folgen des Todes verbindet, so verursacht sie ihnen keine erkünstelte Empfindlichkeit, wogegen die Natur sie beschützt hat. Ihr ganzes physisches und moralisches Leben macht sie geneigt, diesem Tode, den uns alles fürchten lehrt, zu trotzen; den Schmerz zu überwinden, den unsre Weichlichkeit reitzt.

Aber

Aber was uns noch mehr in Erstaunen setzen müßte, als die Unerschrockenheit in den Quaalen, das ist, die Abscheulichkeit der Wilden in ihrer Rache. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß der Mensch das grausamste unter allen Thieren werden kann. Ueberhaupt ist die Rache weder zwischen Nationen, noch Privatpersonen, unter Völkern, wo gute Gesetze herrschen, entsetzlich; weil die Gesetze, welche die Bürger schützen, sie vor Beleidigungen verwahren. Die Rache ist in den Kriegen der grossen Völker keine sehr lebhafte Empfindung, weil sie von ihren Feinden wenig zu befürchten haben. Aber bey kleinen Nationen, wo jeder einzelne Mensch eine große Portion des Staats ausmacht; wo der Raub eines einzigen Menschen der Gesellschaft den Untergang droht, können die Kriege nichts anders seyn, als die Rache aller gegen alle. Bey unabhängigen Menschen, die eine Achtung für sich selbst haben, welche unterjochte Menschen nicht empfinden können; bey Wilden, die wenige, aber sehr lebhafte Leidenschaften haben, muß man die Beleidigungen ohne Maaß rächen, weil sie immer die Person an einem höchst empfindlichen Orte treffen: man muß den Mörder eines Freunds, Sohns, Bruders, Mitbürgers bis auf den letzten Blutstropfen verfolgen. Diese immer werthen Schatten schreyen um Rache aus dem Grund ihrer Gräber. Sie irren in den Wäldern unter den traurigen Tönen der Nachtvögel. Sie erscheinen in den Blitzen und Wetterleuchten; und der Aberglaube redet ihnen in den betrübten oder erzürnten Herzen das Wort.

Hier stellt sich eine Betrachtung dar. Wenn man den Haß, den eine Horde Wilden gegen die andere heget, ihr hartes und kümmerliches Leben, ihre beständigen Kriege, ihre geringe Menschenzahl, die unzähligen Fallen, die wir nicht aufhören, ihnen zu legen, bedenket, so kann man nicht anders, als voraussehen, daß, ehe drey hundert Jahre verstreichen, sie von der Erde vertilgt seyn werden. Was werden alsdann unsere Nachkommen von dieser Gattung von Menschen, die nur noch in der Geschichte der Reisenden zu finden seyn werden, denken? Werden nicht die Zeiten des wilden Menschen für die Nachkommenschaft das seyn, was für uns die fabelhaften Zeiten des Alterthums sind? Wird sie nicht davon reden, wie wir von den Centauren und Lapithen? Wie viele Widersprüche wird man nicht in ihren Sitten und Gebräuchen finden? Werden diejenigen unter unsern Schriften, die der Zeit entgehen, nicht für Romanen gehalten werden, wie derjenige, den uns Plato von der alten Atlantis zurückgelassen hat? Wie viele philosophische Streitigkeiten werden nicht über die schönen Werke unsers Jahrhunderts entstehen? Nach eben der Neigung, die wir, trotz der Unstätigkeit, deren Zeugen und Spiel wir sind, besitzen, zu glauben, daß der gegenwärtige Zustand einer jeden Art von Kreaturen, zumal wenn er unabänderlich und allgemein ist, ihr nothwendiger und ursprünglicher Zustand seyn muß; wird es alsdann systematische Köpfe geben, die durch eine Menge von der Würde der menschlichen Natur, ihrer hohen Bestimmung, dem edlen Zustand derselben im Leben, der wunder-

baren

baren Verwandlung, die ihrer nach dem Tode erwartet, der Weisheit der Vorsehung, die nichts als grosse Absichten mit den Menschen zu haben scheint, hergenommenen Gründe beweisen werden, daß er nie nackend, herumirrend, ohne Regierung, ohne Gesetze, kurz in dem thierischen Zustande gewesen ist. Je nachdem diese Meynung den theologischen Meynungen günstig oder entgegen seyn wird, wird sie orthodox oder heterodox seyn. Man wird vielleicht ein Ketzer, ein Gotteslästerer, ein Philosoph heißen, gehaßt, verfolgt, beschimpft, in Ketten geworfen, ja verbrannt werden, wenn man einstens wagt, zu behaupten, daß der Mensch so war, wie er in Canada, dem Zeugniß unsrer Missionarien zufolge ist. Auf die Art, ihr Glaubenslehrer, ihr Schriftgelehrten, ihr Fanatiker oder Politiker, ihr Menschen, die ihr Standes oder Gemüths wegen arglistig und grausam seyd, auf die Art lügt ihr gegen euch selbst, der Natur zuwider, die euch anklagt; der Erde zuwider, die euch beschämt; dem Gott selbst zuwider, den ihr als Zeugen eurer Lügen, als Vertretter eurer Ungerechtigkeiten anruft! Zukünftige Propheten, Tyrannen unsrer Enkel! Möchten doch diese Zeilen, welche die Wahrheit dem Schriftsteller eingiebt, der euch im voraus anredet, lange genug dauern, um euch Lügen zu strafen!

Es ist ohne Zweifel für die künftigen Geschlechter wichtig, das Bild der Sitten und Lebensart der Wilden nicht zu verlieren. Vielleicht haben wir dieser Kenntniß alle Erweiterungen, welche die Sittenlehre bey uns erlangt hat, zu

danken.

danken. Bis dahin hatten die Sittenlehrer immer die Quelle und die Gründe der Gesellschaft in den Gesellschaften, die sie vor Augen hatten, gesucht. Sie setzten Verbrechen bey den Menschen voraus, um ihm Versöhner zu geben; warfen ihn in die Finsterniß, um seine Führer und Herren zu werden, und nannten dann geheimnißvoll, übernatürlich und himmlisch, was nur ein Werk der Zeit, der Unwissenheit, der Schwachheit, oder der Arglist war. Aber seit dem man eingesehen hat, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen, weder von den Bedürfnissen der Natur, noch von den Lehrsätzen der Religion herrührten, indem unzählige Völker unabhängig und ohne Gottesdienst lebten, so hat man die von der Sittenlehre und der Gesetzgebung in der Anlage der Gesellschaften begangenen Fehler entdeckt. Man hat empfunden, daß diese Urübel von den Stiftern und Gesetzgebern herrührten, welche die gesellschaftliche Ordnung meistentheils ihres eigenen Vortheils wegen angelegt hatten, oder deren Weise auf die Gerechtigkeit und das allgemeine Wohl zweckende Absichten, durch den Ehrgeitz ihrer Nachfolger, und durch die Veränderungen der Zeiten und Sitten verderbt worden waren. Diese Entdeckung hat schon großes Licht verbreitet. Aber sie ist erst nur die Morgenröthe eines schönen Tages für die Menschheit. Noch ist sie den eingeführten Vorurtheilen zu sehr entgegen, als daß sie viel Gutes hätte hervorbringen können; allein sie wird es ohne Zweifel über künftige Geschlechter verbreiten, und diese freudige Aussicht muß für das gegenwärtige ein Trost seyn. Dem sey, wie ihm wolle, so kön-

können wir allzeit sagen, daß die Unwissenheit der Wilden den gesitteten Völkern einigermaßen Einsichten verschaft hat.

V.

Die Franzosen nehmen, der Klugheit zuwider, Theil an den Kriegen der Wilden.

Der Charakter der Nordamerikaner hatte sich so, wie wir ihn hier schildern, ganz besonders in dem Krieg der Algonquinen und Irokesen gezeigt. Diese beyden zahlreichsten Völker in Canada hatten unter sich eine Art Konföderation errichtet. Letztere, die das Land bauten, theilten ihre Erzeugnisse ihren Landesgenossen mit, die, ihrer Seits, das Einbringen der Jagd mit ihnen theilen mußten. Unter diesen beyden Nationen, welche durch ihre Bedürfnisse verbunden waren, war die Vertheidigungspflicht wechselseitig. Während der Jahrszeit, wo der Schnee alle Arbeit des Landbaues unterbrach, lebten sie zusammen. Die Algonquinen jagten, und die Irokesen begnügten sich damit, die Thiere abzubecken, das Fleisch trocknen zu lassen, und die Häute zu bereiten.

Eines Jahrs geschah es, daß eine im Jagen ungeschickte oder schlechtgeübte Parthie Algonquinen einen schlechten Fang that. Die Irokesen, die mit ihnen zogen, baten um Erlaubniß, zu versuchen, ob sie glücklicher seyn würden. Diese Gefäl-

Gefälligkeit, die man bisweilen gehabt hatte, ward ihnen abgeschlagen. Eine so unrecht angebrachte Härte erbitterte sie. Sie machten sich des Nachts heimlich weg, und kamen mit einer reichlichen Jagd zurück. Die Algonquinen fühlten sich außerordentlich beschämt. Um sogar das Andenken dieser Schande zu vernichten, warteten sie, bis die irokesischen Jäger eingeschlafen waren, und schlugen ihnen alle die Köpfe entzwey. Dieser Mord machte Aufsehen. Die beleidigte Nation forderte Genugthuung. Diese ward ihr übermüthig abgeschlagen. Man ließ ihr nicht einmal die geringste Hoffnung dazu.

Die über diese Verachtung äußerst aufgebrachten Irokesen schwuren, zu sterben, oder sich zu rächen: aber da sie nicht stark genug waren, ihrem stolzen Beleidiger die Spitze zu bieten, so zogen sie fern hin, um zu versuchen, sich gegen minder furchtbare Nationen im Krieg zu üben. Als sie gelernt hatten, wie die Füchse zu kommen, wie die Löwen anzugreifen, und wie die Vögel zu fliehen, (so drücken sie sich aus) scheuten sie sich nicht mehr, sich mit dem Algonquin zu messen. Sie fiengen an, dieses Volk mit einer ihrer Rachbegierde angemessenen Grausamkeit zu bekriegen.

Gerade zu der Zeit, da das Feuer dieses Grolls über ganz Canada brannte, langten die Franzosen dort an. Die Montagnez, die den untern Theil des Flußes St. Laurent bewohnten; die Algonquinen, die an dessen Ufern von Quebeck an bis nach Montreal hin lebten; die

um den ihren Namen führenden See herum zerstreuten Huronen, nebst einigen in den dazwischen liegenden Gegenden herumstreifenden, minder beträchtlichen Völkern begünstigten die Niederlassung dieser Fremdlinge. Diese verschiedene Nationen, die ein Bündniß gegen die Irokesen hatten, und ihnen nicht widerstehen konnten, erblickten an ihren neuen Gästen einen unverhofften Beystand, wovon sie sich einen unfehlbaren Vortheil versprachen. Sie beurtheilten die Franzosen so richtig, als hätten sie selbige gekannt, hofften sie, in ihren Streit mit hineinzuziehen, und betrogen sich nicht. Champlain, der sich die höhern Einsichten der Europäer gegen die Amerikaner hätte zu Nutzen machen sollen, um Mittel zum Frieden ausfindig zu machen, versuchte es nicht einmal, sie zu versöhnen. Er nahm sich eifrig der Angelegenheiten seiner Nachbarn an, und zog mit ihnen, um ihren Feind aufzusuchen.

Das Land der Irokesen erstreckte sich auf ungefähr achtzig Meilen in der Länge, und etwas über vierzig in der Breite. Seine Gränzen waren der See Erie, der See Ontario, der Fluß St. Laurent, und die nachher unter dem Namen Neu-York und Pensylvanien so berühmten Gegenden. Der in diesen weitläufigen Gränzen eingeschlossene Raum ward durch schöne Flüsse fruchtbar gemacht. Es lebten fünf Nationen darinn, die heut zu Tage nur fünfzehn hundert Krieger zählen, damals aber zwanzig tausend aufstellen konnten. Sie hatten unter sich eine Art von Verbrüderung oder von Bund, der dem zwischen den Schweitzern oder den holländischen Provinzen beste-

bestehenden nicht unähnlich war. Ihre Abgeordneten versammelten sich alle Jahre, um das Bundesfest zu feyern, und sich über die Angelegenheiten der Republik zu berathschlagen.

Ob es gleich die Irokesen nicht erwarteten, daß so oft überwundene Feinde sie zuerst reitzen sollten, so wurden sie doch nicht überfallen. Der Streit fieng mit gleichem Vertrauen von beyden Seiten an. Die einen gründeten dasselbe auf ihre gewöhnliche Ueberlegenheit; die andern auf den Beystand des neuen Bundesgenossen, dessen Feuergewehr nicht ermangeln konnte, den Sieg nach sich zu ziehen. In der That hatten nicht sobald Champlain und die beyden bey ihm seyenden Franzosen zwey irokesische Anführer erschossen, und den dritten tödtlich verwundet, als das ganze so erstaunte als bestürzte Heer die Flucht ergriff.

Eine Veränderung im Angriff bewog es, seine Vertheidigung zu ändern. In dem folgenden Feldzug meynte es, es müßte sich gegen Waffen, die es nicht kannte, verschanzen. Aber diese Vorsorge war fruchtlos. Ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes wurden die Verschanzungen von den Wilden, unter dem Schutz eines stärkern Feuers und mehrer Franzosen, als bey der ersten Unternehmung erobert. Fast alle Irokesen blieben, oder wurden zu Gefangenen gemacht. Diejenigen, die dem Gefecht entkommen waren, wurden in einen Fluß getrieben, wo sie ertranken.

Es läßt sich muthmaßen, daß diese Nation aufgerieben oder gezwungen worden wäre, in Frieden zu leben, wenn die Holländer, die im Jahr 1610 die Kolonie Neu-Belgien in ihrer Nachbarschaft angelegt hatten, ihnen nicht Gewehr und Munition geliefert hätten. Vielleicht reitzten sie dieselbe sogar insgeheim, die Feindseligkeiten fortzusetzen, weil das Pelzwerk, das sie ihren Feinden abnahm, noch mehr betrug, als das, was sie von ihrer eigenen Jagd erhielt. Dem sey, wie ihm wolle, so stellte das Gewicht, das diese Verbindung in die Waagschaale gelegt hatte, eine Gleichheit der Macht zwischen beyden Parthien wieder her. Man that einander wechselseitig großes Unheil an, ohne daß für beyde Theile irgend etwas, außer Schwächung, dabey herausgekommen wäre. Diese unaufhörliche Ebbe und Fluth von Glücks- und Unglücksfällen, die in den Regierungen, wo man mehr auf Vortheil, als auf Rache sieht, unfehlbar die Ruhe wieder hergestellt hätte, unterhielt dagegen dort nur den Haß, vermehrte die Erbitterung einer unendlichen Menge kleiner Völkerschaften, die keinen andern Zweck hatten, als ihre gegenseitige Vernichtung. Die schwächsten dieser Nationen verschwanden auch gänzlich von der Oberfläche der Erde, und die andern fielen nach und nach auf nichts herab.

VI.

Die französische Kolonie gewinnt keinen Fortgang. Ursachen dieser Unmacht.

Indessen kamen die Franzosen auf so viel Trümmern doch nicht empor. Im Jahr 1626 hatten sie doch nichts weiter, als drey elende, mit blossen Palisaden umpflanzte Besitzungen. Der gröste dieser Pflanzörter enthielt fünfzig Einwohner, Männer, Weiber und Kinder zusammen gerechnet. Das Klima hatte die Menschen, die man dahin schickte, nicht aufgerieben. Es war strenge, aber gesund; und die Europäer erhielten daselbst eine starke Leibsbeschaffenheit, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen. Diese Unmacht war nur durch das System einer ausschließenden Gesellschaft veranlaßt, deren Vorsatz es nicht so wohl war, eine Nationalmacht in Canada zu schaffen, als sich durch den Pelzwerkhandel zu bereichern. Um dieses Uebel zu heilen, hätte man nur den Freyhandel an die Stelle dieses Monopols einzuführen nöthig gehabt. Aber die Zeit einer so ungekünstelten Theorie war noch nicht gekommen; die Regierung begnügte sich damit, an die Stelle dieser Gesellschaft eine andere zahlreichere und aus angesehnern Leuten bestehende zu setzen.

Man übertrug ihr die Verwaltung über die in Canada angelegten und anzulegenden Besitzungen; das Recht, sie nach Gefallen zu befestigen und zu regieren, so wie es ihr Bestes erforderte,

Krieg zu führen, oder Frieden zu schließen. Den Stock- und Wallfischfang ausgenommen, den man allen Unterthanen frey gab, ward ihrer aller Handel, der zu Wasser und zu Land getrieben werden werden konnte, auf fünfzehn Jahr abgetretten. Der Handel mit Biberfellen und Pelzwerk ward ihr auf immer ertheilt.

Zu so vielen Aufmunterungen fügte man noch mehrere Gnadenbezeugungen hinzu. Der König schenkte der aus sieben hundert Interessenten bestehenden Gesellschaft zwey grosse Schiffe. Zwölf der vornehmsten wurden in den Adelstand erhoben. Man lag den Edelleuten, der nur gar zu reichen Klerisey an, Theil an dieser Handlung zu nehmen. Die Gesellschaft konnte allerley Waaren abschicken und empfangen, ohne der geringsten Abgabe unterworfen zu seyn. Wer sechs Jahre lang, welches Handwerk er wolle, in der Kolonie getrieben hatte, konnte es hernach frey in Frankreich treiben. Die letzte Gunst war die Erlaubnis, alle in jenen entfernten Gegenden manufakturirten Waaren frey nach Frankreich bringen zu dürfen. Dieses seltsame Vorrecht, dessen Bewegungsgründe sich nicht leicht errathen lassen, gab den Handwerkern in Neufrankreich einen augenscheinlichen Vorzug vor denen im Alten, welche mit Zöllen, mit Meisterrecht, mit Zeichenabgaben, kurz mit allen Fesseln, die Unwissenheit und Habsucht ohne Maaß daselbst gehäuft hatten, überlästigt waren.

Um so vielen Beweisen von Liebe zu entsprechen, machte sich die Gesellschaft, die ein Kapital

von

von hundert tausend Thalern hatte, anheischig, gleich im ersten Jahr ihres Privilegiums, nemlich im Jahr 1628 zwey bis drey hundert der schicklichsten Handwerker, und noch vor dem Jahr 1643 an die sechszehn tausend Menschen nach der neuen Kolonie hinzuschaffen. Sie versprach selbigen Wohnung, Nahrung und Unterhalt auf drey Jahre, und wollte ihnen hernach eine Portion angebauter Ländereyen austheilen, die zu ihrem Unterhalt hinreichen sollten, ihnen auch das erstemal die nöthige Frucht zum Anbau geben.

Das Glück unterstützte die Vorzüge nicht, welche die Regierung der neuen Gesellschaft ertheilt hatte. Die ersten Schiffe, die sie abschickte, wurden von den Engländern, welche über die Belagerung von Rochelle mit den Franzosen uneins geworden waren, weggenommen. Richelieu, Buckingham, die einander aus Neid, aus Gemüthsart, aus Staatsinteresse aus allem, was zwey ehrgeitzige Staatsministers unversöhnlich machen kann, haßten, ergriffen diese Gelegenheit, um die beyden Könige, die sie beherrschten, die beyden Nationen, die sie unterdrücken wollten, gegen einander aufzubringen. Die englische Nation, die für ihr eigen Bestes focht, trug den Sieg über die Franzosen davon. Diese verloren Canada im Jahr 1629. Der geheime Rath Ludwigs XIII. kannte so wenig die Wichtigkeit dieser Besitzung, daß er der Meynung war, man sollte nicht einmal die Herausgabe derselben verlangen; aber der Hochmuth des ersten Ministers, der den feindlichen Einfall der Engländer als einen persönlichen Schimpf ansah,

weil er das Haupt der Gesellschaft war, machte, daß der geheime Rath seine Meynung änderte. Man fand nicht so viel Schwierigkeiten, als man besorgte; und der im Jahr 1631 zu St. Germain-en-Laye geschlossene Traktat schenkte den Franzosen Canada und den Frieden wieder.

Die Widerwärtigkeiten besserten sich nicht. Nach Erhaltung der Kolonie blieb es immer bey der alten Unwissenheit und Nachläßigkeit. Das Monopol erfüllte keine einzige der Verbindlichkeiten, die es auf sich genommen hatte. Dieser Betrug, statt gestraft zu werden, ward, so zu sagen, durch Verlängerung des Privilegiums belohnt. Das Flehen Canadas verlor sich in dem unermeßlichen Ocean; und die Deputirten, die das Entsetzliche seines Zustandes schildern sollten, konnten niemals bis zum Fuß des Throns gelangen, wo das Vorurtheil die zitternde Wahrheit nur darum hingelangen läßt, um ihr durch Drohungen und Strafen Stillschweigen aufzuerlegen. Diese Aufführung, die der Menschlichkeit sowohl als dem Privatinteresse und der Staatsklugheit entgegen war, hatte den Erfolg, den sie natürlich haben mußte.

Die Franzosen hatten ihre Kolonien schlecht eingerichtet. Um über unermeßliche Gegenden zu regieren, das Ansehen zu haben, um dem Pelzwerk nahe zu seyn, hatten sie ihre Wohnungen so weit aus einander gesetzt, daß sie beynahe keine Verbindung unter einander hatten, daß sie ausser Stand waren, sich zu unterstützen. Das Unglück, das sie sich durch diese Unvorsichtigkeit zugezogen, hatte ihr Betragen nicht geändert. Das gegenwärtige Interesse machte sie allzeit, das Vergangene

aus

aus dem Gesicht verlieren, und raubte ihnen die Aussicht in die Zukunft. Sie waren in keinem eigentlich gesellschaftlichen Zustand, weil keine Obrigkeit auf ihre Sitten Acht haben, noch eine Regierung für die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums wachen konnte.

Der kühne und hitzige Irokese sahe den Fehler dieser Verfassung gar bald ein, und machte Bewegungen, denselben zu nützen. Bald flohen die schwachen Haufen der Wilden, die man seiner Wuth entrissen hatte, und die ihrer Stütze, die ihre Sicherheit ausmachte, beraubt waren, dahin. Dieser erste Erfolg flößte ihm die Hoffnung ein, daß er seine Beschützer dahin bringen würde, wieder übers Meer zu gehen, und daß er selbst diesen Fremden ihre Kinder wegnehmen könnte, um die Krieger zu ersetzen, die sie in den vorherigen Kriegen verloren hatten. Um dieses Unglück, diese Kränkungen zu vermeiden, sahen sich die Franzosen gezwungen, in jeder Gegend, die sie bewohnten, eine Art von Schanzen anzulegen, wo sie hinflohen, wo sie ihre Lebensmittel, ihre Heerden, bey der Annäherung dieses unversöhnlichen Feindes hinzogen. Diese Pallisaden, die gemeiniglich einige schlechte Kanonen vertheidigten, wurden niemals bezwungen noch angegriffen; aber alles, was außer diesen Verschanzungen war, wurde zerstört, oder von diesen Barbaren davon geführt. Das Elend und der Verfall dieser Kolonie war so groß, daß sie nur noch von den Allmosen lebte, welche die Missionären aus Europa empfiengen.

VII.

Die Franzosen erheben sich aus der Unthätigkeit. Wodurch dieses geschehen.

Endlich ward das Ministerium durch eine allgemeine Bewegung, die damals eine Veränderung in dem Geist der Nationen erzeugte, aus seiner Schläfrigkeit herausgezogen, und schickte vier hundert Mann guter Truppen im Jahr 1662 nach Canada. Dieses Korps ward zwey Jahre hernach durch das Regiment von Carignan verstärkt. Man gewann nach und nach wieder ein ausgemachtes Uebergewicht über die Irokesen. Drey über den erlittenen Verlust erschrockene Nationen unter ihnen schlugen einen Vertrag vor; und die beyden übrigen wurden durch die Folgen der erlittenen Schwächung im Jahr 1668 auch dazu genöthigt. Die Kolonie genoß darauf zum erstenmal einen vollkommenen Frieden. Das war der erste Keim zum Flor; durch die Handlungsfreyheit entwickelte er sich weiter. Die einzigen Biberfelle blieben dem Monopol unterworfen.

Diese Veränderung in den Geschäften brachte den Arbeitstrieb in Gährung. Die ehedem um ihren Palisaden herum aus Schwachheit eingeschlossenen alten Kolonisten gaben ihren Pflanzungen einen größern Umfang und bauten sie mit bessern Erfolg und Vertrauen. Alle Soldaten, die sichs gefallen ließen, sich in der neuen Welt nieder-

niederzulassen, erhielten ihren Abschied nebst Ländereyen. Den Officieren gab man ein Stück Landes nach Verhältniß ihres Rangs. Die schon angelegten Besitzungen gewannen mehr Bestand; es wurden da, wo es der Vortheil und die Sicherheit der Kolonie erforderten, neue angelegt. Dieser Geist des Lebens und der Thätigkeit vermehrte den Umsatz unter den Wilden und den Franzosen; und dieser Handel belebte wieder den Verkehr zwischen beyden Welttheilen. Es schien, als sollte dieser Anfang von Flor durch die Bemühungen, welche die Befehlshaber der Kolonie anwandten, um nicht nur mit den benachbarten Völkern gut zu leben, sondern auch, um unter ihnen ein gutes Verständnis einzuführen, immer zunehmen. Auf einer Strecke von vier bis fünf hundert Meilen ward nicht eine einzige Feindseligkeit begangen; ein vielleicht bis dahin in ganz Nordamerika unerhörte Sache. Man hätte sagen sollen, die Franzosen hätten blos darum anfangs bey ihrer Ankunft das Kriegsfeuer stärker entzündet, um es desto kräftiger zu löschen.

Aber diese Eintracht konnte bey Völkern, die immer zur Jagd bewaffnet waren, nicht dauern, wo nicht die Nation, die sie bewerkstelligt hatte, eine sehr überwiegende Macht zu ihrer Erhaltung brauchen wollte. Als die Irokesen merkten, daß man dieses Mittel verabsäumte, so hiengen sie wieder jener unruhigen Gemüthsart nach, die ihnen die Liebe zur Rache und zur Oberherrschaft einflößte. Sie nahmen sich indessen wohl in Acht, sich keine Völker, welche Bundesgenossen

oder

oder Nachbarn der Franzosen waren, zu Feinden zu machen. Ungeachtet dieser Behutsamkeit deutete man ihnen an, daß sie entweder die Waffen niederlegen, und alle gemachten Gefangenen herausgeben, oder gewärtig seyn müßten, daß man ihr ganzes Land verheeren, und ihre Wohnsitze verbrennen würde. Eine so hochmüthige Aufforderung reitzte ihren Stolz. Sie antworteten, sie würden nie leiden, daß der geringste Eingriff in ihre Unabhängigkeit geschähe, und man müßte wissen, daß sie weder als Freunde zu vernachläßigen, noch als Feinde zu verachten wären. Indessen wurden sie durch den furchteinflößenden Ton, den man angenommen hatte, wankend gemacht, thaten zum Theil, was man verlangte, und aus dem übrigen ward weiter nichts gemacht.

Aber diese Art von Demüthigung erbitterte die Rachsucht einer Nation, die mehr gewohnt war, Beleidigungen zuzufügen, als zu erdulden. Die Engländer, die im Jahr 1664 die Holländer aus Neu-Belgien vertrieben, und den Besitz ihrer Eroberung behauptet hatten, die sie Neu-York nannten, machten sich die Gesinnungen, welche sie an den Irokesen gewahr wurden, zu Nutzen. Den Saamen zum Abfall, den sie in ihr erbittertes Gemüth warfen, verstärkten sie noch mit Geschenken, um sie dazu zu reitzen. Man bemühte sich auf gleiche Art, den Franzosen ihre andern Bundesgenossen abwendig zu machen. Diejenigen, die der Verführung widerstanden, wurden angegriffen. Alle wurden eingeladen, und einige gezwungen, ihre Biberfelle und ihr Pelzwerk nach Neu-York zu bringen, wo sie viel besser verkauft wurden, als in der französischen Kolonie.

Denonville, der seit kurzem nach Canada geschickt worden war, um dort das Ansehen des stolzesten aller Könige zu behaupten, konnte so viel Unrecht nicht mit Geduld ertragen. Ob er schon nicht nur im Stande war, die Gränzen zu decken, sondern sogar etwas gegen die Irokesen zu unternehmen, so sahe er doch wohl ein, man müsse diese Nation nicht angreifen, ohne sie ganz aufzureiben; und es ward daher beschlossen, in einer anscheinenden Unthätigkeit zu bleiben, bis man aus Europa die Mittel empfange, um einen so verzweifelten Entschluß auszuführen. Im Jahr 1687 kam dieser Beystand an, und die Kolonie hatte damals 11249 Menschen, deren der dritte Theil das Gewehr tragen konnte.

Mit dieser überlegenen Macht nahm Denonville dennoch seine Zuflucht zu den Waffen der Schwachheit. Er brachte den grösten Schimpf über den Namen Franzosen unter den Wilden, durch den schändlichsten Meineid. Unter dem Vorwand, daß er die Streitigkeiten durch Unterhandlungen beylegen wollte, mißbrauchte er das Zutrauen, das die Irokesen in den Jesuiten Lambreville hatten, um ihre Anführer in eine Zusammenkunft zu locken. Kaum waren sie an Ort und Stelle gelangt, als sie in Ketten geworfen, zu Quebeck eingeschift, und auf die Galeeren gebracht wurden.

Bey dem ersten Gerücht dieser Verrätherey ließen die Aeltesten der Irokesen ihren Missionar rufen. Alles berechtigt uns, sprachen sie, dich als einen Feind zu behandeln, aber wir können uns nicht dazu entschließen. Dein Herz hat keinen Antheil an der uns zugefügten

fügten Beleidigung: und es wäre unrecht, wenn wir dich wegen eines Verbrechens bestrafen wollten, das du noch mehr verabscheuest, als wir. Allein du must uns verlassen. Eine unbedachtsame Jugend möchte dich als einen Treulosen ansehen, der die Häupter der Nation einer unwürdigen Sklaverey überliefert hat. Nach dieser Anrede gaben diese Wilden, die von uns Europäern immer Barbaren genannt worden sind, dem Missionar Führer, die ihn nicht eher verließen, als bis sie ihn außer aller Gefahr gebracht hatten; und von beyden Seiten griff man nach den Waffen.

Die Franzosen brachten anfangs den Schrecken unter die an dem großen See wohnenden Irokesen; aber Denonville hatte weder die Thätigkeit, noch die Behendigkeit, die nöthig waren, um aus diesem ersten Glück Vortheil zu ziehen. Indessen er überlegte, was zu thun, war die Zeit zum Feldzug verstrichen, ohne den geringsten dauerhaften Vortheil erfochten zu haben. Dadurch wuchs den irokesischen Völkerschaften, die nicht weit von den französischen Besitzungen wohnten, der Muth. Sie richteten zu verschiedenenmalen die abscheulichste Verwüstung an. Die Kolonisten, welche ihre Arbeiten durch diese Verheerungen, die ihnen sogar die Mittel, den Schaden wieder gut zu machen, benahmen, zu Grunde gehen sahen, seufzten nur nach dem Frieden. Des Denonville Gemüthsart stimmte mit diesem Verlangen überein: aber es war schwer, einen Feind, den der zugefügte Schimpf unversöhnlich machen mußte, zu einem Vergleich zu bewegen. Lam-

bre-

breville, der noch seine vormalige Gewalt über die wildgemachten Gemüther behauptete, that Friedensvorschläge, und sie wurden angehört.

Indessen Unterhandlungen gepflogen wurden, kam ein in den Wilduissen gebohrner Machiavelle Rat, welcher der tapferste, der entschlossenste, und klügste Wilde war, den man je in Nordamerika gefunden, mit einer auserwählten Anzahl Huronen und der festen Entschließung, Dinge zu verrichten, die seines erworbenen Ruhms würdig wären, in dem Kastell Frontenac an. Man sagte ihm, daß ein Traktat auf dem Tapet sey; daß die irokesischen Abgeordneten auf dem Weg nach Montreal wären, um ihn dort zu schließen: daß man also dem französischen Statthalter einen schlechten Gefallen thun würde, wenn man die Feindseligkeiten gegen eine Nation fortsetzte, mit der man auf dem Weg zu einem Vergleich wäre.

Le Rat, den es gewaltig verdroß, daß die Franzosen den Krieg und Frieden so nach Gefallen einrichteten, ohne ihre Bundesgenossen zu Rath zu ziehen, beschloß, diesen beleidigenden Stolz zu strafen. Den Abgeordneten legte er einen Hinterhalt; einige wurden getödtet, andere zu Gefangenen gemacht. Als ihm diese den Zweck ihrer Reise entdeckten, so schien er um so mehr darüber verwundert, da ihn Denonville, wie er ihnen sagte, abgeschickt hätte, um sie zu überfallen. Er trieb darauf die Verstellung aufs höchste, und ließ sie alle auf der Stelle frey, einen einzigen ausgenommen, den er darum, sagte er, behalten wollte, um einen von seinen Huronen,

der im Angriff geblieben war, zu ersetzen. Hernach begab er sich in der grösten Eile nach Michillimakinac, wo er seinen Gefangenen dem französischen Befehlshaber schenkte, der gar nicht wußte, daß Denonville mit den Irokesen in Unterhandlungen stand, und also diesen unglücklichen Wilden todschlagen ließ. Sobald er tod war, ließ le Rat einen alten Irokesen kommen, der seit langer Zeit bey den Huronen gefangen war, und schenkte ihm die Freyheit, damit er seiner Nation erzählen möchte, daß, indessen die Franzosen ihre Feinde mit Unterhandlungen aufhielten, sie nicht unterließen, Gefangene zu machen, um sie umzubringen. Dieser der an Bosheit ausgelernteften europäischen Politik würdige Kunstgriff gelang, so wie es der Wilde, le Rat wünschte. Der Krieg gieng mit noch größrer Hitze, als vorher, wieder an. Er ward um so dauerhafter, da das wegen der Verjagung Jakobs II. mit Frankreich seit kurzem uneins gewordene England es seinem Vortheil gemäß zu seyn glaubte, in ein Bündnis mit den Irokesen zu tretten.

Eine im Jahr 1690 aus Europa abgesegelte englische Flotte langte im Monat Oktober vor Quebeck an, um es zu belagern. Sie durfte auf einen geringen Widerstand wegen der Diversion rechnen, welche die Wilden machen, und dadurch die gröste Macht der Kolonie beschäftigen sollten, aber sie ward gezwungen, die Unternehmung nach erlittenem großen Verlust mit Schimpf und Schande aufzugeben, weil sie sich in ihrer Erwartung durch besondere Ursachen, die einige Betrachtung verdienen, betrogen fand.

Das

Das englische Ministerium hatte, als es sich zu dem Vorhaben entschloß, Canada zu bezwingen, festgesetzt, die See- und die Landmacht sollten durch gegen einander abgepaßte Bewegungen sich dahin begeben. Diese weise Einrichtung ward mit der größten Genauigkeit ausgeführt. So wie die Schiffe den Fluß St. Laurent hinaufführen, so marschirten die Truppen weiter durchs Land fort, um zugleich mit der Flotte auf den Kriegsschauplatz zu gelangen. Sie waren schon fast da angelangt, als die Irokesen, die sie leiteten und unterstützten, die Gefahr einsahen, die ihnen daraus erwuchs, wenn sie ihre Bundesgenossen nach der Eroberung von Quebeck hinführten. Da wir, sagten sie in ihrem Rath, zwischen zwey europäischen Völkern stehen, deren jedes stark genug ist, um uns auszurotten, und deren beyder Vortheil unsre Ausrottung erforderte, wenn sie unsrer Hülfe nicht weiter benöthigt wären; was haben wir wohl sonst zu thun, als zu verhindern, daß keine die andere besiege? Alsdann werden sie gezwungen seyn, unsre Freundschaft zu suchen, oder sogar unsre Neutralität zu erkaufen. Dieses System, von dem man hätte denken sollen, daß es durch die tiefe Staatskunst erdacht wäre, die das Gleichgewicht von Europa einrichtet, bewog alle Irokesen, unter verschiedenem Vorwand wieder nach ihren Dorfschaften zu ziehen. Ihr Rückzug zog den Rückmarsch der Engländer nach sich; und die Franzosen, die nun vom Lande her sicher waren, vereinigten mit so vielem Glück als Eintracht ihre ganze Macht zur Vertheidigung ihrer Hauptstadt.

Da nun die Irokesen ihrer Erbitterung gegen die Franzosen aus Staatsklugheit Einhalt thaten, und mehr dem Namen, als dem Vortheil Englands zugethan blieben, so thaten sich diese beyden Nationen, die durch ihre Mitwerbung unversöhnlich, aber durch das Gebiet einer wilden Nation, die das Glück der einen sowohl, als der andern befürchtete, getrennt blieben, nicht halb den Schaden, den sie einander wünschten; und mit dem Krieg blieb es bey einigen den Kolonisten verderblichen Verheerungen, die aber allen Nationen, wodurch sie angerichtet wurden, fast gleichgültig waren. Mitten unter den Grausamkeiten, die derselbe unter allen kleinen kombinirten Parthien der Engländer und Irokesen, der Franzosen und Huronen gebahr, die auf hundert Meilen von ihren Wohnsitzen herumstreiften, um Verheerungen anzustellen, sah man Handlungen ausbrechen, welche die menschliche Natur über so viele Raserey zu erheben schienen.

Franzosen und Wilden hatten sich zu einem Zug, der einen langen Marsch erforderte, vereinigt. Die Lebensmittel gebrachen ihnen unter Wegs. Die Huronen jagten, erlegten viel Wildpret, und ermangelten niemals, den im Jagen nicht so geschickten Franzosen welches anzubieten. Diese wollten diese Freygebigkeit von sich ablehnen. Ihr theilt mit uns, sagten die Wilden, die Ermüdungen des Kriegs, es ist billig, daß wir die Nahrungsmittel mit euch theilen; wir wären keine Menschen, wenn wir mit Menschen anders verführen. Wenn Europäer bisweilen dieser Großmuth fähig gewesen sind, so ist doch folgendes ein Zug, dessen sich Wilden allein rühmen können.

Ein

Ein Korps Irokesen floh auf erhaltene Nachricht, daß eine Parthie Franzosen und Bundesgenossen derselben mit überlegener Macht anrückte, eilig aus einander. Onnontague, der Anführer dieses Haufen, ein hundertjähriger Greis hielt es seiner unwürdig, wenn er flöhe, und wollte lieber in die Hände der feindlichen Wilden fallen, ob er gleich von ihnen nichts, als erschröckliche Martern zu erwarten hatte. Welch' Schauspiel war es nicht, vier hundert Barbarn auf einen Greis erpicht zu sehen, der weit gefehlt, einen Seufzer hören zu lassen, den Franzosen die tiefste Verachtung bezeugte, und nur den Huronen vorwarf, daß sie sich zu Sklaven dieser nichtswürdigen Europäer gemacht hätten! Einer von den Henkern, der diese Schimpfreden nicht länger ertragen konnte, gab ihm drey Dolchstiche, um so vielem Hohn ein Ende zu machen. Du thust unrecht, sagte ihm kaltblütig Onnontague, mein Leben abzukürzen; du hättest um so längere Zeit gehabt, als ein Mann sterben zu lernen. Und solche Menschen suchen Franzosen und Engländer mit vereinten Kräften seit hundert Jahren aufzureiben? Vermuthlich, weil sie sich zu sehr schämen müßten, unter diesen Mustern von Heldenmuth und Größe der Seelen zu leben.

Der Riswickerfriede machte dem Elend in Europa, und den Feindseligkeiten in Amerika auf einmal ein Ende. So wie die Engländer und Franzosen, empfanden auch die Irokesen und Huronen, wie nöthig ihnen eine lange Ruhe wäre, um den Schaden des Kriegs wieder zu ersetzen. Die Wilden fiengen wieder an, Athem

zu schöpfen, die Europäer nahmen ihre Arbeiten wieder vor; und der Pelzhandel, der erste, den man mit einem jagenden Volk hatte anlegen können, erhielt mehr Bestand.

VIII.

Das Pelzwerk macht den Grund des Verkehrs der Franzosen mit den Wilden aus.

Vor der Eroberung von Canada waren die Wälder, die dieses Land deckten, so zu sagen nichts, als ein großer Aufenthalt für roth Wildpret. Sie hatten sich da ungeheuer vermehrt, weil die wenigen Menschen, die in diesen Wüsteneyen ohne Heerden und ohne zahme Thiere herum liefen, denen, so wie sie irrenden und freyen Gattungen mehr Raum und Nahrung ließen. Wenn die Beschaffenheit der Himmelsluft keine unendliche Verschiedenheit in diesen Gattungen hervorbrachte, so gewann doch wenigstens eine jede dabey an der Menge einzelner Geschöpfe. Aber sie waren doch mit allem dem der Oberherrschaft des Menschen, diesem so grausamen und allen lebendigen Wesen so viel kostenden Vorrecht zinsbar! Aus Mangel an Künsten und Ackerbau nährten und kleideten sich die Wilden bloß auf Kosten der Thiere. Sobald unsere Ueppigkeit den Gebrauch ihrer Felle angenommen hatte, erhoben die Amerikaner einen um so lebhaftern Krieg gegen sie, weil dieser ihnen Ueberfluß und neue Reitzungen für ihre Sinne darbot, und

und auch einen um so mörderlichern Krieg, weil sie unser Feuergewehr angenommen hatten. Dieser zerstörende Fleiß schafte aus den Wäldern Canadas nach den französischen Häfen eine große Menge sehr verschiedener Pelzarten, die zum Theil im Königreich verbraucht, zum Theil in fremde Länder verschickt wurden. Die meisten unter diesen Pelzarten waren in Europa bekannt. Sie kamen aus den nördlichen Gegenden unsrer Halbkugel dahin; aber in zu geringer Menge, als daß sie stark im Gebrauch hätten seyn können. Laune und Neuheit haben sie mehr oder weniger in Schwang gebracht, seitdem der Vortheil der amerikanischen Kolonien es erfordert hat, daß man in den Hauptländern Geschmack daran gewönne. Wir müssen etwas von denen sagen, die jetzt noch Mode sind.

Die Fischotter ist ein gefräßiges Thier, das um die Ufer der Flüsse und der Seen schwimmt oder läuft, und meistentheils von Fischen lebt: in deren Ermanglung es aber auch Gras und sogar die Rinde der Wassergewächse frißt. Sein Hauptaufenthalt und seine vorzügliche Neigung sind Ursache daran, daß man es unter die Amphibien, die in der Luft und im Wasser leben, gezählt hat, aber uneigentlich. Denn die Fischotter muß ungefähr eben so Othem holen, als alle Landthiere. Man findet sie bisweilen in allen Gegenden, wo Flüsse sind, nur nicht in den allerheißsten: aber sie ist im nördlichen Amerika weit häufiger und weit größer. Ihr Fell ist auch da schwärzer und schöner, als sonst irgendwo, aber ihr eben deswegen auch schädlicher, da es die Absicht der Fallstricke ist, die der Mensch dem Thier selbst stellt.

Der Iltis ist den canadischen Jägern eben so werth. Es giebt da drey Gattungen dieser Thiere. Die erste ist der gewöhnliche; die zweyte heißt Vison; und die dritte der stinkende Iltis, weil der Urin, den die Furcht ihn ohne Zweifel zu lassen zwingt, wenn man ihn verfolgt, die Luft sehr weit umher verderbt. Ihr Haar ist braun, glänzender und weicher, als in unsern Gegenden.

Selbst die Ratte hat wegen ihres Fells ihren Nutzen in Nordamerika. Es giebt ihrer hauptsächlich zwey Arten, deren Fell im Handel kömmt. Die eine heißt die Waldratte, und ist zweymal so dick, als die unsrige. Ihr Haar ist gemeiniglich silberfahl, und manchmal recht sehr schön weiß. Das Weibchen hat unter dem Bauch einen Beutel, den es nach Gefallen auf- und zumachen kann. Wenn es verfolgt wird, thut es seine Jungen hinein, und läuft mit ihnen davon. Die andere Art, die man Biesamratten nennt, weil ihre Hoden Biesam enthalten, hat alle Neigungen des Biebers, dessen verkleinertes Ebenbild sie zu seyn scheint, und ihr Fell dient zu gleichem Gebrauch.

Das Hermelin, das so groß als ein Eichhörnchen, aber nicht so länglich gestaltet ist, hat, so wie jenes, lebhafte Augen, einen feinen Anblick, und eine so geschwinde Bewegung, daß man ihm mit den Augen nicht folgen kann. Das äußerste Ende seines langen, dicken und stark mit Haar bewachsenen Schwanzes ist rabenschwarz. Sein Haar, das im Sommer goldgelb, wie die Getraidfelder ist, wird im Winter weiß, wie der

Schnee.

Schnee. Dieses lebhafte, leichte und artige Thier ist eine von den Schönheiten Canadas, aber ob es gleich kleiner ist, als der Marder, so ist er doch nicht so gemein.

Der Marder ist lediglich in den kalten Ländern, in den tiefsten Waldungen, fern von allen Wohnungen zu finden; er ist ein jagendes und von Vögeln lebendes Thier. Ob er gleich nicht anderthalb Schuh lang ist, so scheint doch die Spur, die es auf dem Schnee macht, von einem sehr großen Thier zu seyn, weil es nicht anders, als sprungweise geht, und mit beyden Füßen zugleich spürt. Sein Fell wird gesucht, ob es gleich lange nicht so kostbar ist, als das von dem unter dem Namen Zobel so berühmten Marder. Dieses ist glänzend schwarz. Unter jenem aber ist das schönste dasjenige, dessen dunkelster Streif längst den Rücken bis an das Ende des Schwanzes herunter läuft. Die Marder kommen gemeiniglich nur alle zwey bis drey Jahre aus dem Innern ihrer undurchdringlichen Waldungen heraus. Das ist den Landeseingebohrnen eine Vorbedeutung eines guten Winters, wo es nemlich viel Schnee, und folglich eine gute Jagd geben wird.

Ein Thier, das wir Luchs nennen, und bey den Franzosen, wenn es aus Sibirien kömmt, Loup cervier heißt, wird in Canada nur Chat cervier genannt, weil es dort viel kleiner, als auf unsrer Halbkugel ist. Dieses Thier, dem der gemeine Irrthum keine wunderbarliche scharfe Augen beygelegt hätte, wenn es nicht die

Fähigkeit besäße, in die Ferne zu sehen, zu hören oder zu riechen, lebt von dem Wildpret, das es erjagen kann, und bis auf den Gipfel der höchsten Bäume verfolgt. Man giebt zwar zu, daß sein Fleisch weiß und vortrefflich wohlschmeckend ist, aber es wird doch nur seines Fells wegen gejagt, dessen Haar sehr lang und schön, weißlich grau ist, aber doch nicht so geachtet wird, als der Fuchs.

Dieses fleischfressende und verwüstende Thier kömmt ursprünglich aus den kältesten Ländern, wo die Natur wenig Erdgewächse erzeugt, und mithin alle Thiere zu zwingen scheint, einander selbst aufzufressen. Nachher hat es sich unter den gemäßigten Himmelsstrichen ausgebreitet, aber nicht seine erste Schönheit behalten. Sein Haar ist da abgeartet. In Norden ist es lang und dick geblieben: es ist bisweilen weiß, bisweilen grau, oft aber von dem sogenannten Fuchsroth. Das schönste, ohne allen Vergleich, ist das ganz schwarze Haar; allein das ist in Canada seltner, als in Rußland, welches weiter nach Norden hin liegt, und nicht so feucht ist.

Man bekömmt aus Amerika, außer diesem kleinen Pelzwerk, Hirsch- Damhirsch- und Rehfelle; Felle von Rennthieren, die dort Karibu heißen; Häute von Elendthieren, die dort Orignal genannt werden. Die beyden letztern Arten, die sich auf unsrer Halbkugel nur um den Polarzirkel finden lassen, das Elendthier nemlich, dießeits, und das Rennthier jenseits befinden sich in der neuen Welt unter einer geringern Breite:

ent-

entweder weil die Kälte in Amerika strenger ist, aus sonderbaren Ursachen, die eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze machen; oder auch vielleicht, weil diese neuen Länder nicht so sehr von dem verwüstenden Menschen bewohnt werden. Ihre starken, sanften und weichen Häute dienen dazu, vortreffliche Kollets, die sehr leicht sind, zu verfertigen. Die Jagd aller dieser Thiere geschieht für die Europäer. Aber die Wilden haben vorzüglich eine, die von jeher ihre Lieblingsjagd gewesen ist. Sie war ihren kriegerischen Sitten, ihrer Tapferkeit, und zumal ihren Bedürfnissen am angemessensten. Es ist die Bärenjagd.

Unter einem kalten und strengen Himmel ist dieses Thier gemeiniglich schwarz. Es ist mehr scheu als wild; und anstatt der Höhlen wählt es sich einen hohlen und verfaulten Stamm eines erstorbenen Baums zum Aufenthalt. Da setzt es sich im Winter, so hoch als es klettern kann. Da der Bär gegen Ende des Herbsts sehr fett, und mit einem sehr dicken Fell bekleidet ist, sich fast gar nicht bewegt, und fast beständig schläft, so muß er wenig durch die Ausdünstung verlieren, und nur selten aus seinem Wohnplatz gehen, um Nahrung zu suchen. Aber man zwingt ihn dazu, indem man Feuer anlegt, und sobald er herunter will, so wird er mit Pfeilen erlegt, noch ehe er auf die Erde kömmt. Die Wilden nähren sich von seinem Fleisch, schmieren sich mit seinem Fette, bedecken sich mit seinem Felle. Das war der einzige Zweck des Kriegs, den sie gegen den Bärn führten, als ein neuer Gewinn ihren Trieb nach der Biberjagd hinlenkte.

IX.

Gestalt, Eigenschaft und Regierungsform der Bieber.

Dieses Thier, das die hülfreichen Vortheile der Geselligkeit besitzt, ohne, wie wir, die Fehler und die Unglücksfälle derselben zu erfahren; dieses Thier, dem die Natur das Bedürfniß gab, und den Trieb einflößte, mit seines gleichen zur Fortpflanzung und Erhaltung seiner Art zu leben; dieses sanftmüthige, rührende, klagende Thier, dessen Beyspiel und Schicksal dem empfindsamen Philosophen, der sein Leben und seine Sitten betrachtet, Thränen von Bewunderung und Rührung entlockt, der Biber, der keinem lebendigen Wesen schadet, der weder fleischfressend, noch blutgierig, noch kriegerisch ist, macht den Gegenstand der rasendsten Leidenschaft des jagenden Menschen den Raub aus, auf den der Wilde, Dank der unerbittlichen Habsucht der gesittetsten Völker in Europa am grausamsten erpicht ist.

Er ist ungefähr drey bis vier Fuß lang, und dick nach einem solchen Verhältniß, daß er ungefähr fünfzig bis sechzig Pfund wiegt, welches Gewicht besonders von seinen dicken Muskeln herrührt. Sein Kopf ist gestaltet wie der Kopf einer Ratte, und er trägt ihn gebückt, mit gewölbten Rücken wie eine Maus. Lukrez hat nicht gesagt, der Mensch hätte Hände empfangen, um sich ihrer zu bedienen; sondern er hätte welche erhal-

erhalten, und sich ihrer bedient. Eben so hat der Biber Häute an den Hinterfüßen erhalten, und er schwimmt; an den Vorderfüßen sind die Finger abgesondert, und er bedient sich ihrer, wie der Hände; sein Schwanz ist platt, eyförmig gestaltet, und mit Schuppen bedeckt, und er gebraucht ihn, um zu schleppen und zu arbeiten; er hat vier sehr scharfe Schneidezähne, und er macht Zimmergeräthe daraus. Alle diese Werkzeuge, die fast zu nichts dienen, wenn das Thier allein lebt, und die es wenigstens nicht über die andern Thiere erheben, geben ihm eine jeden Kunsttrieb übertreffende Geschicklichkeit, wenn es in Gesellschaft lebt.

Aller Leidenschaft, Gewaltthätigkeit und Arglist entblößt, wagt es kaum, wenn es allein lebt, sich zu vertheidigen. So lange es nicht gefangen ist, kann es nicht beissen. Aber in Ermanglung der Waffen und Bosheit hat es in dem gesellschaftlichen Zustand alle Mittel, sich ohne Krieg zu erhalten, und zu leben, ohne Unrecht zu thun noch zu leiden. Dieses friedliche und sogar freundliche Thier ist übrigens unabhängig, und hängt sich an keinen Menschen, weil es keinen braucht, als sich selbst; es tritt in eine Gemeinschaft, will aber nicht dienen, und verlangt nicht zu gebieten. Ein äußerlich stummer Trieb, der aber innerlich in ihm spricht, ist der Führer seiner Arbeiten.

Das gemeinschaftliche Bedürfniß, zu leben und sich fortzupflanzen, ruft die Biber herbey, und treibt sie im Sommer zusammen, um ihre Winterdorfschaften anzulegen. Schon in den Monaten Junius und

Julius

Julius kommen sie von allen Seiten herzu, und vereinigen sich zwey bis drey hundert an der Zahl; aber immer am Ufer des Wassers, weil diese Republikaner am Ufer des Wassers wohnen müssen, um vor feindlichen Anfällen geschützt zu seyn. Manchmal mögen sie lieber stehende Seen mitten in unbesuchten Gegenden wählen, weil da das Wasser immer auf gleicher Höhe steht. Wenn sie keinen Teich finden, so schaffen sie sich einen im fließenden Wasser, in Flüßen oder Bächen, und zwar vermittelst eines Dammes oder Wehrs. Der blosse Gedanke dieses Werks macht ein System von sehr zusammengesetzten, sehr verwickelten Begriffen aus, das nur vernünftigen Wesen zuzukommen scheint; und wirkte nicht die Furcht vor dem Feuer in jener Welt, oder in dieser, so sollte ein Christ wohl denken oder sagen, daß die Biber eine geistige Seele haben, oder daß des Menschen Seele blos materiell ist. Es kömmt hierbey auf ein Pfahlwerk an, das hundert Fuß in der Länge, unten zwölf Fuß in der Breite hält, welche aber oben bis auf zwey oder drey Fuß abnimmt, und eine Abdachung bekömmt, deren Hang und Höhe sich nach der Tiefe des Wassers richtet. Um die Arbeit zu ersparen oder zu erleichtern, wählt man den Ort an dem Fluß, wo das Wasser am seichtesten ist. Befindet sich an den Ufern des Flußes irgend ein großer Baum, so muß er so gefällt werden, daß er queer über den Strom fällt. Sollte er auch dicker seyn, als ein Mensch im Leibe, so wird er mit vier scharfen Zähnen am Fuß abgesäget oder abgenaget. Die Aeste werden von dem arbeitenden Volk, das einen

Bal-

Balken daraus machen will, bald heruntergeschärft. Eben so werden eine Menge kleinrer Bäume gefället, in Stücken zerlegt, und zu dem Pfahlwerk, das man vorthat, zubereitet. Einige schleppen diese Bäume bis an den Rand des Flußes, andere leiten sie auf dem Wasser bis an den Ort, wo der Damm gebaut werden soll. Aber wie schlägt man sie im Wasser fest, wenn man nichts hat, als Zähne, einen Schwanz und Füße? Auf folgende Art. Mit den Nägeln scharrt man in der Erde, oder im Grund des Wassers ein Loch. Mit den Zähnen stellt man das dicke Ende des Pfahls an dem Rande des Flußes oder gegen die Bohle, die queer über denselben liegt. Mit den Füßen richtet man den Pfahl in die Höhe, und schlägt ihn mit dem spitzen Ende in das Loch, wo er alsdann aufrecht zu stehen kömmt. Mit dem Schwanz macht man Mörtel, womit man alle Zwischenräume der mit Zweigen durchflochtenen Pfähle vollfüllt, um das Pfahlwerk auszumauern. Der Abhang des Damms steht dem Strom des Wassers entgegen, um die Kraft desselben desto besser allmählich zu brechen, und die Pfähle sind nach Verhältniß der Schrägheit der Fläche auch schräg gesetzt. An der Seite, wo das Wasser wieder herabfallen soll, werden sie senkrecht gestellt; und um diesem einen Abfluß zu verschaffen, der die Wirkung seines Abhangs und seines Gewichts schwäche, macht man oben auf dem Damme zwey oder drey Oeffnungen, wodurch ein Theil des Wassers abläuft.

Wenn dieses Werk gemeinschaftlich durch die ganze Republik vollendet ist, denkt jeder Bürger darauf, sich selbst eine Wohnung zu bauen; jede kleine Gesellschaft baut sich eine Hütte im Wasser auf Pfählen. Diese halten zwischen vier bis zehn Fuß im Durchmesser, und sind entweder eyförmig oder rund gebaut. Es giebt welche von zwey und auch drey Stockwerken, nach der Anzahl der darinn wohnenden Familien oder Haushaltungen. Eine Hütte enthält ihrer wenigstens eine oder zwey, und manchmal zehn bis fünfzehn. Die mehr oder weniger hochgebauten Mauern sind ungefähr zwey Schuh dick, und schließen sich in der Gestalt eines runden oder gedruckten Gewölbes, das innerlich und äußerlich so sauber als dauerhaft gemauert ist. Die Wände sind mit einer Art von Stuck bekleidet, wo weder das Wasser noch einmal die äußere Luft durchdringen kann. Jedes Haus hat zwey Thüren; die eine nach der Landseite hin, um Vorrath zu holen; die andere nach dem Wasser zu, um sich bey Annäherung des Feindes, das heißt, des die Städte und die Staaten zerstörenden Menschen zu retten. Von der Wasserseite steht das Fenster des Hauses offen. Am Tage schöpft man da frische Luft, den Leib halb im Bade. Es dient auch im Winter, um vor dem Eis zu schützen, das zwey bis drey Schuh dick gefriert. Der Laden, der verhindern soll, daß das Eis das Fenster nicht zustopfe, ruht auf Pfählen, die man abhängig schneidet oder einschlägt, und die, indem sie ein Wehr vor dem Haus machen, immer einen Ausweg lassen, um unter dem Eis zu schwimmen oder zu flüchten. Der ganze

Zier-

Zierrath des Innern der Wohnung besteht in einem mit grünen Zweigen bestreuten Boden, und mit Tannenzweigen ausgesetzten Wänden. Kein Unflatt wird darinn geduldet.

Die Materialien zum Gebäude sind immer aus der Nachbarschaft desselben hergenommen. Es sind Ellern, Pappelweiden, Bäume, die das Wasser so gern haben, als die Republikaner, die sich Wohnungen daraus bauen. Diese Bürger haben bey dem Schneiden dieses Holzes zugleich das Vergnügen, sich davon zu nähern. Gleich gewissen Wilden aus dem Eismeere essen sie Rinde desselben. Zwar mögen sie jene nur trocken, gestoßen, und mit Zugehör zugerichtet, anstatt, daß diese sie ganz frisch kauen und saugen.

Man legt Vorrath von zarten Rinden und Zweigen ins besondere für jede Hütte gehörige Vorrathshäuser an, die nach der Menge ihrer Bewohner eingerichtet sind. Ein jeder kennt sein Vorrathshaus, und niemand geht und plündert seiner Nachbarn ihres aus. Jeder Stamm lebt in seinem Revier, mit seinem Gebiet zufrieden, aber eifrig auf das Eigenthum desselben, das er sich durch die Arbeit erworben hat. Man sammelt und verzehrt daselbst, ohne Zank den Vorrath der Gemeinde. Man begnügt sich an ungekünstelten Gerichten, welche die Arbeit würzt. Die einzige Leidenschaft besteht in der ehelichen Liebe, deren Grundlage und Ziel in der Fortpflanzung des Geschlechts besteht.

Zwey durch eine wechselseitige Neigung und Wahl zusammen wohlgepaarte und vereinigte Wesen beschließen, nachdem sie sich in der Gesellschaft zu gemeinschaftlichen Arbeiten wohl geprüft haben, die strenge Wintersjahrzeit mit einander zuzubringen. Sie bereiten sich dazu durch den Vorrath, den sie im September sammeln. Beyde Gatten begeben sich in ihre Hütte, im Herbst, welcher der Liebe nicht minder günstig ist, als der Frühling. Wenn die Jahrszeit der Blüthen die Vögel des Himmels anlockt, sich in den Wäldern fortzupflanzen, so reitzt die Zeit der Früchte die Bewohner der Erde vielleicht eben so stark, sie wieder zu bevölkern. Der Winter giebt wenigstens Muße zu lieben, und diese Lust ist aller andern im Jahr werth. Alsdann gehen die Gatten gar nicht von einander. Keine Arbeit, keine Lust unterbricht ihre Liebe, und raubt derselben Zeit. Die Mütter empfangen und tragen die süßen Pfänder dieser allgemeinen Leidenschaft der Natur. Wenn ein schöner Sonnenschein einmal die traurige Jahrszeit aufheitert, so geht das glückliche Paar aus seiner Hütte, am Ufer des Teiches oder des Flußes spatzieren, frißt da frische Rinde, und athmet die heilsamen Dünste der Erde ein. Indessen bringt die Mutter gegen Ende des Winters die im Herbst empfangenen Früchte der Ehe zur Welt: und indessen der durch den Reitz des Frühjahrs in den Wald gelockte Vater seinen Jungen den Platz läßt, den er in der engen Hütte einnahm, so säugt, pflegt und erzieht die Mutter sie, zwey bis drey an der Zahl. Nachher führt sie selbige mit auf ihre Spatziergänge, wo das Bedürfniß

selbst

selbst wieder zu Kräften zu kommen, und die Jungen zu ernähern; ihr Krebse, Fische, frische Baumrinde bis zur Arbeitszeit suchen heißt.

So lebt diese Republik in Dorfschaften, die man in der Ferne mit grossen Kartausen vergleichen könnte. Aber sie haben nur den Anschein derselben, und wenn das Glück in beyderley dieser Gemeinden wohnet, so muß man gestehen, daß es in Ansehung der Mittel nicht viel mit einander gemein hat, indem es unter den Bibern darinn besteht, der Natur zu folgen; hier aber darinn, ihr entgegen zu arbeiten und sie zu zerstören. Aber der Mensch hat in seiner Thorheit geglaubt, die Weisheit zu finden. Eine Menge Wesen leben in einer Art von Gesellschaft, die beyde Geschlechter auf ewig trennt. Beyde in Zellen abgesondert, wo sie, um glücklich zu seyn, nur zusammen zu wohnen brauchten, bringen sie die schönsten Tage ihres Lebens damit zu, die Neigung, die sie durch die eisernen Thore und Gefängnisse, welche die Furcht zwischen zarten Seelen und unschuldigen Herzen erbaut hat, zu einander zieht, zu ersticken, und zu verwünschen. Wo ist Gottlosigkeit, wenn sie nicht in der Unmenschlichkeit jener finstern und grausamen Anordnungen liegt, die den Menschen entstellen, um ihn zu vergöttern; ihn dumm, hirnlos, stumm machen, damit er den Engeln ähnlich werde? Gott der Natur, an deinen Richterstuhl muß man von allen den Gesetzen appelliren, die das schönste deiner Werke schänden, indem sie es zu einer Unfruchtbarkeit verurtheilen, die dein Beyspiel verdammt! Bist du nicht wesentlich fruchtbar

und

und hervorbringend; Du, der du das Wesen aus dem Chaos, aus Nichts gezogen hast; Du, der du unaufhörlich das Leben aus dem Schooße des Todes selbst entspringen läßest? Wer singt besser dein Lob, das einsame Wesen, das die Stille der Nacht stört, um dich unter Gräbern zu preisen; oder das glückliche Volk, das, ohne sich des Triebs dich zu kennen zu rühmen, dich durch sein Liebesband, und indem es die Folge und die Wunder deiner lebendigen Geschöpfe fortsetzt, preiset?

Dieses republikanische Volk, das die Baukunst versteht, arbeitsam, einsichtsvoll, und in seinen Entwürfen zu einer gesellschaftlichen Ordnung und Einrichtung vorsichtig und systematisch verfährt, ist der Biber, dessen sanfte und beneidenswerthe Sitten wir geschildert haben. Glücklich wäre er, wenn sein Fell den unbarmherzigen und wilden Menschen nicht auf den Untergang seiner Hütten und seines Geschlechts begierig machte! Oefters haben die Amerikaner die Wohnsitze der Biber zerstört, und diese unermüdeten Thiere haben das Vertrauen gehabt, sie verschiedene Sommer nach einander in der Gegend, wo sie vertrieben worden waren, wieder aufzubauen. Im Winter stellt man ihnen nach. Die Erfahrung warnt sie vor der Gefahr. Sobald die Jäger herannahen, so schlägt ein starker Streich mit dem Schwanz aufs Wasser Lermen durch alle Hütten der Republik, und jeder sucht sich unter dem Eis zu retten. Aber es ist sehr schwer, allen Fallen zu entgehen, die man diesem unschuldigen Volk legt.

Man

Man schießt manchmal den Biber auf dem Anstand. Indessen da er in der Ferne hört und sieht, so kann man ihn am Ufer des Teichs, von dem er sich niemals genugsam entfernt, um überfallen zu werden, nicht wohl schießen. Wenn man ihn auch verwundet, ehe er sich ins Wasser geworfen hat, so hat er doch immer die Zeit, unterzutauchen; und wenn er an seiner Wunde stirbt, so verliert man ihn immer, weil er nicht oben auf schwimmt.

Ein sicherers Mittel, die Biber zu bekommen, besteht darinn, Fallen in den Hölzern zu legen, wohin sie gehen, um sich mit der zarten Rinde junger Bäume zu weiden. Man bedeckt diese Fallen mit frisch abgeschnittenen Holzspänen, und sobald sie daran rühren, fällt ein ungeheures Gewicht, und zerschlägt ihnen den Rückgrad. Der in der Nachbarschaft verborgen gelegene Jäger fällt sodann über seinen Raub her, giebt ihm den Rest, und trägt ihn davon.

Es sind aber auch noch andere Arten von Jagden gewöhnlich, welche einen bessern Fang verschaffen. Manchmal geht man gegen die Hütten selbst los, um zu verursachen, daß die Einwohner heraus müssen, und dann erwartet man sie am Rande der Löcher, die man ins Eis gemacht hat, wohin sie kommen müssen, um Athem zu schöpfen. Diesen Augenblick braucht man, um sie tod zu schießen. Zu andern Zeiten fällt das aus seiner Wohnung gejagte Thier in die Netze, womit man sie umstellt hat, indem man das Eis einige Ruthen umher aufgeschlagen hat. Will

man alle Einwohner bekommen, so sucht man nicht, die Dämme aufzustechen, um die Einwohner zu ersäufen, wie man etwa in Holland thun könnte; sondern man sticht den Damm auf, um im Gegentheil das Wasser im Teich ablaufen zu lassen, worinn die Biber leben. Wenn sie so im Trocknen bleiben, und nun außer Stand sind, zu entkommen oder sich zu vertheidigen, so fängt man sie mit Muße und nach Gefallen. Aber man trägt Sorge, daß immer eine gewiße Anzahl Männchen und Weibchen am Leben bleiben, um die Hütten wieder zu besetzen, und diese Gnade ist bloßer Geitz. Die grausame Vorsorge des Menschen erhält nur darum wenige, um desto mehr zerstören zu können. Der Biber, dessen klagende Stimme seine Barmherzigkeit und sein Mitleiden anzurufen scheint, findet an den Wilden, den die Europäer unmenschlich gemacht haben, nun einen unversöhnlichen Feind, der nicht sowohl um seine eigenen Bedürfnisse kämpft, als um die Ueppigkeiten einer fremden Welt. O Natur! wo ist deine Vorsehung, deine Wohlthätigkeit geblieben, daß du die Thiere, Art gegen Art wider einander, und den Menschen gegen alle bewaffnet hast?

Wenn man nun die Sitten, die Polizey und den Fleiß der Biber, mit dem herumstreifenden Leben der Wilden in Canada vergleicht; wird man vielleicht mit Rücksicht auf den Vorzug der Werkzeuge des Menschen, über die Werkzeuge aller Thiere gestehen, daß der Biber in den Künsten der Geselligkeit viel weiter gekommen war, als der Jäger zu der Zeit, da der Europäer seine Kenntnisse in das nördliche Amerika brachte und erweiterte.

Der

Der Biber, ein älterer Bewohner jener neuen Welt, als der Mensch; ein ruhiger Besitzer dieser seiner Art sehr günstigen Gegenden hatte eine viele Jahrhundert lange Ruhe genützt, um den Gebrauch seiner Fähigkeit vollkommener zu machen. Auf unsrer Halbkugel hat sich der Mensch der gesündesten und fruchtbarsten Gegenden bemächtiget, hat alle andere Thiere daraus verjagt, oder sie unter das Joch gezwungen. Die Biene und die Ameise haben es ihrer Kleinheit zu danken, daß sie ihre Gesetze und ihre Regierung vor der eifersüchtigen und zerstörenden Herrschaft dieses Tyrannen der lebendigen Natur gerettet haben. So sieht man einige kraft- und glanzlose Freystaaten durch ihre Schwachheit selbst, mitten unter den weitläufigen Monarchien Europas, von denen sie über lang oder kurz werden verschlungen werden, sich erhalten. Aber die geselligen vierfüßigen Thiere sind in unbewohnte und ihrer Fortpflanzung widrige Gegenden getrieben worden, und haben sich überall vereinzelt, und unfähig befunden, in eine Gemeinheit zusammen zu tretten, und ihre Kenntnisse zu erweitern; und der Mensch, der sie in diesen erbettelten Zustand herabgesetzt hat, ist stolz auf diese Erniedrigung, worein er sie gezwungen, und schaft sich daraus einen Grund, um zu glauben, er sey von einer höhern Natur, und sich einen Verstand zuzuschreiben, der eine ewige Gränze zwischen seiner Gattung und aller übrigen zieht.

Die Thiere, heißt es, bringen nichts zu einer höhern Vollkommenheit. Ihre Verrichtungen können also nur mechanisch seyn, und setzen keinen Grund voraus, der dem ähnlich wäre, wodurch der Mensch bewogen wird. Ohne zu untersuchen, worinn die Vollkommenheit besteht; ob das gesitteste Wesen das vollkommenste ist; ob es das, was es an Eigenthum der Dinge gewinnt, nicht an Eigenthum der Person verliert; ob alles, womit es seine Genußmittel vermehrt, nicht an seiner Dauer abgeht; dieses alles bey Seite gesetzt, kannte der Biber, der bey uns herumirrend, einsam, furchtsam, unwissend ist, in Canada keine bürgerliche und häusliche Ordnung, die Jahrszeiten der Arbeit und der Ruhe; gewisse Regeln der Baukunst; die sonderbare und gelehrte Kunst, Dämme aufzuführen? Indessen war er doch zu diesem Grad der Vollkommenheit mit schwachen und nicht gut zu gebrauchenden Werkzeugen gekommen. Kaum kann er die Arbeit, die er mit dem Schwanz macht, sehen. Seine Zähne, die bey ihm die Stelle von tausend Werkzeugen vertreten, sind zirkelförmig, und werden von den Lippen gehindert. Der Mensch hingegen, der eine Hand hat, die sich zu allem beugt, und sich alles unterwirft, besitzt in diesem einzigen Werkzeug des Gefühls alle Werkzeuge der Kraft und der Geschicklichkeit zusammen genommen. Aber hat er nicht hauptsächlich diesem Vortheil seiner Bildung den ganzen Vorzug seiner Gattung über alle andere zu verdanken? Nicht weil er seine Augen gen Himmel richtet, wie alle Vögel auch thun, ist er der König der Thiere, sondern weil er mit einer

geschmeidigen, beugsamen, geschickten, schröcklichen und hülfreichen Hand bewaffnet ist. Seine Hand ist sein Scepter. Denselben Arm, den er gen Himmel erhebt, gleichsam um seinen Ursprung daselbst zu suchen, streckt er schwer über die Erde aus, um durch Zerstöhrung darüber zu herrschen, um die ganze Oberfläche derselben umzukehren; und dann, wenn er alles verheert hat, zu sagen: Ich herrsche. Das sicherste Zeichen der Menge des menschlichen Geschlechts ist die Seltenheit der andern Geschlechter. Auch vermindert sich und verschwindet das Geschlecht des Bibers in Canada allmählig, seitdem die Europäer sich ein Bedürfniß aus seinem Fell gemacht haben.

Letzteres ist verschieden, wie das Klima, welches die Farbe verändert, indem es der Gattung ihre Bestimmung giebt. Dennoch giebt es in denselben Revieren, wo sich die Völkerschaften der geselligen Biber befinden, auch wilde und einsame Biber. Diese, wie es heißt, ihrer Fehler wegen aus der Gesellschaft verstoßene Thiere leben ohne Haus, ohne Vorrath, in einem Gang unter der Erde. Man nennt sie Erdbiber. Ihr Fell ist schmutzig, und das Haar durch das Reiben ihres Körpers gegen das Gewölbe, das sie sich graben, auf dem Rücken abgeschabt. Dieses Loch, das sie gemeiniglich am Rande irgend eines Teiches, oder mit Wasser angefüllten Grabens zu verfertigen anfangen, geht bisweilen mehr als hundert Schuh tief, und zwar immer aufwärts, um sich vor der Ueberschwemmung beym Steigen des Wassers schützen zu können. Einige dieser Biber sind so wild, daß sie sich von allem

Zugang mit dem ihrer Gattung natürlichen Element entfernen; und sie lieben nur das Land. So sind unsere europäischen Biber beschaffen. Das Haar dieser einsamen Erdbiber ist nicht so glatt und so glänzend, als deren ihres, die in Gesellschaft leben. Ihr Pelz richtet sich nach ihrer Lebensart.

Man findet Biber in Amerika von dem dreyßigsten Grad nördlicher Breite bis zum sechzigsten. Gegen Mittag hin sind sie immer seltner; je mehr man nach Norden hinzieht, je stärker ist ihre Anzahl, und je schwärzer ihr Haar. Bey den Illinesen sind sie dunkel- oder strohgelb, ein wenig höher kastanienbraun, in dem Norden von Canada dunkelbraun, und endlich noch mehr nach dem Pol hin ganz schwarz, welches die schönsten sind. Indessen finden sich unter diesem kältesten Himmelsstrich, den diese Gattung bewohnet, auch unter den schwarzen ganz weisse; andere, die weiß, aber mit grau gezeichnet, oder manchmal nach dem Schwanz zu röthlich sind; so sehr findet die Natur ein Vergnügen daran, die Schattirungen von Kälte und Wärme, und die Verschiedenheit ihrer Wirkungen, nicht nur an der Gestalt, sondern sogar an der Kleidung der Thiere zu zeigen. Von der Farbe ihres Fells hängt der Preis ab, den die Menschen auf ihr Leben setzen. Es giebt welche, die ihnen so verächtlich scheinen, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen, sie zu tödten. Aber diese sind selten.

X.

An welchen Orten und auf welche Art der Handel mit dem Pelzwerk getrieben wird.

Das Pelzwerk war der erste Gegenstand des Handels der Europäer in Canada. Die französische Kolonie trieb diesen Handel anfangs zu Tadoussac, einem dreyßig Meilen unterhalb Quebeck liegenden Hafen. Um das Jahr 1640 ward die fünf und zwanzig Meilen überhalb dieser Hauptstadt gebaute Stadt, Trois-Rivieres eine zweyte Niederlage. Mit der Zeit zog sich alles Pelzwerk allein nach Montreal hin. Man sahe es im Junius auf Kähnen von Baumrinde ankommen. Die Menge der Wilden, die es dahin brachten, ermangelte nicht, sich zu vermehren, so wie der Name der Franzosen sich weiter ausbreitete. Die Nachricht von der Aufnahme, die sie gefunden, der Anblick dessen, was sie gegen ihre Waaren erhalten hatten, alles vermehrte den Zulauf. Niemals kamen sie, ihr Pelzwerk zu verkaufen, ohne eine neue Nation mitzubringen. Auf diese Weise sah man eine Art von Messe entstehen, wohin sich alle Völker dieses großen festen Landes begaben.

Die Engländer wurden über diesen Zweig von Reichthümern neidisch; und die Kolonie, die sie zu Neu-York angelegt hatten, wußte gar bald einen so starken Verkehr abzuleiten. Nachdem sie sich wegen ihres Unterhalts außer Sorgen

gesetzt hatten, indem sie ihren ersten Fleiß dem Landbau widmeten, dachten sie auf den Pelzhandel. Anfangs schränkte er sich auf das Land der Irokesen ein. Die fünf Nationen, die diesen Namen führen, litten nicht, daß man über ihr Land zog, um mit andern wilden Nationen, womit sie unabänderlich in Feindschaft lebten, zu handeln; auch nicht, daß diese auf ihr Gebiet kamen, und ihnen durch die Mitwerbung den Profit des mit den Europäern angelegten Handels raubten. Als aber die Zeit die Nationalfeindschaften unter den Wilden gedämpft, oder vielmehr unterbrochen hatte, verbreitete sich der Engländer auf allen Seiten, und von allen Seiten lief man zu ihm herbey. Dieses Volk hatte unendliche Vortheile, um Vorzüge vor seinen Nebenbuhlern, den Franzosen zu erhalten. Seine Schiffahrt war leichter, und das allein schon machte seine Waaren wohlfeiler. Es verfertigte allein die groben Zeuge, die am meisten nach dem Geschmack der Wilden waren. Der Biberhandel war frey bey ihm, da er hingegen bey den Franzosen immer der Tyranney des Alleinhandels unterworfen war. Durch diese Freyheit, und durch diese Leichtigkeit lockte es den grösten Theil der Waaren, die Montreal berühmt machten, an sich.

Darauf riß bey den Franzosen in Canada ein Gebrauch ein, der anfangs in ziemlich engen Schranken gehalten worden war. Die Begierde in den Wäldern herum zu streifen, der die ersten Kolonisten nachgehangen waren, war weislich auf die Gränzen des Gebiets der Kolonie eingeschränkt worden. Nur an fünf und zwanzig Personen

wurde

wurde jährlich die Erlaubniß ertheilt, sich über diese Gränzen hinaus zu begeben, um den Handel bey den Wilden zu treiben. Das Uebergewicht, das Neu-York gewann, machte diese Erlaubnisse viel häufiger. Das waren Arten von ausschliessenden Privilegien, die man entweder selbst oder durch andere nützte. Sie dauerten ein Jahr und auch länger. Sie wurden verkauft, und das Einkommen vertheilte der Statthalter der Kolonie an die Officiere, oder ihre Wittwen und Kinder, an die Hospitäler, Missionarien, oder an diejenigen, die sich durch eine schöne That, oder durch ein nützliches Unternehmen hervorgethan hatten, manchmal auch an die Kreaturen des Kommandanten selbst, der die Erlaubnissen verkaufte. Das Geld, das er nicht austheilte, oder so gut war, nicht selbst behalten zu wollen, ward in die öffentlichen Kassen abgeliefert, aber er war niemand Rechenschaft über diese Verwaltung schuldig.

Sie zog verderbliche Folgen nach sich. Verschiedene von denjenigen, die den Handel trieben, ließen sich bey den Wilden nieder, um sich von den andern zu befreyen, mit denen sie in Gesellschaft getretten waren, und deren Waaren sie verhandelt hatten. Eine noch größere Anzahl zog zu den Engländern hin, wo der Profit ansehnlicher war. Auf unermeßlichen, oft von heftigen Stürmen beunruhigten Seen; unter Wasserfällen, welche die Schiffahrt auf den breitesten Flüssen in der Welt so gefährlich machen; unter der Last der Kähne, der Lebensmittel, der Waaren, die man an den Tragstellen, wo der reissende Strom, oder die Untiefen einen nöthigen,

von

von dem Fluß ab, und zu Land zu gehen, auf den Schultern fortschleppen muß; bey so vielen Gefahren und Ermattungen verlor man viele Menschen. Es kamen manche im Schnee, oder im Eis, durch den Hunger oder das Schwerd des Feindes ums Leben. Diejenigen, die mit einem Profit von sechs bis sieben hundert auf hundert wieder in die Kolonie kamen, wurden nicht immer dadurch brauchbarer für sie, theils weil sie sich den gröbsten Ausschweifungen überließen; theils weil ihr Beyspiel einen Widerwillen für anhaltende Arbeiten einflößte. Ihr schleunig erworbenes Vermögen verschwand eben so schleunig wieder, gleich jenen beweglichen Bergen, die, in den sandigen Ebenen Afrikas, ein Wirbelwind auf einmal erregt und zerstört. Die meisten dieser Landstreicher schleppten durch die übermäßigen Ermattungen ihres Geitzes, und durch die Ausschweifungen eines herumirrenden und lüderlichen Lebens erschöpft, ein voreiliges Alter in Armuth und im Schimpf umher. Die Regierung sah endlich diesen Schaden ein, und er gab dem Pelzhandel eine andere Einrichtung.

Seit langer Zeit arbeitete Frankreich unaufhörlich daran, eine Kette von Schanzen anzulegen, die es zur Erhaltung und Erweiterung seiner Macht im nördlichen Amerika für nothwendig hielt. Diejenigen, die es längst dem Fluß St. Laurent, theils nach Westen, theils nach Süden hin erbaut hatte, um dem Ehrgeitz der Engländer Schranken zu setzen, waren groß und fest gebaut. Diejenigen, die es auf die verschiedenen Seen und andern wichtigen Stellen

angelegt hatte, machten eine Kette aus, die sich nordwärts an die tausend Meilen von Quebeck ab verbreitete; aber das waren nur elende Verpallisadirungen, die dazu bestimmt waren, die Wilden im Zaum zu halten, und sich des Einkommens ihrer Jagd und ihrer Freundschaft zu versichern. In allen lagen mehr oder weniger zahlreiche Besatzungen, nach Verhältniß der Wichtigkeit des Postens und der Gefahr, der er ausgesetzt war. Dem Befehlshaber in jedem dieser Kastelle, glaubte man also, müßte das ausschließende Recht in dem ganzen ihm untergeworfenen Districte anvertraut werden. Dieses Privilegium wurde gekauft, aber da es immer eine Gelegenheit war, zu gewinnen, ja oft ein großes Vermögen zu erhalten, so wurde es nur den Officieren gegeben, denen man am gewogensten war. Gab es unter diesen welche, die nicht die nöthigen Kapitalien hatten, um Gebrauch davon zu machen, so fanden sie leicht Kapitalisten, die bey ihrem Unternehmen in Gesellschaft traten. Man gab vor, daß diese Einrichtung, weit gefehlt, daß sie dem Wohl des Dienstes entgegen seyn sollte, es vielmehr beförderte, weil es die Militärpersonen nöthigte, einen beständigen Verkehr mit den Landeseingebohrnen zu unterhalten, besser auf ihre Bewegungen Acht zu geben, und nichts zu versäumen, um sich ihrer Freundschaft zu versichern. Niemand sah ein, oder wollte einsehen, daß diese Einrichtung unfehlbar jede andere Empfindung außer dem Eigennutz ersticken, und die Quelle einer beständigen Unterdrückung seyn würde.

Diese

Diese in kurzer Zeit allgemein gewordene Tyranney ließ sich zu Frontenac, Niagara und Toronto am stärksten fühlen. Die Pächter dieser drey Kastelle mißbrauchten ihr ausschließendes Privilegium, schätzten das, was man ihnen brachte, so geringe, und setzten einen so großen Werth auf das, was sie dagegen anboten, daß die Wilden nach und nach ganz aus der Gewohnheit kamen, dahin zu gehen. Sie zogen haufenweise nach Chouegen an dem See Ontario, wo ihnen die Engländer vortheilhaftere Bedingungen zugestanden. Man erregte wegen der Folgen dieses neuen Verkehrs Besorgnisse bey dem französischen Hof. Allein er wandte sie zum Theil dadurch ab, daß er selbst den Handel dieser drey Besitzungen an sich zog, und den Wilden noch bessere Bedingungen gab, als die wetteifernde Nation.

Was geschah? Der König behielt den alleinigen Besitz des Pelzwerks, das kein Mensch haben wollte; der König bekam ohne alle Mitwerbung die Felle der Thiere, die man im Sommer oder im Herbst erlegte; das schlechteste, das am wenigsten mit Haaren besetzte, das, was am leichtesten verdarb, kam auf Rechnung des Königs. Alles dieses ohne Redlichkeit erkaufte schlechte Pelzwerk ward ohne Sorgfalt in Niederlagen gelegt, wo es die Würmer zerfraßen. War die Jahrszeit, es nach Quebeck zu schicken, da, so ladete man es auf Kähne, und ließ es den Soldaten, den Passagieren, den Matrosen preis, die, da sie nicht den geringsten Vortheil bey diesen Waaren hatten, sich auch nicht die geringste Mühe gaben, um sie vor der Feuchtigkeit zu

ver-

verwahren. Wenn sie in die Hände der Verwalter der Kolonie gelangt waren, wurden sie um die Hälfte des wenigen, was sie noch werth waren, verkauft. So giengen die ansehnlichen von der Regierung geschehenen Vorschüsse für dieselbe fast gänzlich verloren.

Wenn aber dieser Handel dem König selbst nichts eintrug, so läßt sichs zweifeln, ob er wohl den Wilden viel vortheilhafter war; wenn schon Gold und Silber nicht die gefährlichen Zeichen desselben waren. Gegen ihr Pelzwerk erhielten sie zwar Sägen, Messer, Beile, Kessel, Angelhaken, Nehnadeln, Zwirn, schlechte Leinwand, grobe wollene Zeuge, die ersten Werkzeuge und Pfänder des geselligen Lebens. Aber man verkaufte ihnen auch das, was ihnen als Gabe und Geschenk gereicht, verderblich gewesen wäre, nemlich Flinten, Pulver, Bley, Toback, und besonders Brandtenwein.

Dieses Getränk, das schröcklichste Geschenk, das die neue Welt von der alten empfangen hat, ward den Wilden nicht so bald bekannt, als es der Gegenstand ihrer heftigsten Leidenschaften ward. Es war ihnen eben so unmöglich, sich desselben gänzlich zu enthalten, als es mit Mäßigkeit zu genießen. Man bemerkte gar bald, daß es ihren häuslichen Frieden störte; ihnen alle Ueberlegung raubte; sie wüthend machte; die Männer, die Weiber, die Väter, die Mütter, die Kinder, die Schwestern, die Brüder reitzte, einander zu beleidigen, zu beißen, zu zerreißen. Umsonst wollten ihnen einige redlich denkende Franzosen Schaam

über

über diese schändlichen Ausschweifungen einflößen. Ihr habt uns, antworteten sie, an diesen Saft gewöhnt; wir können ihn nicht mehr entbehren; und wenn ihr uns keinen geben wollt, so holen wir ihn bey den Engländern. Ihr seyd selbst Schuld an dem Uebel, und es ist kein Mittel dagegen.

Der französische Hof, der bald richtige, bald falsche Nachrichten von den Unordnungen, die dieser schröckliche Handel verursachte, erhalten, hat ihn bald verboten, bald geduldet, bald erlaubt, nach den Vortheilen oder Nachtheilen, die man seinen Staatsministern dabey schilderte. Mitten unter diesen Veränderungen blieb der Eigennutz der Kaufleute selten unthätig. Es wurde zu einer Zeit fast so viel Brandtewein verkauft, als zur andern. Indessen sahen kluge Leute ihn als die Hauptursache der Abnahme an Menschen, und folglich der Abnahme an Fellen an, welche immer merklicher ward.

XI.

Kriege, in welche die Franzosen in Canada sich verwickelt fanden.

Dieser Verfall war noch nicht auf den Punkt gediehen, auf dem man ihn nachher gesehen hat, als die Erhebung des Herzogs von Anjou auf den Thron Carl V. ganz Europa in Unruhen setzte,

seßte, und es wieder in all das Elend eines allgemeinen Kriegs stürßte. Die Flammen des allgemeinen Brandes giengen bis jenseits der Meere. Sie näherten sich Canadas. Die Irokesen verhinderten, daß sie sich nicht da verbreiteten. Seit langer Zeit bemühten sich die Engländer und die Franzosen in die Wette um die Freundschaft dieses Volks. Diese Bezeugungen von Achtung oder Furcht hatten sein von Natur hohes Herz aufgeblasen. Es hielt sich für den Schiedsrichter der beyden wetteifernden Nationen, und verlangte, sein Vortheil sollte die Richtschnur ihres Betragens seyn. Da ihm damals der Frieden anstand, so erklärte es sich stolz, es würde die Waffen gegen denjenigen unter den beyden Feinden ergreifen, der die ersten Feindseligkeiten begehen würde. Dieser Entschluß stimmte mit der Verfassung der französischen Kolonie überein, die nur wenig Mittel zum Krieg besaß, und keine aus seinem Hauptland erwartete. Neu-York hingegen, dessen schon ansehnliche Macht täglich wuchs, wollte die Irokesen in ihren Streit mit hinein locken. Die Ueberredungen, die Geschenke, die Unterhandlungen dieser Kolonie waren bis im Jahr 1709 fruchtlos. Zu der Zeit gelang es ihr, vier unter den fünf Nationen zu verführen, und ihre bis dahin in der Unthätigkeit verbliebene Truppen seßten sich, von einer großen Anzahl wilden Krieger unterstüßt, in Bewegung.

Das Heer rückte stolz mit der fast unfehlbaren Hoffnung, Canada zu erobern, gegen das Innere dieses Landes los, als ein Anführer der Irokesen,

der das Betragen der Seinigen niemals gebilligt hatte, ihnen bloß sagte: Wie wird es uns ergehen, wenn wir die Franzosen verjagen? Diese wenigen, mit geheimnißvollen und unruhigen Anblick ausgesprochenen Worte brachte allen Gemüthern auf einmal ihr ganzes erstes System in die Gedanken, das darinn bestand, das Gleichgewicht unter den beyden fremden Völkern zu erhalten, um der Unabhängigkeit der irokesischen Nation nie Eintrag zu thun. Sogleich ward beschlossen, eine Parthie, die man unbedachtsamer Weise dem gemeinen Besten zuwider ergriffen hatte, zu verlassen, aber da es schimpflich schien, sich öffentlich davon loszureissen, so glaubte man, durch eine heimliche Verrätherey einen offenbaren Abfall verhüten zu können. Die gesetzlosen Wilden, die tugendhaften Spartaner, die frommen Hebräer, die erleuchteten und kriegerischen Griechen und Römer, alle rohe oder gesittete Völker haben das, was man Völkerrecht nennt, immer aus der List und aus der Gewalt bestehen lassen.

Man hatte an den Ufern eines kleinen Flußes Halt gemacht, wo man die Artillerie und die Munitionen erwartete. Die Irokesen, welche die Zeit, die ihnen der Krieg ließ, auf der Jagd zubrachten, kamen auf den Gedanken, alle Häute der Thiere, die sie abdeckten, in den Fluß ein wenig oberhalb des Lagers zu werffen. Das Wasser ward bald davon verderbt. Die Engländer, die auf so eine Verrätherey keinen Argwohn hatten, fuhren zum Unglück fort, in dieser vergifteten Quelle zu schöpfen. Auf einmal starb eine so große Menge derselben, daß man den Verfolg der Kriegsverrichtungen aufgeben mußte.

Eine

Eine noch größere Gefahr bedrohte die französische Kolonie. Es kam im folgenden Jahr eine gegen Quebeck bestimmte zahlreiche Flotte, die fünf bis sechs tausend Mann Landtruppen aufhatte, im Fluß St. Laurent an. Sie schien des Siegs gewiß, wenn sie nur an den Ort ihrer Bestimmung angelangt wäre. Aber der Eigendünkel ihres Admirals, und die Wuth der Elemente machten, daß sie unter Wegs zu Grunde gieng. Also erhielt das nun auf einmal von seinen Unruhen, sowohl vom Lande als vom Meere her befreyte Canada den Ruhm, sich ohne Beystand und ohne Verlust gegen die Macht und die Staatslist der Engländer vertheidigt zu haben.

XII.

Frankreich wird genöthiget, einen Theil der zu Kanada gehörigen Provinzen abzutretten.

Indessen stand Frankreich, das vierzig Jahre hindurch alle Macht des gegen dasselbe verschwornen Europas allein abgehalten; alle Nationen vereinigt, überwunden, oder zurückgetrieben; das mit seinen Unterthanen unter Ludwig XIV. gethan hatte, was Karl V. mit den unzählbaren Heeren seiner verschiedenen Reiche nicht hatte ausrichten können; Frankreich, das aus seinem Schooße, unter einer einzigen Regierung grosse Männer genug, um zwanzig Regierungen unvergeßlich zu machen, und alles hervorgebracht hatte, was zur Größe von zwanzig Völkern hinreichend war; Frankreich, sage ich, stand auf dem Punkt, so

vielem Ruhm und Glück dadurch die Krone aufzusetzen, daß es einen Zweig seines königlichen Hauses auf den Thron der Spanier setzen sollte. Es hatte damals weniger Feinde und mehr Bundesgenossen, als es zu den Zeiten seines glänzendsten Flors gehabt hatte. Alles versprach ihm leichte Vortheile, ein schleuniges und ausgemachtes Uebergewicht.

Nicht das Glück, sondern die Natur selbst verwandelte das Schicksal dieses Reichs. Stolz und kraftvoll, unter einem mit allen Reizen und mit der Kraft der Jugend glänzenden König sank es, so wie er, nachdem es sich mit ihm durch alle Grade des Ruhms und der Größe erhoben hatte, durch alle Stufen des mit der Menschheit verbundenen Verfalls. Der Geist des Andächtelen, der zugleich mit einer ehrgeizigen Sprödе am Hof eingedrungen war, bestimmte die Wahl der Minister, der Generale, der Staatsverwalter; und diese Wahl war immer blind und unglücklich. Die Könige, die gleich, wie die andern Menschen sich dem Himmel ergeben, wenn die Erde ihnen abgehen will, scheinen in ihrem Alter eine neue Art von Schmeichlern zu suchen, die sie mit Hoffnungen in dem Augenblick einwiegen sollen, da alle Wirklichkeit sie verlassen wollen. Das ist der Zeitpunkt, wo die Heuchelen, die immer bereit ist, die beyden Kindheiten des menschlichen Lebens zu verblenden, in den Seelen der Fürsten die Begriffe wieder aufweckt, die sie darein gelegt hatte, und unter dem Vorwand, sie zu dem einzigen Glück zu leiten, das ihnen übrig bleiben kann, ihren ganzen Willen regiert. Aber

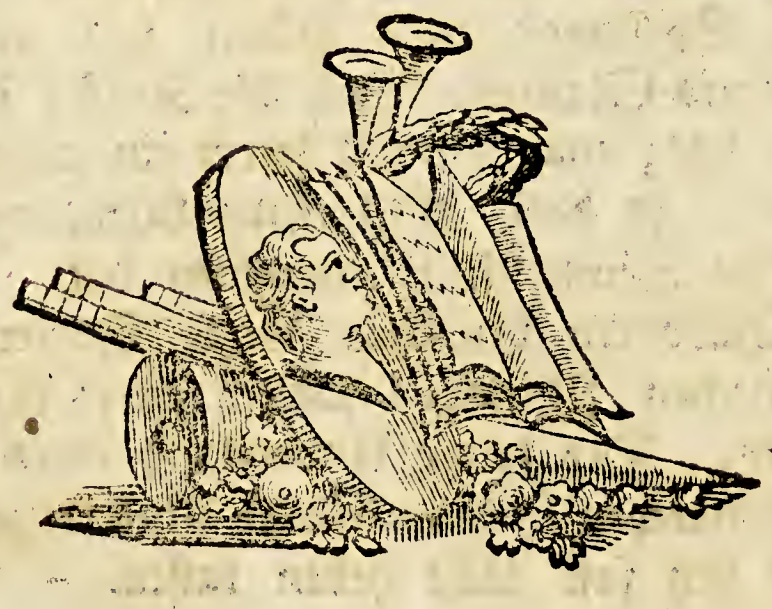
da

da dieses letzte Alter, so wie das erste ein Stand der Schwachheit ist, so herrscht eine unaufhörliche Veränderung in der Regierung. Die Kabale hat mehr Eifer und mehr Macht als jemals; das Intriguenmachen hoft mehr, und das Verdienst erhält weniger; die Geschicklichkeiten tretten zurück, und das Anhalten von allen Arten tritt hervor; die Aemter fallen aufs Gerathewohl auf Menschen, die alle gleich unfähig sind, sie zu bekleiden, und doch den Eigendünkel haben, sich derselben werth zu achten, indem sie die Achtung ihrer selbst auf die Verachtung gründen, die sie einer für den andern hegen. Von Stund an verliert die Nation ihre Kraft mit ihrem Vertrauen: und alles geht so, wie es getrieben wird, das heißt, ohne Absicht, ohne Kraft, ohne Verstand.

Ein Volk aus dem Stande der Barbarey ziehen; es in seinem Glanz erhalten; es auf den Hang seines Falls aufhalten: das sind drey schwerere Verrichtungen, die letztere aber ist die schwerste. Man tritt aus der Barbarey durch abgesetzte Sprünge; man erhält sich auf dem Gipfel seines Glanzes, durch die Kraft, die man erworben hat; man verfällt durch ein allgemeines Einsinken, zu dem alles seine Richtung durch unmerkliche Kennzeichen genommen hat. Völker in der Barbarey brauchen lange Regierungen; die glücklichen Nationen wollen kurze Regierungen haben. Der lange Unverstand eines verfallenen Monarchen bereitet seinem Nachfolger Uebel vor, die sich fast nicht heben lassen.

So war das Ende der Regierung Ludwigs XIV. beschaffen. Nach einer Reihe von Schlappen und Demüthigungen mußte er sich noch gar zu glücklich schätzen, daß er den Frieden durch Opfer erkaufen konnte, die seine Erniedrigung anzeigten. Aber er schien, sie den Augen seines Volks zu verheelen, indem er hauptsächlich jenseits des Meers gelegene Dinge aufopferte. Man kann sich vorstellen, wie schwer es seinem Stolz ward, den Engländern Hudsonsbay, Neufundland und Akadien, drey Besitzungen, die, nebst Canada, das unter dem rühmlichen Namen Neu-Frankreich bekannte unermeßliche Land ausmachten, abzutretten. In dem folgenden Buch wird man sehen, wie diese an Eroberungen gewöhnte Macht suchte ihren Schaden wieder zu ersetzen.

Ende des fünfzehnten Buchs.



Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Sechszehntes Buch.

In den französischen Kolonien des nördlichen Amerika wird eine neue Einrichtung gemacht. Welche Absicht diese neue Verbindungen haben?

Der Krieg wegen der spanischen Erbfolge hatte die vier Welttheile ins Feuer gesetzt, in die Europa seit zwey hundert Jahren die Unruhe verbreitet hat, die es quält. Man erschütterte alle Thronen, um über einen einzigen zu entscheiden, der sie alle unter Karl V. hatte zittern

gemacht. Ein Haus, das über fünf oder sechs Staaten herrschte, hatte der spanischen Nation diese kolossale Größe gegeben, die ihre Einbildungskraft bezaubern sollte. Ein noch mächtigeres Haus (denn es hatte bey einem nicht so großen Körper mehr Arme) trachtete darnach, über diese stolze Nation zu gebieten. Die Namen Oesterreich und Bourbon, die seit zwey hundert Jahren Nebenbuhler waren, wandten die äußerste Mühe an, um sich eines Uebergewichts zu versichern, das unter ihnen nicht weiter ungewiß und streitig seyn dürfte. Es kam darauf an, zu wissen, welcher sich mehrerer Kronen rühmen würde. Europa, welches unter zwey Häusern, deren Ansprüche einigen Grund hatte, getheilt war, wollte wohl, daß sie ihre Zweige ausbreiten sollten, aber nicht, daß, wie ehedem mehrere Scepter in eine Hand kämen. Alles rüstete sich, um dies große Erbe zu zerstreuen oder zu zertheilen, und man beschloß, es lieber zu zerstückeln, als es einer Macht anzuhängen, die mit diesem neuen Gewicht das Gleichgewicht aller andern unfehlbar zerstören würde. Ein Krieg, der lange dauerte, weil er von allen Seiten mit großer Macht und mit grossen Fähigkeiten, durch kriegerische Völker, und im Streit geübte Feldherren geführt ward, verheerte alle Länder, denen er helffen sollte, und richtete selbst die Nationen, die nichts damit zu schaffen hatten, zu Grunde. Der Sieg sollte Gesetze vorschreiben; allein seine Unbeständigkeit hörte nicht auf, das Feuer der Zwietracht anzufachen. Dieselben Fahnen hatten in einem Lande die Oberhand, und unterlagen in dem andern. Die Parthie, die zu Wasser triumphirte, ward

zu Land geschlagen. Man erfuhr oft zu gleicher Zeit den Verlust einer Flotte, und den Sieg in einer Feldschlacht. Das Glück streifte von einem Lager zum andern, um sie alle aufzureiben. Endlich, nachdem die Staaten an Blut und Gold erschöpft waren, nach zwölfjährigen Unglücksfällen und Kosten eilten die Völker, die durch ihre Bemühungen geschwächt waren, aber durch ihre Unfälle Einsichten gewonnen hatten, ihre Schaden zu heilen. Man suchte in der neuen Welt die Mittel, die alte wieder zu bevölkern, und in blühenden Stand zu setzen. Frankreich wandte seine ersten Blicke nach Nordamerika, wohin die Aehnlichkeit des Bodens und der Himmelsluft es zulocken schien; und die Insel Kap-Breton fesselte zuerst seine Aufmerksamkeit.

I.

Um seinen Schaden zu ersetzen, bevölkert und befestigt Frankreich Isle-Royale, und legt da grosse Fischereyen an.

Die Engländer betrachteten diese Insel als das Aequivalent alles dessen, was Frankreich durch den Utrechterfrieden verloren hatte. Auch widersetzten sie sich sehr heftig, daß es einem Feind, mit dem sie nicht recht ausgesöhnt waren, erlaubt sey, diese Insel zu bevölkern und zu befestigen. Sie sahen keine andere Mittel, um ihn von der Stockfischerey auszuschließen, und seinen Schiffen

den Eingang nach Canada zu erschweren. Die Mäßigung der Königin Anna, oder vielleicht die Bestechung ihrer Minister rettete Frankreich von dieser neuen Demüthigung. Man gestattete dieser Macht, auf Kap-Breton alle Einrichtungen, die sie für gut fänden, zu treffen.

Diese zwischen dem fünf- und dem sieben und vierzigsten Grad nördlicher Breite liegende Insel befindet sich am Eingang des Meerbusens St. Laurent. Das ihr nach Osten an eben der Mündung liegende Terre-Neuve ist nur fünfzehn bis sechszehn Meilen davon entfernt; und Akadien, das ihr westwärts liegt, wird nur durch eine Meerenge von drey bis vier Meilen davon getrennt. In dieser Lage zwischen dem ihrem Feind abgetrettenen Gebiet bedrohte sie seine, und beschützte die ihrem Herrn gehörigen Besitzungen. Ihre Länge beträgt ungefähr sechs und dreyßig Meilen, und ihre gröste Breite zwey und zwanzig. Sie ist rund umher mit kleinen Felsen besetzt, die durch die Wellen, über welche einige ihren Gipfel erheben, getrennt sind. Alle Häfen derselben stehen nach der Südostseite zu offen. Man findet an allen übrigen Seiten dieser Insel nur einige Ankerstellen für kleine Fahrzeuge in Buchten, oder zwischen kleinen Inselchen. Außer den bergigen Gegenden hat die Oberfläche des Landes wenig Festigkeit. Man findet überall nichts, als ein leichtes Moos und Wasser. Die große Feuchtigkeit des Bodens dünstet in Nebel aus, ohne die Luft ungesund zu machen. Uebrigens ist das Klima sehr kalt, welches theils von der ungeheuern Menge lange Zeit gefroren stehender Seen,

welche

welche die Hälfte der Insel bedecken, theils von den Wäldern, wodurch kein Sonnenstrahl, die ohnehin durch beständige Wolken geschwächt werden, auf sie fallen kann, herkommen muß.

Obgleich Kap-Breton seit langer Zeit einige Fischer anlockte, die alle Sommer dahin kamen, so hatten sich doch niemals mehr, als zwanzig bis dreyßig daselbst niedergelassen. Die Franzosen, die es im August des Jahrs 1713 in Besitz nahmen, waren eigentlich seine ersten Einwohner. Sie veränderten den Namen dieser Insel, nannten sie Isle-Royale, und warfen ihre Augen auf Fort-Dauphin, um ihre Hauptbesitzung dort anzulegen. Dieser Hafen enthielt einen Umfang von zwey Meilen. Die Schiffe, die bis ans Ufer kommen konnten, fühlten kaum den Wind darinn. Das zum Bau und zur Befestigung einer großen Stadt nöthige Eichenholz befand sich da sehr in der Nähe. Die Erde schien minder unfruchtbar, als an andern Stellen, und die Fischerey war ergiebiger. Man konnte diesen Hafen mit geringen Kosten unüberwindlich machen; aber die Schwierigkeit, hinein zu kommen, die anfangs weniger Eindruck gemacht hatte, als seine Vortheile, machte, daß man ihn verließ, nachdem man schon ziemlich viel Arbeit daran verwandt hatte. Das Absehen war auf Louisbourg gerichtet, wo man leichter hinein kommen konnte; und die Bequemlichkeit ward der Sicherheit vorgezogen.

Der Hafen Louisbourg, der an der östlichen Küste der Insel liegt, hält wenigstens eine Meile

in

in der Tiefe, und mehr als eine Viertelmeile in der Breite an der Stelle, wo er am schmälsten ist. Der Grund desselben ist gut: man findet gewöhnlich sechs bis zehn Faden Wasser darinn, und es läßt sich leicht, sowohl zur Ein- als zur Ausfahrt bey schlimmen Wetter laviren. Er enthält eine sehr bequeme kleine Bucht zur Kalfatrung aller Arten von Schiffe, die man mit einiger Vorsicht sogar da überwintern lassen kann. Die einzige Unbequemlichkeit dieses vortrefflichen Hafens besteht darinn, daß er schon im November durch das Eis geschlossen ist, und erst im May, ja oft erst im Juni aufgeht. Sein von Natur sehr enger Eingang wird noch durch die Ziegeninsel bewahrt, deren Geschütz die Oberfläche des Wassers rasirt, und unfehlbar alle grossen und kleinen Fahrzeuge, die mit Gewalt hinein dringen wollten, in den Grund bohren würde. Zwey Batterien, die eine von sechs und dreyßig, und die andere von zwölf vier und zwanzig Pfündern, die auf den gegenüber liegenden Küsten angelegt sind, verstärken und kreuzen dieses schröckliche Feuer.

Die auf eine in die See hineinragende Erdzunge erbaute Stadt ist länglicher Gestalt; hält ungefähr eine halbe Meile im Umkreise, und ihre Gassen sind breit und regelmäßig. Man sieht da wenig andere, als hölzerne Häuser. Die daselbst befindlichen steinernen sind auf Kosten der Regierung gebaut worden, und dazu bestimmt, die Truppen darein zu legen. Man hat da Callen angelegt, das sind Brücken, die ansehnlich weit in den Hafen hineingehen, und zum Auf- und Abladen der Schiffe sehr bequem sind.

Erst

Erst im Jahr 1720 fieng man an, Louisburg zu befestigen. Diese Unternehmung ward nach sehr guten Entwürfen, und mit allen Werken ausgeführt, die einen Ort furchtbar machen. Man ließ nur eine Strecke von etwa fünfzig Ruthen an der Seeseite ohne Wall, weil man urtheilte, sie sey stark genug durch ihre Lage vertheidigt. Man begnügte sich damit, einen bloßen Wehr davor zu legen. Das Meer war da so seicht, daß es eine Art von Moraſt bildete, dem kein Fahrzeug wegen seiner Klippen beykommen konnte. Das Feuer der zur Seite liegenden Basteyen stellte diese Verpfählung vollends vor einer Landung sicher.

Die Nothwendigkeit, die Steine und viele andere zu diesem großen Bauwesen nöthigen Materialien aus Europa zu bringen, verzögerte bisweilen die Arbeit, machte aber nie, daß man sie liegen ließ. Sie verursachte einen Aufwand von 30,000,000 Liv. *). Man glaubte nicht, daß das zuviel wäre, um die Fischereyen zu behaupten, um die Kommunikation zwischen Frankreich und Canada sicher zu stellen, und um den aus den südlichen Inseln kommenden Schiffen einen Zufluchtsort zu verschaffen. Die Natur und die Staatskunst verlangten, daß die Schätze Südens durch die Macht Nordens bewahrt würden.

Im Jahr 1714 sah man die bis dahin auf Terre-Neuve angesessenen französischen Fischer auf der Insel anlangen. Man hofte, ihre Anzahl würde

*) Oder 13,750,000 fl.

würde durch die Akadier bald vermehrt werden, denen der Friedensschluß die Freyheit verschaft hatte, aus ihrem Lande zu ziehen, ihre beweglichen Habseligkeiten mitzunehmen, ja sogar ihre Pflanzungen zu verkaufen. Diese Hoffnung ward vereitelt. Die Akadier mochten lieber ihre Besitzungen unter englischer Herrschaft behalten, als sie für zweifelhafte Vortheile ihrer Ergebenheit an Frankreich aufzuopfern. Die Stelle, die sie anzunehmen sich weigerten, ward nach und nach durch einige Unglückliche, die von Zeit zu Zeit aus Europa anlangten, besetzt, und die Anzahl der beständig in der Kolonie wohnenden Menschen erhob sich allmählig auf vier tausend. Sie war in Louisbourg, in Port Dauphin, in Port Toulouse, in Nerika, an allen Küsten, wo man bequeme Stellen hatte finden können, um den Stockfisch zu trocknen, vertheilet.

Der Landbau war nie die Beschäftigung der Einwohner dieser Insel. Das Land widersteht demselben. Die Kornarten, die man zu verschiedenenmalen dort zu säen versucht hat, haben gemeiniglich gar nicht reifen können. Selbst alsdann, wenn sie der Mühe werth schienen, geerndtet zu werden, hatten sie zu sehr aus der Art geschlagen, um im folgenden Jahr wieder zur Aussaat gebraucht werden zu können. Man ist nur noch fortgefahren, überall einige Gartengewächse zu ziehen, deren Geschmack ziemlich gut war, die aber alle Jahr frischen Saamen verlangten. Die schlechte Beschaffenheit und die Seltenheit der Weiden hat auch gehindert, daß man kein Vieh darauf hat ziehen können. Das Land

schien

schien auf Isle-Royale nur Fischer und Soldaten haben zu wollen.

Obgleich die Kolonie, als Einwohner dahin gebracht wurden, ganz mit Waldungen bedeckt war, so ist doch das Holz eben kein Gegenstand des Handels geworden. Nicht als wenn man nicht sehr viel zarte Baumarten dort gefunden hätte, die zum Heizen taugten; ja sogar viele, die zur Zimmerarbeit gebraucht werden konnten: aber die Eichen sind immer selten da gewesen, und die Fichten haben niemals viel Harz geliefert.

Der Pelzhandel war sehr unbeträchtlich. Er bestand in einer geringen Anzahl von Luchs-, Original-, Biesam-Ratten-, wilder Katzen-, Bären-, Fischottern- und rothen oder grauen Fuchsfellen. Ein Theil davon ward von einer Anzahl Wilden aus der Nation der Mikmaks geliefert, die sich mit den Franzosen auf der Insel niederließen, und nie mehr als sechzig streitbare Männer aufstellen konnten. Das übrige kam von St. Johannes, oder von dem benachbarten festen Lande.

Es wäre möglich gewesen, die Steinkohlenbergwerke, die in der Kolonie sehr häufig sind, besser zu nützen. Sie haben den Vortheil, horizontal zu liegen, nie tiefer, als sechs bis acht Fuß zu gehen, und bearbeitet werden zu können, ohne daß man brauche, die Erde zu graben, oder das Wasser abzuleiten. Obgleich Neu-England eine unermeßliche Menge Steinkohlen vom Jahr 1745 bis 1749 daher geholt hatte, so wären diese Bergwerke vielleicht doch liegen geblieben, wenn die nach den französischen Inseln versandten Fahrzeuge keinen Ballast gebraucht hätten.

Die ganze Thätigkeit der Kolonie hat sich beständig auf den Stockfischfang gelenkt. Die minder wohlhabenden Einwohner brauchten jährlich zwey hundert Schaluppen dazu; und die Reichern fünfzig bis sechzig Boote oder Guletten von dreyßig bis fünfzig Tonnen. Die Schaluppen giengen nie weiter, als vier oder fünf Meilen von der Küste, und kamen alle Abend mit ihren Fischen wieder, der immer so gut, als möglich war, weil er den Augenblick zurecht gemacht wurde. Die grössern Fahrzeuge verrichteten ihren Fang weiter, behielten den Stockfisch mehrere Tage, und weil er alsdann oft zu viel Salz annahm, so war er nicht so beliebt. Aber der Vortheil, daß sie ihrem Raub, so wie ihn der Mangel an Nahrung weiter von Isle-Royale abtrieb, nachziehen konnten, und daß es ihnen leicht war, im Herbst die Ausbeute ihrer Fischerey nach den südlichen Inseln, oder sogar nach Frankreich zu bringen, hielt sie für jene Ungelegenheit schadlos.

Ohne die Fischer zu rechnen, die beständig auf der Insel wohnten, kamen noch alle Jahr einige aus Frankreich, die ihren Stockfisch entweder in den Pflanzungen, mit deren Eigenthümer sie deswegen einig wurden, oder auf den Grawen, (so nennt man die am Ufer des Meers liegenden flachen, und mit Kieselsteinen bedeckten, zum Trocknen des Stockfisches geschickten Stellen) deren freyer Gebrauch ihnen immer zustand, trockneten.

Das Hauptland schickte auch Fahrzeuge mit Lebensmitteln, Getränk, Kleidungen, Hausgeräthe, kurz mit allen den Einwohnern nöthigen

Din-

Dingen beladen, ununterbrochen nach der Kolonie. Die grösten derselben begnügten sich bloß mit dem Handel, und segelten wieder nach Europa, sobald sie ihre Waaren gegen Stockfisch vertauscht hatten. Die von fünfzig und hundert Tonnen giengen selbst auf die Fischerey, nachdem sie ihre kleine Ladung abgesetzt hatten, und segelten nicht eher ab, als bis sie damit fertig waren.

Die Isle-Royale schickte nicht ihren ganzen Fang nach Europa. Ein Theil derselben ward nach den französischen Antillen auf zwanzig bis fünf und zwanzig Schiffen von siebenzig bis zu hundert und vierzig Tonnen gebracht. Außer dem Stockfisch, der wenigstens die Hälfte der Ladung ausmachen mußte, brachte man auch noch Bohlen, Bretter, Zimmerholz, gesalznen Lachs und Makrelen, Fischthran und Steinkohlen von dieser Kolonie nach den andern hin. Alle diese Waaren wurden mit Zucker und Kaffee, noch mehr aber mit Syrupp und Rum bezahlt.

Isle-Royale konnte alle diese Rückfrachten nicht verbrauchen. Kanada kaufte nur sehr wenig von dem Ueberschuß derselben. Er wurde grösstentheils von den Kolonisten in Neu-England aufgekauft, die dagegen Obst, Gemüse, Holz, Ziegel und Vieh gaben. Dieser Umtausch war ihnen erlaubt. Sie verbanden damit noch kontrabandweise Mehl, und sogar eine ziemliche Menge Stockfisch.

Ungeachtet dieses Betriebs, der fast gänzlich zu Louisbourg geschah, schmachteten doch die meisten

Kolo-

Kolonisten in der abscheulichsten Dürftigkeit. Dieses Elend hatte seine Quelle in der Abhängigkeit, worein sie ihr armseliger Zustand bey ihrer Ankunft auf der Insel versetzt hatte. In der Unmöglichkeit, sich mit Geräthschaften und den ersten Mitteln zur Fischerey zu versehen, mußten sie selbige um übermäßige Zinsen erborgen. Selbst diejenigen, die dieses Vorschußes nicht bedurft hatten, mußten sich gar bald unter das harte Gesetz des Borgens fügen. Der theure Preis des Salzes und der Lebensmittel, nebst dem Unglück beym Fischen zwang sie in kurzer Zeit dazu. Hülfe, die mit zwanzig oder fünf und zwanzig Procent bezahlt werden mußte, richtete sie bald ohne Rettung zu Grunde.

So ist stäts die wechselseitige Lage des Dürftigen, der Hülfe sucht, und des reichen Bürgers, der sie nur unter so harten Bedingungen bewilligt, daß sie in kurzer Zeit dem Schuldner und dem Gläubiger nachtheilig werden, beschaffen. Dem Schuldner, dem die Anwendung der Hülfe nicht so viel eintragen kann, als sie ihn gekostet hat; dem Gläubigtr, der am Ende von einem Schuldner nicht bezahlt wird, welchen sein Wucher sehr bald zu zahlen unfähig macht. Es ist schwer, ein Mittel gegen dieses Uebel zu finden, denn der Gläubiger muß gleichwohl seine Sicherheit haben, und das Interesse der geliehenen Summe muß um so größer seyn, als die Sicherheit geringer ist.

Von beyden Seiten liegt ein Fehler in der Rechnung, den ein wenig Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit von Seiten des Gläubigers verbessern könnte. Dieser sollte zu sich selbst sagen: dieser Unglückliche, der sich an mich wendet, ist verständig, arbeitsam und häuslich. Ich will ihm die Hand bieten, ihn aus seinem Elend zu ziehen. Wir wollen sehen, was sein vortheilhaftester Fleiß ihm eintragen wird, und wollen ihm nichts leihen, oder wenn wir uns entschließen, ihm zu leihen, so soll das Interesse, das wir von der geliehenen Summe fordern werden, geringer seyn, als der Gewinn seiner Arbeit. Wenn eine Gleichheit zwischen Interesse und Gewinn statt hätte, so würde mein Schuldner beständig im Elend bleiben, und der geringste unerwartete Zufall würde seinen Fall und den Verlust meines Kapitals nach sich ziehen. Wenn im Gegentheil der Gewinn das Interesse übersteigt, so wächst das Glück meines Schuldners von Jahr zu Jahr, und mit diesem die Sicherheit des Kapitals, das ich ihm anvertraut habe. Aber unglücklicher Weise spricht die Habsucht nicht so, wie die Klugheit und die Menschlichkeit. Es giebt beynahe keinen Vertrag und keinen Pacht zwischen Reichen und Armen, bey welchem diese Grundsätze nicht anwendbar sind. Wollt ihr von euerm Pachter in den guten und schlimmen Jahren bezahlt werden, so fordert nicht nach der Strenge alles, was euer Boden liefern kann; sonst wenn das Feuer eure Scheunen ergreift, so verbrennen sie auf eure Kosten. Wenn ihr allein glücklich seyn wollt, so wird euch euer Glück oft entwischen. Selten kann sich euer Vermögen unum-

gänglich von dem Vermögen eines andern trennen. Ihr werdet von dem betrogen werden, der mehr verspricht, als er halten kann, wenn er es weis. Weis er es nicht, so wird er von euch betrogen, und der Mensch, der Klugheit mit Rechtschaffenheit verbindet, will weder betrügen, noch betrogen werden.

II.

Kolonie der Franzosen auf der St. Johannesinsel. Zweck dieser Unternehmung.

Nicht alle Theile von Neufrankreich waren von ihrem Ursprung an in den nemlichen trägen Zustand versetzt. Glücklicher als Isle-Royale war die St. Johannesinsel, und es ist ihren Einwohnern auch besser darauf ergangen. Sie liegt tiefer in dem Meerbusen St. Laurent, ist zwey und zwanzig Meilen lang, aber nur etwa an den breitesten Stellen eine breit. Ihr natürlicher Einbug, der an beyden Enden spitz zuläuft, giebt ihr die Gestalt eines halben Mondes. Obgleich das Eigenthum derselben der Krone Frankreich nie streitig gemacht worden war, so schien diese doch, sie vor dem Utrechterfrieden verachtet zu haben. Der Verlust von Akadien und von Neufundland öffnete ihr die Augen in Ansehung dieses schwachen Ueberrests, und die Regierung wollte wissen, was man damit anfangen könnte.

Man

Man fand, daß dort der Winter lang, die Kälte außerordentlich, der Schnee häufig, und die Menge der Insekten ungeheuer war; daß aber eine gesunde Küste, ein vortrefflicher Hafen, bequeme Rheden diese Ungelegenheiten ersetzten. Es befand sich da ein flaches Land, das die Natur mit ergiebigen Wiesen, und mit einer unendlichen Menge durchlaufenden Quellen vermischt und bereichert hatte; ein außerordentlich abwechselnder Boden, der dem Bau aller Arten von Getraide offen stand; Wildpret ohne Zahl; eine übermäßige Menge der besten Arten von Fischen an den Küsten; eine größere Anzahl Wilden, als auf den andern Inseln. Dieser letzte Umstand war allein ein Beweis von allen diesen Vortheilen.

Die Nachricht, die sich davon in Frankreich verbreitete, machte, daß im Jahr 1719 eine Gesellschaft entstand, die den doppelten Vorsatz faßte, eine so einträgliche Insel urbar zu machen, und einen großen Stockfischfang darauf anzulegen. Zum Unglück trennte der Eigennutz, der die Glieder dieser Gesellschaft zusammen gebracht hatte, dieselben, noch ehe sie einmal die Hand an Ausführung ihres Unternehmens gelegt hatten. St. Johannes war wieder in Vergessenheit gerathen, als im Jahr 1749 die Akadier anfiengen, dahin zu ziehen. Mit der Zeit kamen ihrer da drey tausend, hundert vier und fünfzig zusammen. Da sie meistens Ackersleute und zumal in der Viehzucht geübt waren, so hielt die Regierung für nöthig, sie an dieser Art von Arbeit zu binden. So ward der Stockfischfang nur denen erlaubt, die sich zu Trecadie und Pierre niederließen.

Wenn man dem Fleiß durch Verbote oder ausschließende Privilegien Schranken setzen will, so schadet man mit einemmal der Arbeit, die man gestattet, und der, die man verbietet. Obgleich die St. Johannesinsel nicht so viel Grawen darbietet, als nöthig ist, um die große Menge Fische zu trocknen, die man nach ihren Küsten bringt, und obgleich dieser Fisch zu dick ist, um leicht getrocknet zu werden, so mußte doch eine Macht, deren Fischereyen zum Gebrauch ihrer zahlreichen Unterthanen nicht hinreichen, diese Art von Fleiß ermuntern. Hätte sie weniger Trockenstellen als Fisch, so konnte man marginirten Stockfisch bereiten, der allein schon einen vortrefflichen Handlungszweig ausgemacht hätte.

Indem man die Kolonisten auf St. Johannes auf den Landbau einschränkte, so raubte man ihnen in den nur gar zu oft eintrettenden Jahren, wo das Korn von den Feldmäusen und den Heuschrecken auf dem Halm verzehrt wurde, alle Hülfe. Man setzte den Umtausch, den das Hauptland mit der Kolonie unterhalten konnte und sollte, auf nichts herab. Endlich hinderte man den Landbau selbst, den man begünstigen wollte, durch die Unmöglichkeit, worein man die Einwohner setzte, die Mittel zu erwerben, ihn zu erweitern.

Die Insel empfieng jährlich von Europa nur ein oder ein paar Fahrzeuge, die im Hafen la Joi Anker warfen. Louisbourg befriedigte ihre Bedürfnisse. Sie bezahlte sie mit ihrem Waitzen, ihrer Gerste, ihrem Haber, ihrem Gemüse, ihren Ochsen und Schafen. Ein Kommando von fünzig

Mann

Mann schützte mehr die gute Ordnung auf der Insel, als die Insel selbst. Derjenige, der es kommandirte, stand unter Isle-Royale, welche selbst dem Befehlshaber in Canada unterworfen war. Dieser letztere gebot weit und breit über ein großes festes Land, dessen reichsten Theil Louisiana ausmachte.

III.

Die Franzosen entdecken den Missisipi.

Diese große und schöne Gegend, welche die Spanier ehedem unter dem Namen Florida begriffen hatten, blieb den Einwohnern von Canada lange Zeit unbekannt. Erst im Jahr 1660 vermutheten sie dessen Daseyn. Sie erfuhren in diesem Zeitpunkt von den Wilden, daß dem Canada westwärts ein großer Fluß wäre, der weder nach Norden noch nach Osten hinflöße, und schloßen daraus, daß er sich entweder in den mexikanischen Meerbusen ergießen müßte, wenn er seinen Lauf nach Süden hin nähme; oder in das Südmeer, wenn er seine Mündung nach Westen zu hätte. Man trug dieses Unternehmen im Jahr 1673 dem Joliet, einem Einwohner von Quebeck, der Verstand und Erfahrung hatte, und dem Jesuiten Marquette, dessen Rechtschaffenheit von allen in diesem festen Land verbreiteten Nationen verehrt wurde, auf.

Diese beyden Männer, von gleicher Uneigennützigkeit, Thätigkeit und Vaterlandsliebe beseelt, reiseten zusammen von dem See Michigan ab, liefen in dem Fluß der Füchse, der sich darein ergießt, ein, und fuhren bis ziemlich nahe an seiner Quelle, trotz der Ströme, welche die Fahrt auf demselben etwas mühsam machen, hinauf. Nach einem Marsch von einigen Tagen setzten sie sich wieder auf den Fluß Quiskonsing, und immer westwärts segelnd befanden sie sich endlich auf dem Mississipi, den sie bis zu den Aeansas unter dem drey und dreyßigsten Grad der Breite hinab segelten. Ihr Eifer hätte sie weiter geführt, aber sie litten Mangel an Lebensmitteln. Sie befanden sich in unbekannten Gegenden; sie hatten nur drey oder vier Mann bey sich; der Zweck ihrer Reise war erfüllt, weil sie den Fluß entdeckt hatten, den man suchte, und von seinem Lauf gesichert waren. Diese Betrachtungen bewogen sie, den Rückweg nach Canada durch das Land der Illinesen zu nehmen, ein Volk, das ziemlich zahlreich und geneigt war, sich mit ihrer Nation zu verbinden. Ohne das geringste zu verbergen, ohne das geringste zu übertreiben, theilten sie dem Befehlshaber ihrer Kolonie alle neue Einsichten mit, die sie erlangt hatten.

Neufrankreich zählte damals unter der Zahl seiner Einwohner einen Normann, mit Namen la Salle, den die doppelte Leidenschaft, sich ein großes Vermögen zu erwerben, und einen glänzenden Ruhm zu erlangen, beseelte. Dieser Mensch hatte in der Gesellschaft der Jesuiten, in der er seine Jugend zugebracht, die Thätigkeit, den Enthusias-

siasmus, den Muth des Verstandes und Herzens, den diese Gesellschaft den hitzigen Köpfen, womit sie ihren Abgang so gern ersetzte, so gut einzuflößen wußte. La Salle voller Neigung, alle Gelegenheiten zu ergreifen, um sich hervor zu thun, voller Ungeduld, Anlaß dazu zu geben, kühn und unternehmend, sah in der neu gemachten Entdeckung eine weite offene Laufbahn für seinen Stolz und für sein Genie. Mit Frontenac, dem Befehlshaber von Canada einig, segelt er nach Europa, stellt sich dem französischen Hof vor, macht, daß man ihm Gehör giebt, ja fast bewundert, zu einer Zeit, da die Leidenschaft nach grossen Dingen sowohl den Prinzen, als die Nation anfeuerte. Er kehrte mit Gnadenbezeugungen überhäuft, und mit dem Befehl, das, was man so glücklich angefangen hatte, zu vollenden, wieder nach Canada zurück.

Dies war ein schöner Entwurf. Um dessen Ausführung nutzbar und dauerhaft zu machen, mußte man sich durch kleine Festungen, die in gewissen Entfernungen von einander waren, der Gegenden versichern, die den Mississipi von den französischen Kolonien trennten; man mußte die Zuneigung der herumirrenden oder wohnhaften Völker in diesem weiten Raum gewinnen. Diese Bemühungen, die schon ihrer Natur nach langsam waren, wurden noch durch unerwartete Zufälle, durch die Abneigung der Irokesen, durch die wiederholten Meutereyen der Soldaten, welche der Despotismus und die Unruhen ihrer Anführer reitzten, verzögert. Auch konnte la Salle, der seine Vorbereitungen schon im September des

Jahrs 1678 angefangen hatte, erst den zweyten Hornung des Jahrs 1682 auf dem großen Fluß, der seine Wünsche und seine Hoffnungen gefesselt hielt, schiffen. Den neunten April fand er seine Mündung, die, wie man vorausgesehen hatte, in den mexikanischen Meerbusen sich ergoß; im Frühling des folgenden Jahrs kam er nach Quebeck zurück. Er gieng sogleich nach Frankreich, um die Entdeckung des Missisipi zur See, und die Anlegung eines großen Pflanzorts an den fruchtbaren Ufern, die dieser Fluß benetzt, daselbst vorzuschlagen. Der Hof ergab sich seiner Beredsamkeit und seinen Vernunftsgründen. Man gab ihm vier Fahrzeuge, mit welchen er nach dem Meerbusen von Mexiko hinsegelte. Weil er sich zu weit westwärts gehalten hatte, verfehlte er sein Ziel, und befand sich im Hornung des Jahrs 1685 in der Bay St. Bernard hundert Meilen weit von der Mündung, wo man einzulaufen sich vorgesetzt hatte. Der unversöhnliche Haß der zwischen dem Haupt der Unternehmung und Beaujeu dem Befehlshaber der Schiffe entstand, machte diesen Irrthum weit nachtheiliger, als er es seyn sollte. Voller Ungeduld, sich zu trennen, beschloßen diese zwey stolzen Köpfe, alles an der Küste auszuladen, wo sie der Zufall hingeworfen hatte. Nach dieser verzweifelten Verrichtung entfernten sich die Schiffe, und es blieben an diesen unbekannten Ufern nur hundert und siebenzig Mann, meistens sehr schlechte Leute, und alle mit Recht über ihre Lage unzufrieden zurück. Sie hatten wenigen Handwerkszeug, wenige Lebensmittel, wenigen Vorrath. Das übrige, was zu der Gründung des neuen Staats dienen sollte,

war

war durch die Treulosigkeit und durch die Ungeschicklichkeit der Seeofficiere, die es ans Land setzen sollten, von den Wellen verschlungen.

Gleichwohl war die stolze und unbewegliche Seele des la Salle durch diese Unglücksfälle nicht niedergeschlagen. Da er vermuthete, daß die Ströme, die sich in der Bucht ergießen, wo man hineingefahren war, Arme des Mississipi seyn könnten, so wandte er verschiedene Monate an, seine Zweifel aufzuklären. Aber als er seinen Irrthum bald darauf einsah, verlor er seine Sendung aus den Augen. Anstatt unter den Wilden Wegweiser zu suchen, die ihn an den Ort seiner Bestimmung gebracht hätten, wollte er in das Innere des Landes eindringen, und Kenntniß von den fabelhaften Bergwerken von St. Barbara einziehen. Dieser thörichte Gedanke hatte ihn ganz eingenommen, als er zu Anfang des Jahrs 1687 durch einige seiner Gefährten ermordet ward, denen ihn seine Härte und sein Hochmuth unerträglich gemacht hatten.

Der Tod des Haupts trennte die Glieder. Die Bösewichter, die ihn ermordet hatten, kamen einer durch des andern Hand um. Verschiedene begaben sich unter die Landeseingebohrnen. Hunger und Ermattungen rieben eine ziemliche Menge derselben auf. Die Spanier aus Neu-Mexiko, die, aus Besorgniß über dieses Unternehmen vorgerückt waren, um sich ihm entgegen zu stellen, nahmen einige dieser Abentheurer gefangen, die ihr Leben in den Bergwerksarbeiten endigten. Diejenigen, die sich in

die

die Schanze, die man erbaut hatte, einschloßen, wurden ein Opfer der Wilden. Es entgiengen nur sieben Mann so vielem Unglück, die, da sie bis zum Missisipi herumgeirrt waren, endlich durch die Illinesen nach Canada gelangten. Diese Unglücksfälle machten, daß eine so wenig bekannte Gegend in Frankreich vergessen ward.

D'Yberville, ein in Canada gebohrner Edelmann, der in der Hudsonsbay, in Akadien, und auf Neufundland sehr kühne und nicht minder glückliche Streiche ausgeführt hatte, erweckte wieder im Jahr 1697 die Aufmerksamkeit des Ministeriums. Man schickte ihn mit zwey Schiffen von Rochefort ab, er entdeckte den Missisipi im Jahr 1699, fuhr ihn hinauf bis nach Natchez, und nachdem er sich selbst von allem dem, was man vortheilhaftes von ihm gesagt, überzeugt hatte, so erbaute er an seiner Mündung ein kleines Kastell, das nur vier oder fünf Jahre dauerte. Indessen ließ er sich mit seiner Kolonie anderswo nieder.

IV.

Die Franzosen lassen sich in dem Land nieder, das von dem Missisipi gewässert wird, und nennen es Louisiana.

Zwischen der Mündung des Missisipi und Pensacola, das die Spanier kurz vorher in Florida erbaut hatten, liegt eine ungefähr vierzig Meilen lange

lange Küste, wo kein Schiff anlanden kann. Der Boden ist sandig und das Klima brennend. Man sieht nur einige Cedern und einige zerstreute Fichtenbäume daselbst. In dieser großen Strecke liegt ein Ort, Biloxi genannt. Diese Gegend, die unfruchtbarste, die unbequemste an der ganzen Küste war es, die man wählte, um die kleine Anzahl Menschen, die D'Yberville unter der Lockung der grösten Hoffnungen hingebracht hatte, darauf anzustellen.

Zwey Jahre nachher kam eine Anzahl neuer Kolonisten. Man zog die erstere aus dem dürren Sand, wo man sie hingeworfen hatte, und beyde wurden an den Ufern des Mobile vereinigt. Dieser Fluß kann nur von Pirogen beschift werden; der Boden, den er benetzt, ist nicht fruchtbar. Dieses waren hinreichende Gründe, den Gedanken einer solchen Niederlassung fahren zu lassen. Aber dieses geschah nicht. Es ward beschlossen, daß diese Nachtheile durch die leichte Verbindung mit den benachbarten Wilden, mit den Spaniern, mit den französischen Inseln, und mit Europa hinlänglich ersetzt wurden. Der Hafen, der diese Verbindungen erleichtern sollte, lag nicht am festen Land. Ein glücklicher oder unglücklicher Zufall hatte ihn einige Meilen vom Ufer auf eine öde, unfruchtbare und wilde Insel, die man mit dem großen Namen Insel Dauphine belegte, hingelegt.

Eine auf so schlimmen Grund gebaute Kolonie konnte keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Der Tod des D'Yberville, der sein Leben im Jahr

1706 vor der Havana beschloß, indem er seinem Vaterland rühmlich zur See diente, vernichtete vollends die noch übrige Hoffnung bey den Leichtgläubigsten. Man sah Frankreich zu sehr mit einem unglücklichen Krieg beschäftigt, als daß man Beystand davon erwarten könnte. Jedermann hielt sich auf den Punkt, gänzlich verlassen zu werden; und diejenigen, die sich schmeichelten, anderswo einen Schutzort zu finden, eilten dahin. Die Kolonie war auf acht und zwanzig Familien, wovon immer eine elender war, als die andere, herabgekommen, als auf einmal Crosat im Jahr 1712 den ausschließenden Handel nach Louisiana suchte und erhielt.

Dieses war ein berühmter Kaufmann, der durch weislich eingerichtete grosse Unternehmungen sich zu einem großen Glück empor geschwungen hatte. Er hatte dem Vorsatz, seine Reichthümer zu vermehren, nicht entsagt, aber er wollte, daß seine neuen Entwürfe zum Wohl der Monarchie beytragen sollten. Ein so edler Stolz lenkte seine Absichten an den Mississipi. Die Sorge, dessen unfruchtbaren Boden anzubauen, beschäftigte ihn nicht. Sein Zweck gieng darauf hin, zu Wasser und zu Land einen Verkehr mit Alt- und Neu-Mexiko anzulegen, alle Arten von Waaren dahin zu versenden, und so viel Gold daher zu beziehen, als möglich wäre. Die Freyheit, die er erlangt hatte, schien ihm der natürliche und nothwendige Ruhepunkt seiner grossen Unternehmungen, und die Schritte seiner Agenten waren nach diesem prächtigen Entwurf angelegt. Aber verschiedene immer fruchtlose Versuche benahmen ihm seine Hoffnungen,

er

er ward seines Privilegiums müde, und übergab es im Jahr 1717 einer Gesellschaft, deren Glück alle Nationen in Verwunderung setzte.

V.

Louisiana wird zur Zeit des lawischen Finanzsystems sehr berühmt. Warum?

Diese Gesellschaft ward durch Law errichtet, jenen berühmten Schotten, von welchem man zu seiner Zeit keine rechte bestimmte Begriffe hatte, und dessen Name heut zu Tag zwischen der Menge bloßer Abentheurer, und der kleinen Anzahl grosser Männer zu stehen scheint. Die Beschäftigung dieses kühnen Geistes bestand von seiner Kindheit an darinn, mit neugierigen und überlegten Auge alle Mächte Europas zu betrachten, die Triebräder derselben zu erforschen, ihre Macht zu berechnen. Die Verwirrung, worein der Ehrgeitz Ludwigs XIV. Frankreich versenkt hatte, zog besonders seine Aufmerksamkeit an sich. Sie verweilte auf Ruinen. Ein Reich, das vierzig Jahre lang seinen Nachbarn so viele Eifersucht, so viele Unruhe erweckt hatte, zeigte weder Kräfte, noch Leben mehr. Die Nation war durch die Bedürfnisse der Schatzkammer unterdrückt, und die Schatzkammer durch die abscheuliche Menge ihrer Verbindlichkeiten. Vergebens hatte man die Nationalschulden vermindert, in Hoffnung, den sonst geachteten Schuldscheinen wieder ihren Werth zu geben. Dieser

Regie-

Regierungsbanquerot hatte das Gute, das man davon erwartete, nur unvollkommen bewirkt. Die königlichen Papiere waren noch unendlich mehr unter ihrem ursprünglichen Werth.

Um ihrem gänzlichen Unwerth zuvorzukommen, mußte man einen Ausweg suchen. Der Weg zur Einlösung war nicht thunlich, weil das Interesse der schuldigen Summen die Einkünfte der Regierung fast gänzlich wegnahm. Law ersann ein anders Mittel. Im Monat August 1717 errichtete er unter dem Namen der westindischen Gesellschaft eine Verbindung, deren Grundkapital mit den Staatsscheinen gemacht werden sollte. Diese Scheine wurden für vollgültig angenommen, ob sie wohl im Handel fünfzig vom Hundert verloren. Auch wurde das Kapital, das nur hundert Millionen betrug, in wenigen Tagen voll. Es ist wahr, daß man mit diesen sonderbaren Mitteln keine mächtige Kolonie in Louisiana stiften konnte, wie es das ausschließende Privilegium zu erfordern schien; aber eine Hoffnung anderer Art unterstützte den Urheber dieser Neuerung.

Ponce de Leon hatte im Jahr 1712 nicht sobald in Florida gelandet, als man in der alten und neuen Welt verbreitete, diese Ländereyen wären mit edlen Metallen erfüllt. Sie wurden aber weder durch Franz von Cordua, noch durch Velasquez de Ayllon, noch durch Philipp de Narvaez, noch durch Ferdinand de Solto entdeckt, obschon diese unternehmende Männer sie dreyßig Jahre lang mit unermüdetem Eifer gesucht hatten. Spanien hatte endlich diesen Hoffnungen

ents

entsagt; es hatte sogar kein Andenken seiner Unternehmungen zurückgelassen, und gleichwohl blieben die Völker auf der unbestimmten Meynung, daß diese Gegenden unermeßliche Schätze enthielten. Niemand bezeichnete genau den Ort, wo diese Schätze sich befinden konnten, aber selbst diese Unwissenheit diente zur Vergrößerung der Einbildung. Wenn auch der Eifer ein wenig erkaltete, so erhitzte er nach einiger Zeit die Köpfe nur desto mehr. Diese allgemeine Neigung zu einer habsüchtigen Leichtgläubigkeit konnte in geschickten Händen ein vortreffliches Hülfsmittel werden.

In den Zeiten des Unglücks ist es mit den Hoffnungen des Volks, wie mit seinem Schröcken und mit seiner Wuth. In seiner Wuth sind die Plätze in einem Augenblick mit dem Pöbel angefüllt, der in Bewegung ist, der droht und heult. Der Bürger verschanzt sich in seinem Haus, die Obrigkeit zittert in ihren Wohnungen, der Regent ist unruhig in seinem Pallast, die Nacht kömmt herbey, der Lärm hört auf, und die Ruhe wird wieder hergestellt. Im Schrecken verbreitet sich die Bestürzung in einem Augenblick von Stadt zu Stadt, und macht eine ganze Nation niedergeschlagen. In der Hoffnung stellt sich das Hirngespinnst des Glücks nicht weniger geschwind überall vor die Augen. Sie belebt durchaus die Gemüther, und der stürmische Uebergang zur Freude folgt auf das düstere Stillschweigen des Unglücks. Wenn den Tag vorher alles verloren ist, so ist den folgenden Tag alles gerettet.

Unter allen Leidenschaften, die sich in dem menschlichen Herzen entflammen, ist keine, deren Trunkenheit so heftig wäre, als der Golddurst. Man kennt das Land der schönen Weiber, und man kömmt nicht in Versuchung, dahin zu reisen. Der ruhige Stolz zeigt sich in einem engen Bezirk thätig. Die Wuth der Eroberungen ist die Krankheit eines einzigen Menschen, der eine Menge anderer in sein Gefolge nach sich zieht. Aber setzt den Fall, daß alle Völker der Erde gleich gesittet seyen, so wird doch der Golddurst die Einwohner der einen sie in die andere versetzen. Indem sie von den beyden Enden des Durchschnitts der Linie abreisen, werden sie sich auf dem Weg von einem Pol zum andern kreutzen.

Law, dem diese große Triebfeder wohl bekannt war, beredte die größtentheils zu Grund gerichteten Franzosen sehr leicht, daß die Bergwerke in Louisiana, von welchen man so lange gesprochen hatte, endlich gefunden seyen, daß sie sogar ergiebiger seyen, als der Ruf sie gemacht hätte. Um dieser falschen Nachricht, die ohnehin schon zuviel Glauben fand, mehr Gewicht zu geben, sandte man Arbeiter mit den nöthigen Truppen ab, sie zu unterstützen, die eine so kostbare Entdeckung bearbeiten sollten.

Der Eindruck, den diese List auf ein ganz sonderbar nach neuen Dingen begieriges Volk machte, läßt sich nicht beschreiben. Ein jeder bemühte sich, das Recht zu erhalten, in dieser für unerschöpflich gehaltenen Quelle zu schöpfen. Der Mississipi wurde der Mittelpunkt, in dem alle

Wünsche,

Wünsche, alle Hoffnungen, alle Verbindungen abzweckten. Bald schränkten sich die Reichen, die Mächtigen, und meistens für aufgeklärt gehaltenen nicht mehr auf eine bloße Theilnehmung an die Gesellschaft ein, sie wollten ein besonderes Eigenthum in einer Gegend haben, die für das beste Land in der Welt gehalten wurde. Zur Bearbeitung dieses Lands wurden Arme erfordert. Frankreich, die Schweitz und Teutschland lieferten eine Menge Arbeiter, die, nachdem sie drey Jahre umsonst für denjenigen, der die Kosten ihrer Ueberfahrt getragen, gearbeitet haben würden, Bürger werden, und selbst Ländereyen besitzen und anbauen sollten.

Während der Paroxysmen dieses hitzigen Fiebers, oder in den Jahren 1718 und 1719 packte man haufenweise alle diese Unglücklichen, ohne Sorgfalt oder Auswahl zusammen auf Schiffe. Sie wurden nicht auf der Insel Dauphine abgesetzt, deren Sandhaufen die Rhede bedeckten; nicht auf Mobile hingeworfen, dem nichts mehr übrig blieb, seitdem es einen Hafen verloren hatte. Biloxi, dieses abscheuliche Biloxi war es, das alle Inländer, alle Fremden, die man verführt hatte, aufnahm. Sie kamen da zu tausend vor Hunger, langer Weile und Verdruß um. Sie zu erhalten, hätte man sie nur in den Mississipi dürfen einlaufen lassen, oder sie auf die Länder ansetzen können, die sie urbar hätten machen sollen. Aber so groß war die Unerfahrenheit oder die Nachläßigkeit derjenigen, welche das Unternehmen regierten, daß sie niemals die zu dieser Verrichtung nöthigen Boote erbauen ließen.

Selbst nachdem man gewiß erkannt hatte, daß die aus Europa kommenden Schiffe den Fluß hinauffahren könnten, so blieb doch noch immer Biloxi das Grab dieser traurigen und zahlreichen Schlachtopfer eines politischen Betrugs. Man schafte das Hauptquartier erst fünf Jahre nachher, das heißt, da keiner dieser Unglücklichen, die so leichtsinnig aus ihrem Vaterland gezogen waren, übrig blieb, nach Neu-Orleans.

Aber zu dieser zu spaten Zeit war der Zauber aufgelößt: die Bergwerke waren verschwunden. Nichts als die Beschämung, daß man nach Hirngespinsten gelaufen war, blieb übrig. Louisiana erfuhr das Schicksal jener sonderbaren Menschen, von denen man sich anfangs einen gar zu vortheilhaften Begriff gemacht hat, und die man für diesen Ruf dadurch straft, daß man sie unter ihren wahren Werth herabsetzt. Dadurch daß man den Tadel zu sehr übertreibt, sucht man zu bereden, daß man nicht in den allgemeinen Irrthum verfallen ist. Wie sollte man auch denken, daß man thörichter Weise Böses von sich selbst sagen würde? Dieses Zauberland ward verflucht. Sein Name ward ein Schimpfname. Mississipi war ein Schröcken der freyen Menschen. Nur in den Gefängnissen, in den lüderlichen Oertern traf man Kolonisten dazuan. Es war dein Kloak, wohin aller Unrath des Königreichs floß.

Was konnte man von einem aus solchen Materialien aufgeführten Gebäude wohl hoffen? Das Laster bevölkert nicht, arbeitet nicht, bleibt nicht

an

an einem Ort. Verschiedene von den Elenden, die man in diese wilden Gegenden verpflanzt hatte, giengen nach den englischen und spanischen Besitzungen, und zeigten da das eckelhafte Schauspiel ihrer Blöße. Andere starben sehr schleunig an dem Gift, dessen Keim sie aus Europa selbst mitgebracht hatten, die meisten irrten elendiglich in den Wäldern herum, bis Hunger und Ermüdungen ihrem Schicksal ein Ende gemacht hatten. Nichts war in der Kolonie nur einmal angefangen, und dennoch hatte man an die 25,000,000 Liv. *) darinn vergraben. Die Verwalter der Gesellschaft, die diese ungeheuren Vorschüsse machte, hatten den lächerlichen Eigendünkel, daß sie in der Hauptstadt Frankreichs den Entwurf zu den Unternehmungen, die sich für die neue Welt schickten, entwerfen wollten. Paris, das nicht einmal die Provinzen kennt, die es verachtet und erschöpft, wollte alles den Berechnungen seiner überhin hudelnden und leichtsinnigen Kalkulatoren unterwerfen. Von dem Haus der Gesellschaft aus ordnete, bildete, leitete man jeden Einwohner in Louisiana mit den Fesseln und dem Zwang, die immer in der Gewalt des ausschließenden Handlungsrechts stehen. Leichte Aufmunterungen, die man den Bewohnern ertheilt hätte, welche man in die Kolonie dadurch gelockt, daß man ihnen die Freyheit, die jeder Mensch verlangt, das Eigenthum, das er Recht hat, von seiner Arbeit zu erwarten, und den Schutz, den jede Gesellschaft ihren Gliedern schuldig ist, versichert hatte; wenn man, sage ich, diese Aufmunterungen Eigenthümern ertheilt hätte,

*) Oder 11,458,333 fl. 20 kr.

die durch die Lokalumstände geleitet, und durch den eignen Vortheil erleuchtet worden wären, so hätte das unendlich grössere und dauerhaftere Wirkungen, weitläufigere und fester gegründete Besitzungen hervorgebracht, als alles, was die Gesellschaft mit ihren, durch Bediente, die weder alle zu so unterschiedenen Verrichtungen nöthige Kenntnisse, noch einmal einen unmittelbaren Vortheil bey ihrem glücklichen Erfolge haben konnten, verwalteten Schätzen hätte bewerkstelligen können.

Indessen hielt es das Ministerium zum Besten des Staats für zuträglicher, Louisiana unter den Händen einer ausschließenden Gesellschaft zu lassen. Diese brauchte ihr ganzes Ansehen, um die Erlaubniß zu erhalten, diesen Theil ihres Privilegiums zu veräußern. Man ließ sie sogar diese Gunst im Jahr 1751 mit 1,450,000 Livres *) bezahlen, denn es giebt Staaten, wo man ebenso wohl die Erlaubniß, sich zu Grund zu richten, als die, sich frey zu machen, und die, sich zu bereichern, verkauft, weil das so allgemeine als besondere Wohl und Uebel ein Kammerertrag da werden kann.

Alle die Zeit, welche das ausschließende Privilegium Louisiana in den Fesseln hielt, hatte es (nachdem die Entfernung war) fünfzig, sechzig, achtzig, ja hundert vom Hundert Abgabe auf die Waaren verlangt, die es dahin sandte; es hatte durch einen noch unterdrückendern Tarif den Preis der Waaren, die ihm geliefert wurden, festgesetzt.

Wie

*) Oder 664,583 fl. 20 kr.

Wie hätte eine erst entstehende Kolonie unter dem Joch einer so abscheulichen Tyranney empor kommen sollen? Die Muthlosigkeit wurde auch wirklich allgemein. Um den Gemüthern ein wenig Trieb und Thätigkeit zu geben, wollte die Regierung, daß eine wirklich nationalgewordene Besitzung einen glücklichern Einfluß haben sollte. Dieser Absicht gemäß verordnete sie, daß alles, was der französische Handel in diese Gegend führen, alles, was er von daher zurückbringen würde, zehn Jahre lang von allen Aus- und Einfuhrzöllen befreyt seyn solle. Wir wollen sehen, zu welchem Grad von Wohlstand eine so kluge Einrichtung diese berühmte Gegend erhob.

VI.

Größe, Boden und Klima von Louisiana.

Louisiana ist ein weitläufiges Land, das nach Süden hin die See; nach Osten Florida und Karolina; nach Westen Neu-Mexiko, und nach Norden denjenigen Theil von Canada zur Gränze hat, dessen unbekannte Länder sich bis nach Hudsonsbay erstrecken müssen. Es ist unmöglich, seine Länge genau zu bestimmen; aber man rechnet, daß es ungefähr zwey hundert Meilen in der Breite hält.

In einer so großen Strecke ist die Himmelsluft sehr veränderlich. In Unter-Louisiana sind die Nebel im Frühjahr, und während dem Herbst

zu häufig, der Winter ist regnerisch, und hie und da mit schwachem Gefrörnis begleitet; die meisten Sommertage werden durch heftige Gewitter verdorben. In diesem weiten Raum ist die Hitze nirgend so, wie man sie von seiner geographischen Breite erwarten sollte. Die dicken Wälder, welche die Strahlen der Sonne hindern, den Boden zu erwärmen; unzählige Flüsse, die eine beständige Feuchtigkeit dort unterhalten; die Winde, die über eine sehr lange Strecke festen Landes von Norden herkommen, erklären den Augen des Naturkündigen diese für den gemeinen Haufen wunderbare Erscheinung.

Obwohl die Krankheiten im obern Louisiana nicht gemein sind, so sind sie es doch noch weniger im untern. Gemeiniglich ist es nur eine Erdzunge von zwey oder drey Meilen Breite, die mit Insekten, stehenden Wassern und Materien des Gewächsreichs angefüllt ist, die in einer feuchten und warmen Luftgegend der beständigen Ursache der Auflösung der Körper faulen. Unter diesem Himmel, wo alle todte Wesen insgesammt einer schnellen Fäulung unterworfen sind, genießt der Mensch einer dauerhaftern Gesundheit, als in einer Gegend, die man nach allen Umständen für gesünder halten sollte. Die Starrsucht ausgenommen, die vor dem zwölften Tag die Hälfte der Negerkinder, und eine große Menge Weisser wegrafft, kennt man nicht viele andere Unpäßlichkeiten in dieser Gegend, als Mutterbeschwerden und Verstopfungen, die man als eine Folge der dasigen Lebensart ansehen kann. Woher mag wohl diese Gesundheit der Luft kommen? Vielleicht

von dem häufigen Donner, der sich auf diesem schmalen Erdstrich hören läßt? Vielleicht von den Winden, die beynahe beständig daselbst herrschen? Vielleicht von dem vielen Feuer, das man dort beständig anzünden muß, um die Menge Schilfrohr zu verbrennen, das sich dem Bau widersetzt?

Ehe man die Beschaffenheit des Bodens daselbst versucht hatte, mußte man ihn für vortrefflich halten. Er war voller wilden Früchte. Eine unermeßliche Menge Vögel und roth Wildpret fanden eine überflüßige Nahrung darauf. Seine durch die bloße Natur gebildeten Wiesen waren mit Rehen und Bisons bedeckt. Die Bäume waren wegen ihrer Dicke und wegen ihrer Höhe merkwürdig; es fehlte nicht die Färberenholzarten, die nur zwischen den Wendezirkeln wachsen. Glückliche Versuche haben dieses günstige Vorurtheil seit der Zeit bestättiget.

Man hat die Quelle des berühmten Flußes, der dieses unermeßliche Land von Norden nach Süden hin in zwey fast gleiche Theile durchschneidet, noch nicht entdeckt. Die kühnsten Reisenden sind nicht viel höher, als zwey hundert Meilen über den St. Antonsfprung gekommen, der dessen Lauf durch einen ziemlich hohen Fall um den sechs und vierzigsten Grad der Breite unterbricht. Von da an bis zur See, das ist, auf einer Strecke von ungefähr sieben hundert Meilen wird die Schiffahrt durch nichts unterbrochen. Der Missisipi gelangt ohne Hinderniß in den Ocean, nachdem er durch den Fluß der

Illinesen, durch den Missouri, den Ohio, und tausend andere minderbeträchtliche Flüsse verstärkt worden ist. Alles vereinigt sich, um zu beweisen, daß der Fluß selbst, um einen ziemlichen Raum sein Bette erweitert hat, welches aus einem sehr neuen Boden bestehen muß, da man nicht einen einzigen Stein darauf findet. Das Meer treibt diese ungeheure Menge Schlamm, Rohrblätter, Zweige und Stämme von Bäumen, die der Mississipi unaufhörlich mit seinem Wasser fortschleppt, zurück, und so sammelt und verbindet sich aus allen diesen hin und zurück geworfenen Materialien, eine feste und solide Masse, die dieses große feste Land immer verlängert. Der Fluß hat keine bestimmte Zeit zum Steigen und Fallen, doch ist er gemeiniglich größer vom Jenner an bis in den Juni, als in dem übrigen Theil des Jahrs. Sein Bette ist an seinem obern Theil sehr tief, und also tritt er an dem östlichen Ufer nur etwa sechszig Meilen, und hundert Meilen an der westlichen, das heißt in dem niedern Land, das wir für neuerlich angesetzt halten, aus. Diese schlammige Erde bringt, so wie alle diejenigen, die noch keinen rechten Bestand gewonnen haben, eine entsetzliche Menge dicken Rohrs hervor, das fast immer die fremden Körper, die der Fluß mit sich fortschleppt, aufhält, weil diese sich darein verwickeln. Die Anhäufung aller dieser Trümmern, deren Zwischenraum sich nach und nach mit Schlamm füllen, bildet mit der Zeit Ufer, die höher sind, als die beyden Seiten, und die zwey ein wenig abhängende Ufer haben. Daher geschieht es, daß die Gewässer, die einmal aus ihrem natürlichen Bette heraus gerolle

sind,

sind, nicht wieder hinein kommen, und daß sie gezwungen sind, in den Ocean zu laufen, oder kleine Seen zu bilden.

Wenn man auf nichts, als auf die Breite und Tiefe des Mississipi sieht, so ist man geneigt zu glauben, die Schiffahrt darauf sey leicht. Aber sie geschieht sehr langsam, selbst wenn man den Fluß hinunter fährt, weil es gefährlich wäre, sie des Nachts bey dunkelm Wetter fortzusetzen; und weil man, anstatt jener leichten Kähne von Baumrinde, deren Gebrauch im übrigen Amerika so bequem ist, stärkere, und folglich plumpere Pirogen gebrauchen muß, die sich schwerer regieren lassen. Brauchte man nicht diese Vorsicht, so wäre man, weil der Fluß immer eine Menge Bäume führt, die von seinen Ufern hineinfallen, oder die ihm durch die sich in sein Bett ergießende Flüsse zugeschleppt werden, alle Augenblicke in Gefahr, gegen die Zweige oder die Wurzeln irgend eines solchen unter dem Wasser festsitzenden Baums zu stoßen. Die Schwierigkeiten vermehren sich, wenn man hinauffahren will.

In einer gewissen Entfernung vom Land muß man, ehe man in den Mississipi herein kömmt, sich von dem Flößholz, das von Louisiana herabgeflossen ist, los machen. Die Küste ist so platt, daß man sie kaum auf zwey Meilen weit sieht, und nicht leicht daran kommen kann. Die Mündungen des Flußes sind in großer Menge. Sie verändern sich von einem Tag zum andern, und die meisten halten nur gar wenig Wasser. Wenn die Schiffe alle diese Hindernisse glücklich überwun-

wunden haben, segeln sie zehn bis eilf Meilen weit ziemlich ruhig, durch ein überschwemmtes Land, wo das Aug nichts, als Schilf und einige Stauden sieht. Sie finden alsdann an beyden Ufern dicke Wälder, die sie in zwey bis drey Tage vorbey kommen, wenn nicht Windstille, die Sommerszeit ziemlich gewöhnlich ist, ihren Lauf hemmt. Man muß sich hernach am Sail fortziehen lassen, oder einen neuen Wind abwarten, um durch die englische Flußenge zu kommen, und in Neu-Orleans anzulangen. Die übrige Fahrt auf einem so reissenden, so voller Ströme seyenden Fluß geschieht mit Booten zum Segeln und Rudern, die gezwungen sind, von einem Kompasstrich zum andern zu segeln, und die, wenn sie mit Anbruch des Tags abfahren, sagen können, daß sie weit gekommen sind, wenn sie beym Eintretten der Nacht fünf bis sechs Meilen zurückgelegt haben. Die Europäer, die darauf fahren, lassen wilde Jäger zu Land mit sich ziehen, die ihnen drey und einen halben Monat lang, welche die Fahrt von einem Ende der Kolonie bis zum andern erfordert, ihren Unterhalt schaffen müssen.

Diese Lokalschwierigkeiten sind die einzigen, die Frankreich bey Anlegung seiner Besitzungen in der weitläufigen Landschaft Louisiana hätte übersteigen müssen.

Die in Osten wohnenden Engländer sind beständig mit ihrem Landbau so sehr beschäftigt gewesen, daß sie nur auf dessen Ausbreitung und Vollkommenheit bedacht waren. Der Geist der Eroberung

oder der Verheerung hat sie nicht von ihren Arbeiten abgelockt. Hätten sie Neigung zur Eifersucht gehabt, so hätten die Franzosen sich nicht so betragen, solche anzureizen.

Die Spanier waren zum Unglück für sie auf der westlichen Seite unternehmender. Die Begierde, einen Nachbar, dessen unruhiger Geist einstens schädlich werden konnte, von Neu-Mexiko zu entfernen, bewog sie, im Jahr 1720 einen ansehnlichen Pflanzort, sehr weit vorwärts von der Gegend, wo sie bis dahin ihre Gränzen gesetzt hatten, anzulegen. Die zahlreiche Karawane, aus der sie bestehen sollte, reisete mit allen zu einer beständigen Wohnung nöthigen Mitteln von Santafe ab. Sie richtete ihren Marsch nach den Osagen, die man gegen ihre beständigen Feinde, die Missouris, deren Land man einzunehmen beschlossen hatte, waffnen wollte. Der Zufall fügte es, daß die Spanier den unrechten Weg zogen. Sie langten gerade bey der Nation an, der man den Untergang geschworen hatte, und weil sie glaubten, sie wären da, wo sie hingewollt hatten, so entdeckten sie ohne Zurückhaltung die Absicht, mit der sie kamen.

Der Anführer der Missouris, der durch dieses seltsame Versehen von der Gefahr, worinn er und die Seinigen gewesen waren, Nachricht erhielt, verheelte seinen Zorn. Er versprach, daß er mit Freuden das Seinige zum guten Erfolg der ihm vorgeschlagenen Unternehmung beytragen wollte, und verlangte nur einen Aufschub von zwey Tagen, um seine Krieger zusammen bringen

zu können. Als ihrer zwey tausend Bewaffnete zusammen waren, fielen sie über die Spanier her, die man durch Tanz und Gastereyen benebelt hatte, und in einen tiefen Schlaf versenkt fand. Alles ward ermordet, Mann, Frau und Kind. Der einzige Feldprediger entkam dem Blutbade; und doch rettete ihn nichts, als eine sonderbare Kleidung vor dem Tode. Da diese Katastrophe die Ruhe von Louisiana auf der Seite sicher gestellt hatte, wo die meiste Gefahr zu seyn schien, so konnte sie bloß durch die Landeseingebohrnen gestört werden. Allein ob sie wohl zahlreicher, als in unsern Tagen waren, so waren sie doch nicht sehr zu fürchten.

VII.

Allgemeiner Charakter der Wilden von Louisiana, und der der Natchez insbesondere.

Diese Wilden befanden sich unter viele Nationen getheilt, die alle nicht zahlreich waren, sondern in Feindseligkeit mit einander lebten, obschon unermeßliche Wüsteneyen sie von einander trennten. Einige unter ihnen hatten einen stäten Wohnplatz. In einander geflochtenes und über Pfähle ausgebreitetes Laub machten ihre Wohnungen aus. Felle von rothem Wildpret waren die Bedeckung der Stämme, die nicht ganz nackend giengen. Die Jagd, die Fischerey, der Mayz und einige wilden Früchte versorgten sie mit Nahrung.

Man

Man fand bey ihnen eben die Gewohnheiten, als bey den kanadischen Nationen, aber mit weniger Stärke und Muth, mit weniger Kraft und Einsicht, mit einer schwächer ausgezeichneten Gemüthsart verknüpft.

Unter diesen Nationen waren die Natchez die einzigen, die einige Aufmerksamkeit verdienten. Sie gehorchten einem Menschen, der sich große Sonne nannte, weil er auf der Brust das Bild dieses Gestirns trug, von welchem er abzustammen vorgab. Polizey, Krieg, Religion, alles hieng von ihm ab. Vielleicht enthielt der ganze Erdboden keinen solchen Despoten. Die Frau dieser Sonne hatte so viel Gewalt, als er. Sobald einer dieser sklavischen Wilden so unglücklich gewesen war, einem oder dem andern seiner Beherrscher zu mißfallen, sagten sie: Schaffet mir diesen Hund aus der Welt, und man gehorchte ihnen gleich. Man war verbunden, ihnen das Beste von der Jagd, der Fischerey und dem Bau zu bringen. Starb er oder seine Frau, so wurden verschiedene ihrer Unterthanen zugleich umgebracht, um ihnen in der andern Welt zu dienen. Die Religion der Natchez schränkte sich auf die Anbetung der Sonne ein, aber dieser Glauben enthielt viele Gebräuche, und folglich mehr schlimme Wirkungen. Indessen war nur ein Tempel für die ganze Nation vorhanden. Er gerieth einstens durch das Feuer, das man beständig, wenigstens gewöhnlich darinn unterhielt, in Brand, und die Bestürzung ward allgemein. Man wandte vergebens alle Mühe an, um dem Feuer Einhalt zu thun. Einige Mütter warfen

ihre

ihre Kinder hinein, und endlich ward das Feuer gelöscht. Den andern Tag hielt der despotische Priester eine Lobrede auf diese unmenschliche Heldinnen. So herrschte er. Man muß sich wundern, wie eine so arme, so wilde Nation so grausam unterjocht war. Aber der Aberglauben erklärt alles, was die Vernunft unbegreiflich findet. Er allein konnte Völkern die Freyheit nehmen, die sonst fast nichts zu verlieren hatten, als die Freyheit.

Die meisten Nachrichten versichern auf den zweifelhaften Glauben einiger Sagen hin, daß die Natchez lange Zeit den östlichen Theil des Mississipi von dem Fluß Iberville an bis an den Ohio, also einen Raum von vier hundert Meilen bewohnt haben. Damals mußten sie also die blühendste Nation des nördlichen Amerika seyn. Es läßt sich muthmaßen, daß das Joch, unter welchem sie eine unterdrückende und willkührliche Regierung seufzen ließ, ihnen ihr Vaterland überdrüßig machte. Sie mußten sich zerstreuen, und einige Spuren ihres Gottesdienstes, die man hie und da in der Ferne dieser Gegenden findet, scheinen diesen Muthmaßungen einiges Gewicht zu geben. Gewiß ist, daß, als die Franzosen in Louisiana erschienen, dieses Volk nur zwey tausend Krieger hatte, und blos einige Dorfschaften ausmachte, die ziemlich weit eine von der andern, doch alle am Mississipi lagen.

Dieses Mangels an Bevölkerung ungeachtet war das Land der Natchez doch sehr vortrefflich. Das Klima desselben ist gesund und gemäßigt.

Der

Der Boden ist eines reichen und verschiedenen Anbaues fähig. Das Land ist erhaben genug, um nichts von den Ueberschwemmungen des Flußes zu befürchten zu haben. Diese Gegend ist überhaupt offen, ausgedehnt, befeuchtet, mit schönen Gestaden, angenehmen Wiesen, reitzenden Wäldern bis zu den Apalachen versehen. Auch urtheilten die ersten Franzosen, die es einnahmen, daß dieses ungeachtet der Entfernung vom Meer mit der Zeit der Mittelpunkt der Kolonie werden könnte. Diese Meynung zog sie in Menge dahin. Sie wurden von den Wilden günstig aufgenommen, und von ihnen bey den Pflanzungen, die sie errichten wollten, unterstützt. Ein gegenseitig vortheilhafter Umtausch stiftete unter beyden Nationen eine Freundschaft, die dauerhaft schien. Sie konnte es auch werden, wenn die Bande derselben nicht täglich von den Europäern durch ihre Habsucht geschwächt worden wären. Diese Fremdlinge verlangten anfangs die Landeserzeugnisse nur gutwillig. Nachher seßten sie den ihnen selbst anstehenden Preis darauf. Endlich schien es ihnen bequemer, sie umsonst zu bekommen. Ihre Kühnheit nahm dermaßen zu, daß sie die alten Bewohner von den Feldern jagten, die sie urbar gemacht hatten.

Diese Tyranney war sehr abscheulich, um ihren Fortgang zu hemmen, legten sich die Natchez auf das demüthigste Bitten, aber ohne Erfolg. Die Verzweiflung machte endlich, daß sie versuchten, alle in Osten wohnenden Völker, deren Neigung sie kannten, zu ihrer Rache zu vereinigen; und es gelang ihnen, gegen Ende des Jahrs 1729

einen

einen fast allgemeinen Bund zu errichten, dessen Zweck war, alle Unterdrücker zu gleicher Zeit auszurotten. Der Entwurf wurde so glücklich geleitet, daß weder die Wilden die Freunde der Franzosen waren, noch die Franzosen selbst das geringste von dem Geheimniß entdecken. Die Verschwörung konnte nur durch einen glücklichen Zufall gestört werden. Er kam.

Nach der damaligen Erzählung sandten die Natchez den verschwornen Nationen, welche die Schreibekunst eben so wenig, als sie verstanden, Päckgen von einer gleichen Anzahl kleiner Hölzer. Um sich in Ansehung des Zeitpunkts, in dem die allgemeine Rache ausbrechen sollte, nicht zu irren, so war man übereingekommen, daß in jedem Dorf alle Tage eins verbrannt werden sollte, und daß das letzte überall das Zeichen zu dem blutigen Auftritt, den man spielen wollte, seyn sollte. Die Frau des großen Oberhaupts erfuhr die Verschwörung durch einen Sohn, den sie mit einem Franzosen erzeugt hatte. Sie warnte verschiedenemal den Officier, der in ihrer Nachbarschaft Befehlshaber war. Die Gleichgültigkeit, oder die Verachtung, die man gegen ihre Nachricht zeigte, erstickte in ihrem Herzen die Neigung nicht, die sie für diese Fremden hatte. Ihre Würde erlaubte ihr, in den Tempel der Sonne, zu welcher Zeit es ihr beliebte, zu gehen. Dieser Vorzug setzte sie in den Stand, nach und nach die Hölzerchen wegzunehmen, die man da in Verwahrung gelegt hatte, und sie entschloß sich dazu, um die Rechnung der Verschwornen zu hintergehen, auf Gefahr, da es seyn mußte, den

Unter-

Untergang der Franzosen, die sie liebte, zu beschleunigen, um diejenigen zu retten, die ihr unbekannt waren. Alles geschah, wie sie es voraus gesehen hatte. Die Natchez überfielen an dem durch das abgeredte Zeichen bey ihnen bestimmten Tage, in der Ueberzeugung, daß die nemliche tragische Scene auch bey ihren Alliirten gespielt werden würde, ihre Feinde; aber da man an andern Orten keine Hölzergen weggenommen hatte, blieb alles ruhig, und mußte es auch bleiben.

Diese Umstände scheinen sehr fabelhaft zu seyn. Aber das ist gewiß, daß der zwischen den Gliedern der Verschwörung festgesetzte Zeitpunkt Louisiana von fremden Joch zu befreyen, von den Natchez übereilt worden ist. Vielleicht konnten sie ihren Haß nicht länger verbergen? Vielleicht wurden sie durch unerwartete Erleichterungen ihres Vorhabens dazu angereitzt? Vielleicht befürchteten sie, mit oder ohne Grund, daß man ihre Absichten merken möchte? Gewiß ist, daß von zwey hundert und zwanzig Franzosen, die damals in dieser Pflanzung waren, zwey hundert ermordet wurden, daß die schwangern Weiber, oder die kleinen Kinder hatten, kein glücklicheres Schicksal hatten; und daß die andern, die zu Gefangenen gemacht wurden, den viehischen Trieben der Mörder ihrer Söhne und Gatten ausgsetzt wurden.

Auf den Lärmen dieses Zufalls hielt sich die ganze Kolonie für verloren. Sie konnte der Menge Feinde, die sie von allen Seiten bedrohten, nichts als einige halbverfaulten Verpfählungen und eine

kleine Anzahl schlecht bewaffneter und schlecht geübter Landstreicher entgegen stellen. Perrier, der Befehlshaber war, hatte keine bessere Meynung von der Lage der Dinge. Doch zeigte er Muth, und diese Kühnheit ersetzte die Schwäche seiner Macht. Die Wilden glaubten ihn nicht allein im Stande, sich zu vertheidigen, sondern sogar sie anzugreifen. Um den Verdacht von sich abzulehnen, den man gegen sie gefaßt haben konnte, oder in der Hoffnung, Vergebung zu erhalten, vereinigten verschiedene dieser Nationen ihre Krieger mit den seinigen, um seine Rache desto gewißer zu machen.

Um zum Zweck zu gelangen, hätte man andere Truppen, als übelgesinnte Bundesgenossen und Soldaten, die nur mit Zwang dienen, nöthig gehabt. Diese Militz marschirte gegen das Land der Natchez mit einer Langsamkeit, die kein guter Vorbote war; sie griffen ihre Verschanzungen mit einer solchen Gelindigkeit an, von der sich kein Erfolg hoffen ließ. Glücklicher Weise boten die Belagerten die Auslieferung aller Gefangenen an, die sie in ihrer Gewalt hatten, wenn man sich zurückziehen wollte, und dieser Vorschlag wurde mit ausnehmender Freude angenommen.

Als aber Perrier einige Unterstützung aus Europa hatte, fieng er zu Anfang des Jahrs 1731 die Feindseligkeiten wieder an. Bey dieser neu anscheinenden Gefahr riß die Uneinigkeit unter dem Natchez ein, und dieses Mißverständniß zog den Untergang der ganzen Nation nach sich. Einige schwache Haufen dieser Wilden ließ man über die

Klinge

Klinge springen; eine große Anzahl wurden als Sklaven nach St. Domingo gesandt. Das, was der Dienstbarkeit und dem Tod entgangen war, entfloh zu den Chicachas.

Dieses war das unerschrockenste Volk dieser Gegenden. Man wußte seine genauen Verbindungen mit den Engländern. Die Gastfreyheit war seine vorzüglichste Tugend. Aus allen diesen Ursachen fürchtete man sich anfangs, ihnen den Vorschlag zu thun, alle diejenigen Natchez herauszugeben, denen sie Zuflucht bewilligt hatten. Aber der Nachfolger des Perrier, Bienville, glaubte sich berechtiget, diese Niederträchtigkeit zu verlangen. Die Antwort der Chicachas geschah mit Verachtung und Herzhaftigkeit. Im Jahr 1736 grif man von beyden Seiten zu den Waffen. Die Franzosen wurden im freyen Feld geschlagen, und mit Verlust unter die Pallisaden ihrer Feinde zurückgetrieben. Als sie vier Jahre hernach durch eine Hülfe, die sie aus Canada erhalten hatten, muthiger gemacht worden, so wollten sie ihr Glück aufs neue versuchen. Sie unterlagen abermals, als günstige Umstände sie mit diesen Wilden aussöhnten. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Ruhe von Louisiana nicht mehr gestört. Man wird bald sehen, zu welchem Grad von Wohlstand dieser lange Frieden die Kolonie erhoben hat.

VIII.

Niederlassungen der Franzosen in Louisiana.

Alle ihre am mexikanischen Meerbusen liegenden Küsten sind durchgängig niedrig, und mit einem unfruchtbaren Sande bedeckt. Sie sind unbewohnt und auch unbewohnbar. Man hat nie darauf gedacht, das geringste Festungswerk dort anzulegen.

Obwohl die Franzosen hätten wünschen sollen, sich Mexiko zu nähern, so errichteten sie doch keine Kolonie westwärts des Mississipi. Ohne Zweifel fürchtete man, Spanien zu beleidigen, welches diese Nachbarschaft nicht geduldig würde ertragen haben.

Ostwärts von Mississipi findet man das Kastell der Mobile, das an dem Ufer eines Flußes erbaut ist, der seine Quelle in den Apalachen hat. Er diente dazu, die Tschatas, die Alimabous und einige andere Völkerschaften dem Bündniß mit den Franzosen treu zu erhalten, und sich ihres Pelzwerks zu versichern. Die Spanier zu Pensacola bekamen einige Lebensmittel und einige Waaren aus dieser Besitzung.

Die Mündung des Mississipi bietet eine Menge Einfahrten dar, die keinen Bestand haben. In manchen befindet sich kein Wasser. Es giebt einige, die nur Kähne oder Boote führen können. Die östliche, die einzige, die heut zu Tag durch

Schiffe

Schiffe besucht wird, ist sehr geschlungen, hat nur einen sehr engen Weg, und eilf oder zwölf Fuß Wasser bey der höchsten Fluth. Das kleine Fort, Balise genannt, das ehedem die Einfahrt des Flußes vertheidigte, hat allen seinen Nutzen verloren, seitdem sein Kanal ausgefüllt ist, und die Schiffe außer seinen Kanonenschüssen fahren.

Neu-Orleans ist die erste sich darstellende Besitzung. Sie liegt dreyßig Meilen von der See. Diese Stadt, die zur Niederlage aller Verbindungen, welche das Hauptland und die Kolonie unter sich haben würden, bestimmt war, wurde an das östliche Ufer des Flußes an eine Krümmung gebaut, an welcher alle Schiffe anlanden, und eine gänzliche Sicherheit genießen können. Man legte im Jahr 1717 den Grund dazu, aber erst im Jahr 1722 erhielt sie einigen Bestand, und wurde die Hauptstadt von Louisiana. Niemals hat sie mehr, als sechszehn hundert Einwohner gehabt, die zum Theil frey, zum Theil Sklaven waren. Die Hütten, die ursprünglich da standen, wurden nach und nach durch bequeme Häuser ersetzt, die aber von Holz mit Ziegelsteinen ausgefüllt gebaut waren, weil der Boden nicht Festigkeit genug hatte, schwerere Gebäude zu tragen.

Die Stadt befindet sich auf einer Insel, die sechzig Meilen lang, und mittelmäßig breit ist. Diese Insel, deren gröster Thtil nicht baufähig ist, wird durch den Ocean, durch den Mississipi, durch den See Pontchartram und durch den Manchac oder den Fluß Iberville, ein Kanal, den sich

der Missisipi gegraben hat, um den Ueberfluß seiner Wasser in der Jahrszeit, wo er am stärksten ist, darein zu ergießen, gebildet. Auf diesem Grund und Boden können sich hundert Besitzungen befinden, auf welchen man vier bis fünf hundert Weisse, und vier tausend Schwarze, die sich vorzüglich mit Indigopflanzungen beschäftigen, antrift. Einige unternehmende Eigenthümer haben es versucht, den Zucker daselbst einheimisch zu machen, aber kleine Fröste, die dieses reiche Erzeugniß zerstören, haben diese Versuche fruchtlos gemacht. Die Pflanzungen hängen selten zusammen. Stehende und sumpfige Wasser trennen sie sehr oft, vorzüglich in dem untern Theil der Insel.

Der Insel Neu-Orleans gegenüber auf der westlichen Seite des Missisipi haben sich im Jahr 1722 drey hundert Teutsche, ein unglücklicher Ueberbleibsel verschiedener Tausende, die man ihrem Vaterland entrissen hatte, angebaut. Ihre Anzahl ist seit diesem kleinen Zeitpunkt dreymal so stark geworden, weil sie immer die arbeitsamsten Menschen der Kolonie waren. Durch Unterstützung von zwey tausend Sklaven bauen sie zu ihrem Unterhalt türkisches Korn, Reis und Indigo aber zur Ausfuhr. Sie beschäftigten sich ehemals mit Baumwolle, aber sie haben selbige verlassen, seitdem sie Europa für seine Fabriken zu kurz gefunden hat.

Ein wenig weiter oben auf der nemlichen Seite befanden sich acht hundert Akadier, die von Louisiana sogleich nach dem letztern Frieden angekommen waren. Ihre Arbeiten schränkten sich nun

bis

bis auf die Viehzucht und einige der nöthigsten Lebensmittel ein. Wenn ihre Einsichten größer werden, so werden sie von ihrem Boden verkäufliche Erzeugnisse fordern.

Alle diejenigen, die den untern Theil der Kolonie bereichern, endigen sich in der Kolonie der Pointe-Coupee, die fünf und vierzig Meilen von Neu-Orleans angelegt ist. Sie liefert überdies die größere Menge Toback, der im Lande verbraucht wird, und vieles Holz für den auswärtigen Handel. Diese Arbeiten beschäftigen fünf bis sechs hundert Weisse und zwölf hundert Schwarze.

Nach der ganzen Länge der angebauten Ländereyen in diesen verschiedenen Kolonien, die zum untern Louisiana gehören, ist ein Damm aufgeführt, der sie vor den Ueberschwemmungen des Flußes schützen soll. Breite und tiefe Gräben, womit jedes Feld umgeben ist, versichern einen Ausgang für das Gewässer, wenn solches den Damm überstiegen oder durchbrochen hätte. Dieser Boden ist gänzlich schlammig. Wenn er benützt werden soll, so haut man die dicken Röhren, mit denen er bedeckt ist, am Fuß um. Sobald sie trocken sind, zündet man sie an. Wie wenig man auch alsdann die Erde umgräbt, so öffnet sie doch allen Erzeugnissen, die einen feuchten Boden verlangen, einen fruchtbaren Schoos. Das Korn kömmt darinn nicht fort, und treibt nur Aehren ohne Saamen. Die meisten Obstbäume gerathen nicht besser. Sie wachsen sehr schnell, blühen jedes Jahr zweymal, aber die Frucht wird von Würmern gestochen, trocknet und fällt insgemein ab,

ehe sie ihre Zeitigung erlangt hat. Nur der Pfersich, der Pomeranzen- und der Feigenbaum zeigen eine ungemeine Fruchtbarkeit.

Im obern Louisiana ist die Natur verschieden. Diese Gegend fängt gegen Osten am Mississipi, ein wenig oberhalb des Flußes Iberville an. Ihr Boden, der schon lange angebaut ist, liegt erhaben genug, um für Ueberschwemmungen gesichert zu seyn, und hat nur die nöthige Feuchtigkeit; er erfordert wenigere Sorgfalt, und verspricht eine größere Verschiedenheit von Erzeugnissen. So dachten die ersten Franzosen, die in diesen Gegenden erschienen. Sie ließen sich bey den Natchez nieder, versuchten daselbst verschiedenen Anbau, der aller gelang, und hielten sich endlich an den Tobackbau, der im Hauptland sehr bald den Ruhm erlangte, dessen er würdig war. Die Regierung erwartete von daher bald die Versorgung für die ganze Monarchie, als die Tyranney ihrer Agenten ihren Untergang beförderte. Seit diesem traurigen Zeitpunkt blieb dieser unerschöpfliche Boden ungebaut, bis Großbritannien, das durch die Verträge die Herrschaft darüber erlangt, eine hinlängliche Bevölkerung dahin gesandt hatte, um es anzubauen.

Ein wenig weiter oben aber an dem östlichen Ufer des Flußes empfängt der Mississipi den rothen Fluß. Dreyßig Meilen von seiner Mündung und auf den Ländereyen der Natchitoches haben die Franzosen bey ihrer Ankunft in Louisiana einige Pallisaden aufgerichtet. Dieser Posten sollte zu Beziehung einiges Haar- und Hornviehes

viehes aus Neumexiko dienen, dessen eine entstehende Kolonie stäts benöthiget ist, und zugleich einen Schleichhandel mit der spanischen Festung der Adayen, die nur sieben Meilen davon liegt, eröffnen. Es ist schon sehr lange, daß die Vermehrung der Heerden in dem Lande, wo man sie einheimisch machen mußte, die erste Verbindung aufgehoben hat; noch besser hatte man eingesehen, daß die zweyte mit einer der ärmsten Kolonien von der Welt nie einen wesentlichen Nutzen haben würde. Auch wurden die Natchitochen bald von denjenigen verlassen, welche die Hoffnung eines großen Glücks dahin gezogen hatte. Man findet daselbst nur noch die Nachkömmlinge einiger Soldaten, die sich nach Endigung ihrer Kapitulation dort niedergelassen haben. Ihre Anzahl ist nicht über zwey hundert. Sie leben von türkischem Korn und Hülsefrüchten, die sie bauen, und verkaufen den Ueberfluß dieser Erzeugnisse an ihre träge Nachbarn. Das Geld, das sie von dieser schwachen Hülfe beziehen, dient ihnen, ihre Getränke und Kleidungsstücke zu bezahlen, die sie anderswoher beziehen müssen.

Die Kolonie, die bey den Akansas angelegt worden, ist noch elender. Unfehlbar wäre sie blühender geworden, wenn die Truppen, die Waffen, die Angeworbenen, die Lebensmittel und die Waaren, welche Law für seine besondere Rechnung dahin sandte, nicht, nachdem dieser unternehmende Mann in Ungnade gefallen, konfiscirt worden wären. Seitdem haben sich in diesem vortrefflichen Lande nur einige Canadier niedergelassen, die eingebohrne Weiber zur Ehe nahmen.

Aus

Aus diesen Verbindungen entstand sehr bald ein beynahe wildes Geschlechts. Die Familien derselben sind nicht sehr zahlreich; sie leben zerstreut, und beschäftigen sich blos mit der Jagd.

Um von den Akansas zu den Illinesen zu gelangen, muß man drey hundert Meilen machen, denn die Völker in Amerika stossen nicht so nahe an einander, als die in Europa, sind aber auch eben daher nur desto unabhängiger. Sie haben keine unter sich verbundene Oberhäupter, um sich solche zu entziehen, sich selbige wechselweise aufzuopfern, und sie so unglücklich zu machen, daß sie nichts zu gewinnen, oder zu verlieren haben, wenn sie Vaterland und Herren vertauschen. Die Illinesen, die in dem nördlichsten Theil von Louisiana wohnen, wurden von den Iroquesen oder andern kriegerischen Nationen beständig geschlagen, und liefen Gefahr, aufgerieben zu werden. Sie hatten einen Vertheidiger nöthig, und die Franzosen wurden es, indem sie einen Theil ihres Landes an der Mündung ihres Flußes und an reitzendern und fruchtbarern Ufern, als die des Missisipi einnahmen. Um sie her versammelt, haben sie das Schicksal dieser Völkerschaften der neuen Welt, von denen kaum noch ein Andenken übrig ist, meistens abgewandt. Indessen hat sich ihre Anzahl in dem Maaße vermindert, als sich ihre Beschützer vermehrten. Diese Fremdlinge haben nach und nach noch eine Völkerschaft von 2380 freyen Personen und 800 Sklaven ausgemacht, die in sechs Dorfschaften, deren fünf an dem östlichen Theil des Flußes lagen, vertheilt waren.

Unglück-

Unglücklicher Weise haben die meisten unter ihnen die Leidenschaft gehabt, die Wälder zu durchlaufen, um Pelzwerk zu kaufen, oder in ihren Magazinen das zu erwarten, was die Wilden auf ihren Jagden erobert hatten. Sie hätten nützlicher für sich, für die Kolonie, und für Frankreich gearbeitet, wenn sie den vortrefflichen Boden, auf welchen sie das Glück gesetzt hatte, umgegraben hätten, wenn sie die Kornarten der alten Welt, die Louisiana immer aus Europa oder Nordamerika zu beziehen genöthiget war, auf ihm gezogen hätten. Aber wie sehr ist die Kolonie, welche die Franzosen im Land der Illinesen errichtet, wie sehr sind die andere Kolonien in diesem Wohlstand zurückgeblieben!

Niemals hatte die Kolonie, selbst in ihrem grösten Glanz mehr als als 7000 Einwohner, ohne die Truppen dazu zu rechnen, die von 300 bis 2000 ab: oder zunahmen. Diese schwache Bevölkerung war an den Ufern des Mississipi in einem Raum von fünf hundert Meilen zerstreut; einige schlechte Kastelle, die erstaunend weit von einander entfernt lagen, vertheidigten sie. Indessen stammte sie nicht von dem Abschaum Europas ab, den Frankreich zur Zeit des lawischen Systems über die neue Welt gleichsam ausgespien hatte. Alle diese Elenden waren, ohne sich fortzupflanzen, umgekommen. Die Kolonisten waren starke und feste Menschen, die aus Canada gekommen waren, oder verabschiedete Soldaten, die so klug gewesen waren, die Arbeiten des Landbaues dem Müßiggang, worein das Vorurtheil sie hochmüthig versenkte, vorzuziehen. Beyderseits

erhiel-

erhielten sie von der Regierung nicht nur einen gehörigen Strich Landes und die Einsaat dazu, sondern auch eine Flinte, eine Axt, eine Hacke, eine Kuh mit dem Kalb, einen Hahnen mit sechs Hühner, nebst gesunden und überflüßigen Nahrungsmitteln drey Jahre hindurch. Officiere und einige reiche Leute hatten ziemlich beträchtliche Pflanzungen angelegt, an welchen acht tausend Sklaven arbeiteten.

Diese Völkerschaft sandte nach Frankreich 80,000 Pfund Indigo, einige Häute und vieles Pelzwerk. In diese Inseln sandten sie Unschlitt, geräuchertes Fleisch, Hülsenfrüchte, Reis, türkisches Korn, Thee, Pech, Faßdaubenholz und Bauholz. So viele vereinigten Gegenstände konnten einen Werth von 2,000,000 Livres *) ausmachen. Diese Summe wurde ihr mit Waaren aus Europa, und mit den Erzeugnissen aus Südindien bezahlt. Die Kolonie empfieng sogar viel mehr, als sie lieferte, und diesen sonderbaren Vortheil verschaften ihm die Kosten der unumschränkten Macht.

Die öffentlichen Ausgaben waren in Louisiana immer zu beträchtlich. Oft überstiegen sie, selbst in vollem Friede das ganze Einkommen dieser Kolonie. Vielleicht wären die Agenten der Regierung vorsichtiger gewesen, wenn die Geschäfte mit Geld geschehen wären. Die unglückliche Leichtigkeit, alles mit Papier zu bezahlen, das nur im Hauptland ausgelößt werden sollte, machte sie insgemein verschwenderisch. Ja verschiedene wur-

*) Oder 916,666 fl. 40 kr.

wurden ungetreu. Ihres besondern Eigennutzes wegen ließen sie Festungen erbauen, die ohne Nutzen waren, und die zwanzigmal soviel kosteten, als sie werth waren. Sie vermehrten ohne Grund und ohne Maaß die jährlichen Geschenke, welche der Hof von Versailles den Stämmen der Wilden zu machen gewohnt war.

Die Aus- und Einfuhr von Louisiana geschah nicht auf ihren eigenthümlich zugehörigen Schiffen. Niemals hatte es ein einziges. Zuweilen erhielt es schwache Ladungen aus französischen Seehäfen. Zuweilen sandten ihm die Zuckerinseln grosse Boote. Meistens aber setzten die Schiffe, die vom Hauptland nach St. Domingo fuhren, in dieser reichen Kolonie einen Theil ihrer Ladung ab, und verkauften das übrige am Mississipi, und luden in der Rückkehr daselbst auf, was für St. Domingo, und was für das Hauptland taugen konnte.

IX.

Frankreich konnte grosse Vortheile aus Louisiana ziehen. Fehler, die diesen Erfolg verhindert haben.

Vielleicht wäre Louisiana, das die Natur zu einem großen Flor bestimmt zu haben schien, ohne Zweifel dazu gelangt, wenn man die Klugheit gehabt hätte, die Wünsche der französischen Protestanten anzuhören, die sich in die Kolonien geflüchtet, welche die Engländer im nördlichen Theil von Amerika errichtet hatten.

Unter

Unter der glänzendsten Regierung, und unter dem glücklichsten Zeitpunkt dieser Regierung genoßen 300,000 reformirte Familien ruhig in Frankreich der Rechte der Menschheit und des Bürgers, ein Recht, das durch das berühmte Edict von Nantes, das so vielem Unglück und Unruhe ein Ende gemacht hatte, bestättiget worden. Ludwig XIV, der Schröcken seiner Nachbarn und der Abgott seiner Unterthanen hatte weder Feinde von aussen, noch Rebellen von innen zu befürchten. Die Protestanten ruhig aus Pflicht und aus Eigennutz dachten an nichts, als dem Staat zu dienen, und seine Macht und Ruhm zu vermehren. Man sah sie an der Spitze vieler neuen Manufacturen, und auf den Seeplätzen verbreitet; eine furchtbare entstehende Seemacht hatte ihre vornehmsten Kräfte in ihren Armen gefunden. Wo eine anständige Bequemlichkeit, die Frucht des Fleißes und der Einsicht herrscht, da sind gemeiniglich die guten Sitten. Sie zeichneten die Protestanten aus, weil sie die schwächsten, die arbeitsamsten waren, und ihren Glauben durch ihre Tugenden auch rechtfertigen mußten.

Ich wiederhole es. Alles war im Innern des Reichs ruhig, aber der geistliche Stolz, der pharisäische Hochmuth war es nicht, die Geistlichkeit von Frankreich, Rom und die Jesuiten nahmen den Thron mit ihren verläumderischen Vorstellungen ein. Franzosen, die sich nicht zu den Füßen eines Beichtvaters schmiegten, die in der geheiligten Hostie nichts als Brod sahen, die keine Messe besuchten, kein Opfer auf den Altar brachten, ihre Baasen heyratheten, ohne

Erlaub-

Erlaubniß zu erkaufen, diese Franzosen konnten weder das Vaterland, noch den Regenten lieben; sie waren im Grunde nichts, als heuchlerische Verräther, welche das Joch des Gehorsams abzuschütteln nur eine günstige Gelegenheit erwarteten, die sie früh oder spat wohl anzuzetteln wissen würden.

Wenn die Lästersucht den Regenten wegen der Treue seiner Unterthanen das Gemüth unruhig macht, so ist es nicht schwer, aufmerksames Gehör zu finden. Gleichwohl dürfen wir fragen, ob Ludwig XIV. zu entschuldigen sey, daß er es nicht zu wissen schien, wie nützlich ihm seine Protestanten waren; ob er ernstlich glauben konnte, daß sie ihm noch nützlicher seyn würden, wenn sie katholisch würden; und ob die Toleranz eines so mächtigen und unumschränkten Herrn jemals die traurigen Folgen nach sich ziehen könnte, mit denen man ihn zu bedrohen nicht aufhörte? Es ist wahr, die Protestanten waren aufrührerisch; aber sie waren verfolgt, und wechselsweise mit den Katholiken, das Spiel des unruhigen Stolzes der Großen. Sollte so vieles unter den vorigen Regierungen vergossenes Blut ihm nicht Furcht erweckt haben, dessen noch mehr zu vergießen? Sollten ihn nicht die vergangenen Dinge gelehrt haben, daß ein König nichts über Religionsmeynungen vermag; daß man die Gewissen nicht zwingen kann, daß das Glück, das Leben, die Ehrenstellen sich nicht mit den ewigen Strafen vergleichen lassen; und daß wenn es gut ist, allen fremden Meynungen den Eingang in ein Land zu versperren, wo man nur einen Gottesdienst

hat,

hat, so kann die Gewalt niemals diejenigen davon ausschließen, die sich darinn festgesetzt haben. Ludwig XIV. erfuhr es. Ihr, die ihr die Sorge auf euch habt, die Menschen zu regieren, ihr Regenten, lernt sie auch kennen, studiert ihre Leidenschaften, um sie durch selbige zu lenken. Wisset, daß ein Fürst, der zu seinen Unterthanen sagt, eure Religion mißfällt mir, ihr sollt sie abschwören, ich will es haben, daß der Galgen und Räder errichten darf, und seine Henker können sich in Bereitschaft halten.

Ludwig XIV. übertrug die Ausführung seines nach der Religion gottlosen, nach der Staatskunst thörichten Entwurfs zwey eben so ungestümmen Ministern, als er war; zwey Männern, welche die Protestanten haßten, weil Colbert sich deren bedient hatte; einem Lettellier, einem harten und schwärmerischen Menschen; einem Louvois, der grausam und blutdürstig war; dieser hatte die Meynung, daß man Holland unter Wasser setzen sollte, und er war es, der die Pfalz in Asche verwandeln ließ. Auf den geringsten Vorwand schloß man dem Reformirten seine Kirche; man schloß ihn von den königlichen Pächten aus; er konnte in keine Zunft mehr eintretten; man setzte seine Geistlichen auf die Steuerliste; man beraubte ihre Schultheißen des Adels; man verwandte die Vermächtnisse, die sie ihrem Kirchenrath gemacht hatten, auf die Spitäler; die Officiere des königlichen Hauses, die königlichen Sekretäre, die Notarien, Advokaten, Prokuratoren erhielten Befehl, ihre Stellen oder ihren Glauben zu verlassen. Die Thorheit folgte auf

die

die Gewaltthätigkeit. Ein Befehl des Staatsraths vom Jahr 1681 berechtigte die Kinder von sieben Jahren, ihrem Glauben zu entsagen. Kinder von sieben Jahren, die einen Glauben haben sollen! die einen bürgerlichen Willen haben sollen! die daraus eine öffentliche Verhandlung machen sollen! Also können Regenten und Priester sowohl aus Kindern Männer, als aus Männern Kinder machen!

Aber man mußte die Kinder der Gewalt der Eltern entziehen. Die Gewalt sorgte dafür. Soldaten nahmen Kinder aus dem väterlichen Haus weg, und quartierten sich dagegen ein. Ein trostloses Geschrey erscholl von einem Ende des Königreichs zum andern. Man suchte, dem Unterdrücker zu entgehen. Ganze Familien verließen ihre Wohnungen, die zu Wachthäuser gemacht wurden. Die Nebenbuhler von Frankreich boten ihnen Zuflucht an. Amsterdam vergrößerte sich um tausend Häuser, die sie erwarteten. Die Provinzen wurden entvölkert. Die Regierung sah diese Auswanderungen, und wurde darüber unruhig. Die Galeeren wurden dem fliehenden Künstler und Matrosen bestimmt. Man verschloß die Zugänge. Man vergaß nichts, was den Werth des Opfers vergrößern konnte, und mehr als 500,000 nützliche Bürger entwischen unter der Gefahr, unter Wegs die Marterkrone zu empfangen.

Mitten unter diesen Abscheulichkeiten im Jahr 1685 erschien der unglückliche Wiederruf des Edicts von Nantes. Den eigensinnigen Predigern wurde be-

fohlen, binnen vierzehn Tagen unter Bedrohung der Todesstrafe aus dem Königreich zu gehen. Die Kinder werden den Armen ihrer Eltern entrissen. Und dieses thun Männer von Nachdenken; eine Versammlung ernsthafter Personen; ein oberster Gerichtshof, der solche Abscheulichkeiten billigt! Sie waren Väter, und erzittern nicht, daß das heiligste Gesetz der Natur auf ihren Befehl gebrochen wird!

Indessen wurden die Gemüther erhitzt. Die Protestanten versammelten sich. Man griff sie an. Sie vertheidigten sich. Man sandte Dragoner gegen sie. Und nun waren die Weiler, die Dörfer, die Felder, die Landstraßen, die Zugänge zu den Städten mit Leichnamen besäet, und mit Blut überschwemmt. Die Intendanten der Provinzen machten sich den Ruhm der Barbarey streitig, einige Geistliche unterstanden sich, zu predigen und zu schreiben. Sie wurden ergriffen und hingerichtet. Bald war die Anzahl der Gefängnisse nicht für die Anzahl der Verfolgten hinreichend, und der Wille eines einzigen kann so viele unglücklich machen! Er spricht, und die bürgerlichen und sittlichen Bande zerreissen! Er spricht, und tausend durch ihre Tugenden, durch ihre Würden und ihre Talente achtungswürdige Bürger werden dem Tod und der Beschimpfung übergeben. O Völker, o schwache und niederträchtige Heerden!

Und du blinder Tyrann! weil deine Priester die überredende Kunst nicht besitzen, die ihren Gründen den Sieg gewähret; weil sie in dem

Geist

Geist dieser Unschuldigen, die durch die Erziehung die fein gegrabene Züge nicht auslöschen können, weil diese weder Niederträchtige, noch Heuchler, noch Schandflecke seyn wollen, weil sie mehr ihrem Gott, als dir gehorchen wollen, so must du sie berauben, in Fesseln legen, verbrennen, aufhängen, und ihre Körper schleifen? Da du ihnen deinen Schutz entziehest, weil sie nicht, wie du denken, warum sollten sie dir nicht den Gehorsam entziehen, weil du nicht, wie sie denkest? Du bist es, der den Vertrag bricht.

Die Kirchen der Protestanten sind zerstört. Ihre Geistlichen sind hingerichtet oder entflohen. Hat das Fliehen der Verfolgten deswegen inne gehalten? Nein. Welche Parthie wird man ergreifen? Man wird sich einbilden, daß das Fliehen sich vermindern wird, wenn der Ausgang frey seyn wird. Man wird sich betrügen, und nachdem die Zugänge eröffnet seyn werden, wird man sie zum zweytenmal mit eben so wenig Erfolg als das erstemal wieder verschließen.

Die erschröckliche Wunde, die damals der Geist der Schwärmerey der Nation geschlagen hat, hat bis auf unsere Tage fortgeblutet, und wird noch lange Zeit bluten. Zusammengeschmolzene Armeen entstehen wieder. Eroberte Provinzen erholen sich wieder. Aber die Auswanderung nützlicher Menschen, welche, indem sie ihren Fleiß und ihre Talente zu fremden Nationen bringen, sie plötzlich eben so hoch als die Nation, die sie verlassen haben, empor schwingen, ist ein Unglück, das sich nicht wieder ersetzen läßt. Der Weltbürger, dessen weitumfassende Seele den

Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts überdenkt, wird sich vielleicht darüber trösten; der Patriot aber wird niemals aufhören, sich darüber zu betrüben.

Dieser Patriot ist es, der in diesem Augenblick zu den Königen sagt: Herren der Erde, wenn ein Mensch unter dem Namen eines Priesters seinen Eigennutz mit der vorgegebenen Ehre eines Gottes wird zu vereinigen wissen; wenn sein verdachtvoller Haß den Namen dieses Gottes, den er nicht ermangeln wird, als eifersüchtig und grausam abzumahlen, dazu dienen lassen wird, um gegen denjenigen Verfolgung zu erregen, der nicht, wie er denken wird, oder um bestimmter zu reden, der nicht so denken wird, wie er will, daß man denken soll, so ist es Unglück für euch und eure Unterthanen, wenn ihr ihn anhöret.

Gleichwohl wandten überall die französischen in verschiedene Theile der Welt zerstreuten Protestanten ihre traurigen Blicke gegen ihr altes Vaterland. Diejenigen, die eine Zuflucht im nördlichen Amerika gefunden hatten, da sie zweifelten, daß sie jemals ihre ersten Wohnungen wieder sehen würden, wollten wenigstens mit derjenigen liebenswürdigen Nation vereiniget seyn, deren Tyranney sie getrennt hatte. Sie machten das Anerbieten, daß sie ihren Fleiß und ihre Kapitalien nach Louisiana bringen wollten, wenn ihnen nur erlaubt würde, ihren Gottesdienst daselbst auszuüben. Das Unglück des Staats wollte, daß der Aberglaube Ludwigs XIV, daß die Schwachheit des Regenten diese Vorschläge verwarfen.

Was

Was haben aber wohl die Lehrsätze der Religion mit den Rücksichten des Ministeriums zu thun? Mich dünkt nicht mehr, als die Verordnung des Arzts mit seinen Lehrsätzen, zu denen er sich bekennt. Ist dem Kranken jemals beygefallen, den Dumoulin zu fragen, ob er in die Predigt gehe, worinn man predige, ob er an Gott glaube oder nicht? Herren der Erde, derjenige, der seine Sonne leuchten läßt über die Gegenden der Rechtgläubigen und über die ketzerischen Gegenden; derjenige, der seinen befruchtenden Thau auf ihre Felder fallen läßt, sagt der euch nicht augenscheinlich und mit Macht, wie sehr es euch gleichgültig seyn muß, durch welche Menschen sie bevölkert, durch welche Menschen sie gebaut werden? Euch kömmt es zu, sie alle zu beschützen; euch kömmt es zu, ihre Arbeiten aufzumuntern; euch kömmt es zu, ihren Fleiß und ihre Tugenden empor zu bringen. Ihm gebührt es, im Grund ihrer Herzen zu lesen und sie zu beurtheilen. Macht er die Mütter der Reformirten unfruchtbar, oder erstickt er das Kind im Schooße der lutherischen Mütter, wenn sie schwanger sind? Wie untersteht ihr euch dann, denjenigen zur Landesverweisung, zum Tod, zum Elend, das ärger ist, als derselbe, zu verweisen, den euer Vater und der ihrige zu leben und glücklich zu seyn erlaubt? Weil man die Messe nicht mitgemacht, und die Vesper in Louisiana nicht mitgesungen hat, sollten deswegen die Erndten weniger vortrefflich, und weniger nützlich seyn? Wenn eine Gegend ganz mit Rechtgläubigen bevölkert gewesen wäre, und einige Staatsursache euch zu deren Eroberung angereitzt hätte, würdet

ihr sie alle ohne Bedenken erwürgt haben, und sollte ihr ihren Anbau Ketzern anvertraut haben? Welch' fremde Wuth beseelt euch dann? Die Gleichheit des Gottesdienstes hält eure Grausamkeit nicht auf; die Verschiedenheit erregt sie. Steht es der Würde eines Vorstehers des Staats wohl an, seine Aufführung nach dem schwärmerischen Geist und den eingeschränkten Einsichten eines Seminarium Vorstehers einzurichten? Ist es Klugheit von ihm, unter die Zahl seiner Unterthanen nur Sklaven seiner Priester zuzulassen? Daß ein kleinmüthiger, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen gedemüthigter Monarch dahin gebracht worden, das Unglück durch die Wiederrufung eines heilsamen Edikts vollkommen zu machen, daß die Abergläubische und Heuchler, die ihn umgaben, ihn von Folge zu Folge verleitet haben, die vortheilhaften Vorschläge der Religionsverwandten der neuen Welt zu verwerfen, darüber bin ich nicht erstaunt; aber daß Betrachtungen, die man mit Recht mönchsartig nennen kann, die nemliche Macht auf einen aufgeklärten Prinzen, der das Ruder der Regierung nach dem alten Monarchen in Handen hatte, und den man gewiß niemals für bigott hielt, gehabt haben, das ist mir ein Räthsel.

Ohne dieses schlimme System würde vielleicht Louisiana nicht so lange Zeit kraftlos danieder gelegen seyn, wenn man nicht gleich im Anfang den Fehler begangen hätte, Ländereyen aufs Gerathewohl und nach den Grillen derer, die sie verlangten, auszutheilen. Unermeßliche Wüsteneyen hätten nicht die Koloniſten von einander

getrennt.

getrennt. In einem gemeinschaftlichen Punkt vereinigt, hätten sie einander gegenseitige Dienste leisten; und indem sie unter einerley Gesetze lebten, alle Vortheile einer regelmäßigen und wohlgeordneten Gesellschaft genießen können. So wie die Menschenzahl gewachsen wäre, so hätte sich das Ausreuten weiter erstreckt. Anstatt einiger Horden von Wilden hätte man eine blühende Kolonie entstehen sehen, die vielleicht eine mächtige Nation geworden wäre. Wie viele Vortheile wären nicht daraus für Frankreich selbst entsprungen!

Dieser Staat, der jährlich achtzehn bis zwanzig Millionen Pfund Toback kauft, hätte dieses Erzeugniß leicht in Louisiana anbauen lassen; und aus dieser Kolonie alle den, den es verbraucht, beziehen können. So dachte und hofte die Regierung, als sie diese Pflanze in Frankreich ausrotten ließ. In der Ueberzeugung, daß die Ländereyen dieser Provinzen geschickt wären, reichere und wichtigere Erzeugnisse hervorzubringen, glaubte sie dem Hauptland sowohl, als der Kolonie einen Dienst zu erzeigen, wenn sie dieser auflebenden Kolonie den Absatz desjenigen Erzeugnisses versicherte, das am wenigsten Zeit, Erfahrung und Unkosten erforderte. Der Mißkredit, worein Law, der Urheber dieses Projekts verfiel, machte, daß seine vernünftigsten Vorschläge eben sowohl zu Wasser wurden, als diejenigen, die nur eine zügellose Einbildungskraft zum Grund hatten. Die Blindheit des Ministeriums wurde durch das Privatinteresse der Finanzpächter unterhalten, und es ist keines der geringsten Uebel, welche das Finanzwesen der Monarchie angethan hat.

Die Reichthümer, die der Toback der Kolonie verschaft hätte, hätten ihr die Augen über die Nutzbarkeit der schönen und grossen Wiesen geöffnet, davon sie voll ist. Bald wären sie mit zahlreichen Heerden bedeckt gewesen, deren Felle das Hauptland von der Nothwendigkeit befreyt hätte, von verschiedenen Völkern welche zu kaufen; und deren gesalzenes und zubereitetes Fleisch die Stelle des fremden Rindfleisches in den Inseln vertreten hätte. Wenn sich nachher die Pferde und Maulthiere nach eben dem Verhältniß vermehrt hätten, als das Hornvieh, so hätte das auch die französischen Kolonien aus der Abhängigkeit gezogen, worinn sie wegen dieses unentbehrlichen Artikels von jeher unter den Spaniern und Engländern gestanden haben.

Wären die Gemüther einmal in Bewegung gesetzt gewesen, so hätten sie sich von einem Zweig des Fleißes zum andern erhoben. Hätten sie den Schiffsbau wohl unterlassen können? Das Land war mit dem zum Rumpf des Schiffes nöthigen Holz bedeckt. Mastwerk und Teer befand sich in den Fichten, wovon die ganze Küste voll stand. Eichenholz zur Schiffsverkleidung war auch da, und man konnte an dessen Stelle die Cypresse gebrauchen, die sich nicht so leicht spaltet, wirft oder bricht, der man durch etwas mehr Dicke leicht das, was ihr an Härte und Stärke abgeht, hätte geben können. Es war leicht zu Segeln und Seilwerk, Hanf anzupflanzen. Man wäre nur genöthiget gewesen, Eisen aus andern Gegenden zu beziehen. Ob es schon mehr als wahrscheinlich ist, daß es Eisenbergwerke in Louisiana giebt.

Die

Die auf die Art ohne Kosten, ja sogar mit Vortheil gereuteten Wälder hätten dem Getraid, dem Indigo, ja selbst der Seide den Boden frey gelassen, wenn erst eine starke Menschenanzahl erlaubt hätte, sich dieser Beschäftigung, wozu die sanfte Himmelsluft, die Menge der Maulbeerbäume, einige glückliche Erfahrungen unaufhörlich ermunterten, zu überlassen. Was hätte man nicht aus einer Besitzung gemacht, wo der Himmel gemäßigt, der Boden flach, unberührt und fruchtbar ist, und der bis dahin von einigen so unfleißigen, als ungeschickten Landstreichern weniger bewohnt, als durchlaufen worden war?

Wenn Louisiana zu der Fruchtbarkeit gelangt wäre, welche die Natur daselbst von des Menschen Hand zu erwarten schien, so hätte man die Einfahrt in dieses Land gar bald leichter und bequemer gemacht. Mit anhaltender Sorgfalt hätte man es ohne großen Kosten bewerkstelligen können. Vielleicht brauchte man nur durch die Bäume, die der Fluß mit sich fortschleppt, die Menge kleiner Pässe zu verstopfen, und die ganze Kraft des Stroms in einen einzigen Kanal zu versammeln. Wenn die Weiche des Bodens, die Schnelligkeit des Flußes, das Zurücklaufen des Meers diesem Entwurf unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt hätte, so würde das Genie Mittel dagegen gefunden haben. Alle Künste, alle Güter wären eins aus dem andern entsprungen, um in dieser großen Ebene Amerikas eine blühende und kraftvolle Kolonie zu bilden.

Diese Aussicht, die man nie anders, als von Ferne gesehen, schien bey dem letztern Frieden

etwas

etwas näher zu kommen. Die Einwohner, denen die Schatzkammer 7,000,000 Liv. schuldig war, die meistens durch lasterhafte Handlungen erworben waren, da sie niemals hoffen konnten, für diese unehrliche Schuld bezahlt zu werden, oder sich wenigstens nur schmeicheln durften, spat und unvollkommen bezahlt zu werden, lenkten glücklicherweise ihre Arbeiten auf wichtige Erzeugnisse. Sie sahen ihren Handel mit einem Theil des Pelzwerks vermehrt, welchen ehemals Canada an sich gezogen hatte. Die französischen Inseln, deren Bedürfnisse sich beständig vermehrten, und deren Quellen abnahmen, verlangten mehr Holz und Lebensmittel von ihnen. Der Schleichhandel mit Mexiko, den der Krieg unterbrochen hatte, nahm wieder seinen Gang. Die Seefahrer des Hauptlandes, die von einem Theil der Handelsplätze, die sie vorher besucht hatten, ausgeschlossen waren, lenkten ihre Segel gegen den Missisipi, dessen zu lange verlassene Ufer endlich bewohnt wurden. Schon hatten sich zweyhundert Familien Arkadier daselbst niedergelassen, und die übrigen unglücklichen Reste der Nation, die in den englischen Kolonien zerstreut waren, rüsteten sich, ihnen nachzufolgen. Die nemlichen Neigungen bemerkte man an verschiedenen Kolonisten, von St. Vincent und Grenada, die mit ihren neuen Herren unzufrieden waren. Zwölf bis fünfzehn hundert Canadier hatten sich nach Louisiana auf den Weg gemacht, und viele andere sollten ihnen nachfolgen. Man hat sogar wichtige Ursachen zu glauben, daß eine ziemlich große Anzahl römisch Katholischer aus den brittischen Besitzungen in dieses weitläufige und schöne Land ziehen würden.

X.

X.

Das französische Ministerium tritt Louisiana an Spanien ab. Hatte es das Recht dazu?

So war die Lage der Dinge, als der Hof von Versailles den 21 April des Jahrs 1764 den Einwohnern von Louisiana anzeigte, daß man das Eigenthum ihres Landes durch ein geheimes Verständniß vom 3ten November 1762 dem Hof zu Madrid überlassen habe. Die Unthätigkeit dieser Kolonie, die Hindernisse, die sich ihrer Verbesserung entgegen setzten, die Unmöglichkeit, sie in den Stand zu setzen; der ganzen Macht, der auf ihrer Gränze vereinigten Feinde zu widerstehen; diese Betrachtungen mußten das französische Ministerium leicht dahin bringen, diese dem Anschein nach so beträchtliche Abtrettung zu thun. Aber was für ein Beweggrund brachte Spanien dazu, sie anzunehmen? War es für selbiges nicht besser, daß es zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe freywillig Florida aufopferte, als daß es im Tausch eine Besitzung annahm, dessen Vertheidigung ihm unmöglich war? Wenn es ein Schutzplatz gegen die Unternehmungen, die eine stolze, mächtige und thätige Macht gegen Mexiko entwerfen könnte, seyn sollte, war es nicht ihrem Vortheil gemäßer, daß ein getreuer Alliirter den ersten Stolz auszuhalten gehabt hätte, der ihn sodann von dem Ungewitter gewarnt, und ihm Zeit gegeben hätte, es zu bezwingen?

Von welcher Seite aber auch die Staatskunst diesen Vorfall ansehen will, so wird es allzeit vor dem Richterstuhl der Sittenlehre ein Verbrechen seyn, daß man Bürger an eine fremde Macht verkauft oder überlassen hat.

Und wirklich mit welchem Recht kann ein Prinz über ein Volk befehlen, das keinen andern Herrn haben will?

Sind die Nationen den Königen zu allem, und die Könige den Nationen zu nichts verpflichtet? Was heißt sodann das Völkerrecht? Ist es dann weiter nichts, als das Fürstenrecht? Die Fürsten haben ihre Macht, sagen sie, von Gott allein. Dieser durch die Klerisey erfundene Grundsatz, der die Könige nur darum über die Unterthanen setzt, um den Königen selbst im Namen der Gottheit zu gebieten, ist also weiter nichts, als eine eiserne Kette, die eine ganze Nation unter den Füßen eines Mannes gebunden hält? Also ist kein gegenseitiges Band von Liebe und Tugend, Vortheil und Treue der Grund, warum eine Familie unter einer Gesellschaft regiert? Ist der Gehorsam der Völker ein Gewissensgesetz, das Gott allein vorgeschrieben hat, können sie dann an die Ausleger dieses Willens, gegen den Mißbrauch, der diesem großen Wesen untergeordneten Gewalt appelliren? Macht man aus dem leidenden Gehorsam ein Religionsgesetz, so ist es, wie alle andere Religionsgesetze dem Richterstuhl des Gewissens unterworfen; und in dem Zustand, wo man Gottes Gesetz für das erste erkennt, muß man warten, bis die Entscheidung der Kirche

dem

dem Gewissen Licht und Anleitung giebt, über die Gränzen und die Beschaffenheit der Macht der Könige. Umsonst wird man sagen, daß die göttlichen Bücher es selbst gebieten, den Mächten der Erde zu gehorchen. Der Kirche ist der Buchstabe und der Sinn dieser Bücher, und durch die Kirche den Nationen, von denen sie angenommen worden sind, geoffenbart worden. Sie allein kann also wissen, wie weit und zu welchem Zweck Gott seine Gewalt den Mächten der Erde anvertraut hat. Die Könige, sobald sie sich auf Texte der Bibel stützen, begeben sie sich unter die Vormundschaft der Diener des Evangeliums. Wenn sie also die Waffen der Klerisey borgen, um die Unterthanen in Fesseln zu erhalten, so kann die Klerisey ihre eigene Waffen wieder ergreifen, und sich ihrer wider die Könige bedienen. Sie wird im Evangelium selbst, wo diese das Recht zu regieren hergenommen haben, einen Schild, um ihn dem Degen, und ein Schwerd dem Schwerd entgegen zu setzen finden.

Umsonst also nehmen die Fürsten ihre Zuflucht zum Himmel, um ihre Rechte vorzuhalten, wenn sie ihre Pflichten verletzen. Das Gesetz, das sie anrufen, erhebt sich wider sie. Es donnert und zerschmettert sie durch den Mund der Priester. Es schreyt im Innersten des Herzens eines Volks, das wehklagt. Also ist ihre Macht nichts desto weniger bedingt, erbettelt, Auslegungen unterworfen; sie ist durch das Religionsgesetzbuch, wo sie selbe geschöpft haben, nicht weniger eingeschränkt, als sie es durch das natürliche Gesetzbuch der Nationen seyn muß; denn ist die Religion

ligion der alleinige Zügel des Despotismus der einzigen Gewalt, die da glaubt, sie sey von Gott eingesetzt, und weil alsdann die Gründe dieser Macht nicht deutlicher seyn können, als die Lehrsätze und die Gründe der Religion, die ihr zum Fundament dienen, so fällt der Despot in die Hände der Klerisey, wenn das Volk in Gewissenssachen durch die Priester regiert wird; oder in die Willkühr seiner Unterthanen, weil diese in Ermanglung der Priester selbst Richter in Glaubenssachen sind.

Aber warum wollte es sich die Oberherrschaft verbergen, daß sie vom Volk entspringt? Die Natur, die Erfahrung, die Geschichte, die innere Empfindung lehren es die Könige genug, daß alles, was sie besitzen, sie mögen es durch die Gewalt der Waffen erobert, oder durch Verträge erworben haben, von den Unterthanen herkommt. Da man von dem Volk alle Früchte des Gehorsams erhält, warum will man nicht alle Rechte der höchsten Gewalt von ihm annehmen? Was hat man von dem freyen Willen, der sich ergiebt, zu befürchten, und was gewinnt man bey dem Mißbrauch einer Macht, die man an sich reißt? Muß man sie nicht durch die Gewalt erhalten, wenn man sich solcher durch Ueberraschung bemächtiget? Und wie groß ist wohl das Glück eines Prinzen, der nur durch Gewalt befiehlt, und dem man nur aus Furcht gehorcht? Ist er ruhig auf dem Thron, wenn er sich, um zu regieren, gezwungen sieht, zu sagen, daß er nur von Gott seine Krone erhalten habe? Erhält nicht jeder Mensch noch mehr, als sein Leben

und seine Freyheit, von Gott das unaufhaltbare Recht nur durch Vernunft und Gerechtigkeit regiert zu werden?

Was hat man aber nöthig, den geheiligten Namen Gottes anzurufen, der so leicht zu mißbrauchen ist? In den unglücklichen Jahrhunderten der Religionsschwärmerey konnte man die durch ansteckende Schwärmerey verwirrten Köpfe mit bedeutenden Worten unterhalten. Aber bey der stillen Ruhe des Friedens und der Vernunft, wenn sich ein Staat durch den Geist der Untersuchung und Berechnung, durch die Prüfung und Entdeckung nützlicher Wahrheiten, welche die Naturlehre der Sittenlehre zur Unterstützung der Staatskunst darbietet, gebildet, vergrößert und befestiget hat, ist es da noch nöthig, die Grundstützen einer gesetzmäßigen Gewalt in den Finsternissen der Unwissenheit und des Irrthums zu suchen? Das Wohl und das Glück der Völker, dieses ist das vornehmste Gesetz, von dem alle andere abhängen, und das kein höheres erkennt. Dies ist unstreitig das wahre Grundgesetz aller Gesellschaften. Durch dieses muß man die besondere Gesetze, die alle von diesem Grundsatz ausgehen, und dessen Entwicklung und Stütze seyn sollen, erklären.

Wenn man nun diese Regel auf die Theilungs- und Uebergabsverträge, welche die Könige unter sich errichten, anwendet, sieht man wohl daraus, daß sie das Recht haben, die Völker zu kaufen, zu verkaufen und auszuwechseln, ohne sie darum zu befragen? Wie? die Fürsten sollten sich des barbarischen Rechts anmaßen, ihre Provinzen und

Unterthanen, wie bewegliche und unbewegliche Güter zu veräußern und zu versetzen, während daß die Abfindungsgelder (Apanage) ihrer Häuser, die Wälder ihrer Herrschaften, die Juwelen ihrer Krone, unveränderliche und geheiligte Gegenstände sind, welche man auch bey den dringendsten Bedürfnissen des Staats nicht angreifen darf? Ich höre eine Stimme, die aus dem Innersten von Amerika ruft, es ist die Stimme einer zahlreichen Kolonie. Sie spricht also zu ihrem Mutterlande:

„ Was that ich dir, daß du mich einem Fremden übergiebst? Bin ich nicht aus deinem „ Schooß entsprungen? Habe ich nicht für dich „ allein gesäet, gepflanzt, gebaut, geerndtet? „ Versprachst du nicht, als mich deine Schiffe „ an diese Ufer, die von deinem glücklichen „ Klima so sehr verschieden sind, setzten, mich allzeit „ mit deinen Waffen und Segeln zu schützen? „ Habe ich nicht für deine Rechte gestritten, und „ das Land vertheidigt, das du mir gegeben hast? „ Habe ich nicht, nachdem ich es mit meinem „ Schweiß fruchtbar gemacht, es mit meinem „ Blut besprengt, um es dir zu erhalten? Deine „ Kinder sind meine Väter oder meine Brüder, „ deine Gesetze waren mein Ruhm, und dein „ Name meine Ehre. Ich bestrebte mich, diesen „ Namen selbst bey den Nationen, die ihn nicht „ kannten, berühmt zu machen. Ich hatte dir „ unter den Wilden Bundesgenossen und Freunde „ gemacht. Ich glaubte sehr gerne, daß ich eines „ Tags deinen Nebenbuhlern gleich, und der

„ Schrö-

„ Schröcken deiner Feinde werden könnte. Aber
„ nein, du verließest mich. Du hast mich ohne
„ mein Wissen durch einen Kauf verpflichtet,
„ dessen Geheimniß selbst eine Verrätherey war.
„ Unempfindliche, undankbare Mutter, konntest
„ du gegen das Gelübde der Natur die Bande
„ zerreissen, die mich an dich, selbst durch meine
„ Geburt fesselten? Als ich dir durch den Tri-
„ but meiner beschwerlichen Arbeiten das Blut
„ und die Milch wieder gab, welche ich aus
„ deinen Adern erhalten hatte, so trachtete ich nur
„ nach dem Trost, unter deinen Gesetzen zu leben
„ und zu sterben. Du wolltest es nicht. Du
„ hast mich meiner Famile entrissen, um mich
„ einem Herrn zu geben, den ich nicht gewählt
„ hatte. Gieb mir, Grausame, meinen Vater
„ wieder; gieb mich demjenigen wieder, dessen
„ Namen ich von meiner zartesten Kindheit an
„ zu stammeln gelernt habe. Du kannst mich
„ zwar wider meinen Willen dem Joch unterwer-
„ fen, das mein Herz verwirft, aber nur auf
„ einige Zeit. Ich werde vor Schmerz und
„ Schwachheit verschmachten und umkommen,
„ oder wenn ich einiges Leben und Kräfte wieder
„ gewinne, so wird es deswegen geschehen, um
„ mich den Fesseln zu entreissen, die ich verfluche,
„ und sollte ich mich auch deinen Feinden über-
„ liefern. “

XI.

Betragen der Spanier in Louisiana.

Diese Abneigung der Einwohner von Louisiana gegen die spanische Herrschaft veranlaßte keine Veränderungen in den Einrichtungen der Höfe von Madrid und Versailles. Den 28 Hornung des Jahrs 1766 kam M. Ulloa in der Kolonie mit achtzig Mann seiner Nation an. Die Besitznehmung sollte nach den gewöhnlichen Regeln auf seine Landung folgen. Hier geschah es nicht. Die Befehle giengen im Namen des Königs in Frankreich fort; die Gerechtigkeitspflege wurde durch seine Obrigkeitspersonen fortgesetzt, und die Truppen hörten nicht auf, ihren Dienst unter seiner Fahne zu verrichten. Immer ertheilte noch der Vicekönig Ludwigs des XV. die Befehle. Alle diese Ursachen machten die Einwohner glauben, daß Karl der III. das Land erst prüfen wolle, und daß er sich entschließen würde, es anzunehmen, oder es von sich zu weisen, je nachdem er es für seine Macht nützlich oder schädlich halten würde. Diese Untersuchung wurde durch einen Agenten gemacht, der einen nicht sehr günstigen Begriff von der Gegend, die er zu prüfen gekommen war, zu nehmen schien, und es war billig zu glauben, daß er seinem Herrn die Lust dazu benehmen würde.

Man schmeichelte sich ziemlich allgemein mit dieser Einbildung, als ein aus Spanien angelangtes Gesetz Louisiana alle Handelsverbindung mit

mit denjenigen Marktplätzen untersagte, die bis daher zur Ausfuhr seiner Erzeugnisse gedient hatten. Dieser traurige Befehl wurde allen Zeugnissen zufolge von einem unerträglichen Stolz, von gehäßigen Monopolen, von wiederholten Verordnungen einer willkührlichen Macht begleitet, Uebel, die um so trauriger waren, als sie das Werk des französischen Befehlshabers zu seyn schienen, welchen der Ulloa sich so weit unterworfen hatte, daß er sich zum niederträchtigen Werkzeug aller seiner Grillen machen ließ. Vielleicht waren diese Beschuldigungen übertrieben? Aber man hätte nicht alle Maaßregeln, welche die eingenommenen Gemüther aus dem Irrthum hätten ziehen, und die erbitterten Herzen zurückführen können, verachten sollen.

Diese Verachtung, die als die gröste Beleidigung, als das Uebermaaß der Tyranney angesehen wurde, brachte das Volk zur Verzweiflung. Ein unfehlbares Mittel, zum Glück und zur Ruhe zu gelangen, zeigte sich ihnen. Sie hatten nur über den Fluß zu fahren, um es zu finden. Die englische Regierung drang in sie, ein vortreffliches Land, Ermunterungen zum Anbau und alle Vorzüge der Freyheit anzunehmen, aber ein geliebtes, ein geheiligtes Band fesselte sie an ihr Vaterland. Lieber wollten sie von dem Staatsrath verlangen, daß Ulloa genöthiget werden sollte, sich zurückzuziehen, und daß die Besitznehmung, die er bis dahin verschoben hatte, ihm nicht erlaubt werden möchte, bevor der Hof von Versailles die Vorstellungen der Kolonie angehört hatte. Der Gerichtshof gab den verlangten

Befehl den 28ten October des Jahrs 1768, und die Spanier schifften sich ruhig auf der Fregatte ein, die sie herbeygeführt hatte. Während der drey Tage, die dieser große Vorfall dauerte, entstand nicht die geringste Unruhe, und nicht die mindeste Unanständigkeit in Neuorleans. Als er geendigt war, griffen die Einwohner der Stadt und die vom untern Louisiana, die in ihren Gesinnungen sich vereiniget hatten, um diese Veränderung zubewirken, wieder zu ihren Arbeiten, in der tröstlichen Hoffnung, daß ihr Betragen von dem französischen Hof Beyfall erhalten würde.

Der Erfolg entsprach ihrer Erwartung nicht. Die Abgeordneten der Kolonie kamen erst sechs Wochen nach dem Ulloa in Europa an, und sie fanden das Ministerium zu Versailles über das Vorgegangene sehr unzufrieden, oder wenigstens schien es so zu seyn. Diese Anordnungen wurden laut von der Nation getadelt, welche in den Kolonisten von Louisiana nichts als edelmüthige Menschen sahen, deren ganzes Laster darinn bestand, daß sie für ihr Mutterland eine unbegränzte Anhänglichkeit hatten. Es erhob sich zu ihren Gunsten ein so allgemeines und so auffallendes Geschrey, daß die Regierung sich mit Wohlstand nicht entbrechen konnte, einige Neigung gegen diese Unglücklichen zu zeigen. Dieses spate Mitleiden hatte keine Wirkung. Der Hof von Madrid, der es vorausgesehen, hatte plötzlich den Herrn Orelly nach der Insel Cuba abgesandt. Hier hatte dieser General drey tausend Mann regulirter Truppen oder Militz aufgenommen,

men, die er auf 25 Ueberfahrtsschiffen einschiffte, und den 25 Juli des Jahrs 1769 ließ er seine Flagge an der Mündung des Mississipi sehen.

Bey dieser Nachricht überließen sich alle Herzen einer unaussprechlichen Wuth gegen ein Vaterland, das eine ihm ergebene Kolonie gegen eine Macht, die über ein Volk herrschen will, das ihr unmenschliches Joch verwirft, so freywillig aufopfert. Man machte Anstalten, die Landung der Truppen zu hindern, und die Schiffe, die sie herbeyführten, zu verbrennen. Nichts war leichter, wenn man denjenigen glauben will, welche die Lage der Oerter sehr gut kannten. Die Folgen dieses verwegenen Entschlußes waren nicht so gefährlich, als sie es beym ersten Anblick scheinen konnten. Die Einwohner von Louisiana konnten hoffen, eine unabhängige Republik zu errichten. Wenn sie Spanien und Frankreich mit zu großer Macht angreifen wollten, so begaben sie sich unter den Schutz Englands, und wenn endlich Großbritannien sich in einer solchen Lage befunden hätte, daß es ihnen keine Unterstützung leisten konnte, so blieb ihnen doch noch zur letzten Zuflucht übrig, an das östliche Ufer des Flußes mit ihren Sklaven, Heerden und Habschaft zu fliehen.

Man war in Erwartung erstaunlicher Begebenheiten, als die Versprechungen des spanischen Generals, die dringenden Bitten des Aubry, dieses schwachen französischen Befehlshabers, dessen Unvermögenheit alles verloren hatte, und die sehr heftigen Reden einer beredten Obrigkeitsperson die Gährung stillten. Niemand widersetzte

sich dem Anrücken der kleinen Flotte, welche den 17 August vor Neuorleans ankam. Den folgenden Tag wurden alle Bürger des Gehorsams, den sie ihrem ersten Vaterland schuldig waren, entlassen. Man nahm von der Kolonie im Namen ihres neuen Herrn Besitz, und die folgenden Tage leisteten diejenigen der Einwohner, welche das kastilianische Joch zu tragen Willens waren, den Eid der Treue.

Alles war vollendet, alles, die Rache ausgenommen. Man verlangte Opfer. Es wurden zwölf der angesehensten aus dem Soldaten- dem obrigkeitlichen und dem Handelsstand ausgewählt. Sechs dieser edelmüthigen Männer bezahlten mit ihrem Kopf die Achtung, die sie genoßen. Die andere, vielleicht noch unglücklichere mußten in den Gefängnissen von Havana schmachten; und dieses abscheuliche Trauerspiel hatte das spanische Ministerium angeordnet? und das französische Ministerium bezeugte darüber keinen Unwillen?

Unmenschliche Gebietere, grausame Oberherren, wen wird die Lust anwandeln, euch anzugehören? Wer wird geneigt seyn, sich euern Unterthanen zu nennen? Wer wird euch dienen wollen? Ihr handelt mit euren Kolonisten gegen das Recht der Natur, gegen das Völkerrecht, wie mit einer Heerde Vieh, ihr übergebt sie ohne ihre Einwilligung. Und wenn sie dann herbeygelaufen wären, die Fackel in einer Hand, und den Dolch in der andern; wenn sie die spanischen Schiffe verbrannt hätten; wenn sie den Ueberbringer der

Be-

Befehle des Hofs zu Madrid ermordet hätten, welcher Mund ist niederträchtig genug, sie deswegen zu tadeln? Hätte die französische Regierung wegen einer Empörung, deren Heftigkeit nur das Maaß der Ergebenheit gewesen wäre, die man für sie hatte, beleidigt seyn können? Hätte nicht die spanische Regierung die Züchtigung, die sie verdient hätte, empfangen? Allein sie blieben ruhig; sie unterwarfen sich mit Ergebenheit dem neuen Joch, das man ihnen auferlegte; sie erstickten das Murren ihres Herzens, um den abgeforderten Eid zu leisten. Barbaren, blutdürstige, treulose Spanier, sie schwuren, euch treu zu seyn, und in dem nemlichen Augenblick zeichnen eure Augen unter der Menge die ersten Opfer eurer Gewalt aus. Dumme, niederträchtige Kolonisten, wo seyd ihr? Was macht ihr? Man schleppt eure Freunde, eure Eltern, eure Oberhäupter, eure Vertheidiger, die Gegenstände eurer Zärtlichkeit und eurer Hochachtung zum Blutgerüste, man stürzt sie in die finstere Gefängnisse, und ihr bleibt unbeweglich? Wenn und um welche Ursache werdet ihr euch der Gefahr des Todes aussetzen? Kommt wenigstens, lernt die Macht kennen, unter welcher ihr leben sollt! Elende Kanaille, laßt euch von dem Schicksal, das euch erwartet, durch dasjenige eurer Bürger, die besser sind, als ihr, unterrichten.

Durch diese Abscheulichkeiten erschröckt brachten diejenigen Einwohner, welche Handlungsinteresse in die Kolonie gezogen hatte, ihre Thätigkeit anderswohin. Die Verzweiflung verursachte, daß verschiedene reiche Pflanzungen von ihren Eigen-

thümern verlassen wurden. Der übrige Theil lebte unter dem Druck und im Elend. Ohne heimliche Verbindungen mit dem Engländer, der den Mississipi beschift, deren eines Ufer er besitzt und bereichert, würden diese unglücklichen Einwohner keinen Ausweg für ihre Erzeugnisse gewußt haben, keinen Weg, sich die ersten Bedürfnisse zu verschaffen gehabt haben. Ihr Schicksal soll mit der Zeit etwas weniger traurig werden, sowohl weil die Verbindungen Spaniens mit seinen Kolonien von vielen Hindernissen befreyt worden sind, als auch, weil den französischen Inseln die Freyheit bewilligt worden ist, Holz und andere Bedürfnisse auf ihren eigenen Schiffen aus dieser großen Provinz zu ziehen. Indessen hat der Hof zu Madrid in der neuen Welt so viele grössere wichtige Gegenstände, daß man voraus prophezeihen kann, daß er sich niemals ernstlich um das Wohlergehen von Louisiana bekümmern wird.

Aber kann man die traurige Lage dieser Kolonisten, die ihre Landsleute erwürgen ließen, wohl sehr bedauren? Ist ihr Elend nicht die wahre Züchtigung, die sie verdient haben? Das Gewissen, dieser strenge Richter aller Pflichten, schreyt es ihnen nicht unaufhörlich zu: „Du hattest ehrliche „ und tugendhafte Regenten, die den Tag über für „ dein Glück, des Nachts für deine Sicherheit, „ und das ganze Jahr hindurch für deinen Vor„ theil wachten; du hattest Mitbürger an deiner „ Seite, die dich liebten und dich unterstützten; „ sie waren grösstentheils durch die heiligsten Bande „ mit dir verbunden; sie waren dein Vater, dein

„ Bru-

„ Bruder, dein Kind; und du hast sie gelassen
„ zum Blutgerüste, zum Kerker führen sehen! und
„ du betrittst kaltblütig den Stein, den sie mit
„ ihrem Blut gefärbt haben! und du beugst dich
„ vor ihrem Henker! und du gehorchst seinen
„ Befehlen! Niederträchtiger, du must das
„ Schicksal des Niederträchtigen ertragen, und
„ must es erdulden, bis eine edlere Empfindung
„ dich in deinen und unsern Augen rechtfertiget. "

Wir wollen sehen, was für ein Schicksal Canada gehabt hat, das auch einen andern Herrn bekommen hat.

XII.

Zustand von Canada.

Dieses weite Land hatte sich bey dem Zeitpunkt des Utrechterfriedens in einem unbegreiflichen Zustand der Schwäche und des Elendes befunden. Es war dieses der Fehler der ersten Franzosen, die dahinein eher sich geworfen, als sich festgesetzt haben. Die meisten hatten sich damit begnügt, in den Wäldern herum zu laufen. Die vernünftigsten darunter hatten einigen Anbau versucht, aber ohne Wahl und ohne Erfolg. Ein Land, auf welches man in der Eil gebaut und gesäet hatte, wurde eben so leicht wieder verlassen als angebaut. Indessen gaben gleichwohl die Beyhülfe, welche das Hauptland dieser Kolonie

machte,

machte, und der Pelzhandel den Einwohnern von Zeit zu Zeit einigen Wohlstand. Aber sie verloren ihn bald in einer Folge unglücklicher Kriege. Im Jahr 1714 betrug die Ausfuhr aus Canada 100,000 Thlr. Diese Summe mit den 350,000 Livres *), welche die Regierung jedes Jahr dahin schickte, war die einzige Quelle der Kolonie, um die aus Europa kommenden Waaren zu bezahlen. Auch erhielt sie deren so wenige, daß man sehr allgemein genöthiget war, sich mit Häuten nach Art der Wilden zu bedecken. Dieses war die bedauernswürdige Lage der grösten Anzahl der 20,000 Franzosen, die man in diesen unermeßlichen Gegenden zählte.

XIII.

Bevölkerung von Canada und Vertheilung seiner Einwohner.

Die Aufklärung, die sich damals durch einen großen Theil des Erdbodens verbreitete, zog auch Canada aus der Trägheit, in die es so lange Zeit versenkt war. Man sieht aus der Volkszählung vom Jahr 1753 und 1758, die ungefähr das gleiche zeigten, daß sich die Bevölkerung daselbst auf 91,000 Seelen erstreckte, die regulirten Truppen nicht mitgerechnet, die nach den Umständen mehr oder weniger zahlreich waren.

Diese

*) Oder 160,416 fl. 40 kr.

Diese Rechnung begriff weder die zahlreichen Bundesgenossen, die in einem Raum von 1200 Meilen Länge, und in einer ziemlichen Breite vertheilt waren, noch die 16000 ansäßigen Indier, die in der Mitte oder in der Nachbarschaft der französischen Wohnungen waren, in sich. Weder die einen, noch die andern waren jemals Unterthanen. Mitten in einer europäischen Kolonie behielten die geringsten Völkerschaften ihre Unabhängigkeit. Alle Menschen sprechen von Freyheit, nur die Wilden allein besitzen sie. Es ist nicht etwan die ganze Nation allein, sondern jedes einzelne Glied derselben wirklich frey. Der Begriff seiner Unabhängigkeit wirkt auf alle seine Gedanken, auf alle seine Handlungen. Es würde in dem Pallast eines asiatischen Despoten, wie in den Hütten eines Taglöhners gehen, ohne weder von den Reichthümern, noch der Macht geblendet zu werden. Er liebt und schätzt nur die Art, den Menschen, der seines gleichen ist, nur einen Herrn könnte er hassen oder tödten.

Ein Theil der Einwohner der französischen Kolonie war in drey Städten vereinigt. Quebeck, die Hauptstadt von Canada ist 1500 Meilen von Frankreich, und 120 Meilen von dem Meer entfernt. Sie ist als Amphitheater auf eine Halbinsel gebaut, die der St. Lorenz und St. Carlsfluß bilden; sie bestreicht ein weites Feld, das sie bereichert, und eine sehr sichere Rhede, die mehr als zwey hundert Schiffen offen steht. Ihr Umfang beträgt drey Meilen. Die Wasser und die Felsen bedecken Zweydrittel davon, und vertheidigen sie noch besser, als die Festungswerke,

die

die auf den Schanzen erbaut sind, welche die Halbinsel abschneiden. Ihre Häuser sind sehr gut gebaut. Zu Anfang des Jahrs 1759 zählte man daselbst ungefähr 10,000 Seelen. Sie war der Mittelpunkt des Handels, und der Sitz der Regierung.

Die Stadt Trois-Rivieres, die zehn Jahre nach Quebeck gebaut wurde, und die dreyßig Meilen höher liegt, hat ihren Ursprung der Erleichterung zu danken, welche die nördlichen Wilden daselbst finden, ihren Umtausch zu machen. Aber diese Niederlassung, die bey ihrer Entstehung glänzend war, hat ihre Bevölkerung niemals höher, als auf 1500 Einwohner treiben können, weil der Pelzhandel sich sehr bald von diesem Markt ab, und gänzlich nach Montreal wandte.

Dieses ist eine Insel von zehn Meilen Länge, und höchstens vier Meilen in der Breite, welche der St. Lorenzfluß sechzig Meilen über Quebeck bildet. Unter allen Ländern, die sie umgeben, ist keines, wo das Klima so sanft, die Natur so schön, und der Boden so ungemein fruchtbar ist. Einige Hütten, die im Jahr 1640 wie von ungefähr entstanden waren, verwandelten sich in eine regelmäßige gebaute und wohlangelegte Stadt, die 4000 Einwohner enthält. Anfangs war sie den Anfällen der Wilden ausgesetzt, aber man umfieng sie mit schlechten Pallisaden, und bald hernach mit einer ausgezackten Mauer von ungefähr fünfzehn Fuß Höhe. Sie nahm endlich ab, als die Einfälle der Iroquesen die Franzosen nöthigen, Festungen noch weiter anzulegen, um sich des Pelzhandels zu versichern.

Die

Die andern Kolonisten, die nicht in die Wälle dieser drey Städte eingeschlossen waren, bewohnten keine Dörfer, sondern sie waren an den Ufern des Lorenzflußes zerstreut. Man sah keine andere Mündung. Das Land ist daselbst bergig, unfruchtbar, und erlaubt dem Korn keine Zeitigung. Die Bewohnungen fiengen gegen Süden erst fünfzig Meilen, und gegen Norden zwanzig Meilen unter der Stadt Quebeck an; sie sind sehr von einander entfernt, und auf einem sehr mittelmäßig fruchtbaren Boden. Erst in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt fiengen die wirklich fruchtbaren Felder an, deren Güte aber in dem Maaße zunahm, als man sich Montreal näherte.

Nichts war reizender zu sehen, als die reichen Einfassungen dieses langen und weiten Kanals. Wälder, hie und da zerstreut, welche die grün bewachsenen Berge zierten; Wiesen mit Heerden bedeckt; Felder mit Aehren gekrönt; Bäche, die sich in die Flüsse stürzten; Kirchen und Schlösser, die man von einer Entfernung zur andern, mitten durch die Bäume entdeckte; alles dieses bildete eine Reihe von Landschaften, die das Auge zu bewundern nicht müde wurde. Dieses reitzende Schauspiel erstreckte sich nicht weit vom Fluß; die Ursache ist folgende.

Als das französische Ministerium es unternahm, eine Kolonie in Canada zu errichten, gab es den thätigen oder unglücklichen Menschen, die sich daselbst niederlassen wollten, ziemlich grosse Striche Landes. Da man aber zu gleicher Zeit in dieser Gegend die Gewohnheit von Paris einführte,

führte, welche befiehlt: daß alle Abkömmlinge eines Familienoberhaupts einen gleichen Antheil an seiner Verlassenschaft haben sollen, so wurde ein solcher Besitz durch die vielfachen Vertheilungen in einer langen Reihe von Geschlechtsfolgen auf nichts, oder doch nicht viel mehr herabgebracht.

Wenn, wie es das öffentliche Wohl erfordert hätte, die Gesetze die Untheilbarkeit der Besitzung dem ältesten Sohn zugesichert hätten, so hätte die Provinz eine ganz andere Gestalt gewonnen. Der Vater, der durch das Verlangen seinen andern Kindern ein glückliches Schicksal vorzubereiten, zur Sparsamkeit und Fleiß angespornt worden wäre, würde um neue Grundstücke angesucht haben; er würde sie mit Wohnungen, mit Heerden, mit Erndten bedeckt, und daselbst seine zahlreichen Erben hingesetzt haben. Die neuen Eigenthümer hätten ihrerseits wieder diesem Beyspiel einer wohlangebrachten Zärtlichkeit gefolgt, und mit der Zeit wäre die ganze Kolonie bevölkert und angebaut gewesen.

Die Vortheile dieser Politik, die dem Hof von Versailles entwischt waren, fielen ihm endlich im Jahr 1745 auf. Er verbot jede fernere Vertheilung einer Pflanzung, die nicht $1\frac{1}{2}$ Morgen Breite, und 30 bis 40 Morgen Länge hätte. Diese Verordnung heilte die Wunden von zweyhundertjähriger Unwissenheit nicht, sie setzte aber doch einer Unordnung, die sich endlich durch eine gänzliche Vernichtung geendiget hätte, Gränzen.

Dieser ungleiche Plan in Austheilung des Erbes wird von dem Pöbel als ein unmenschliches und den Natur-

Naturgesetzen zuwiderlaufendes System angesehen werden; aber wird dieser Vorwurf Grund haben? Kann ein Mensch, der seine Laufbahn geendiget hat, Rechte haben? Hat er nicht, indem er aufgehört zu seyn, alle seine Fähigkeiten verloren? Hat nicht die Vorsehung, indem sie ihn des Lichts beraubt, ihm zugleich alles genommen, was davon abhängt? Kann sein letzter Wille einigen Einfluß auf die folgenden Geschlechter haben? Nein. Die ganze Zeit, die er gelebt hat, hat er die Ländereyen, die er baute, genossen, und genießen müssen. Nach seinem Tode gehören sie dem ersten, der sie nehmen und ansäen will. Dies ist Natur. Wenn beynahe auf dem ganzen Erdboden eine andere Ordnung der Dinge eingeführt ist, so ist dieses eine nothwendige Folge der gesellschaftlichen Einrichtungen. Ihre Gesetze haben den Gesetzen der Natur Gewalt angethan, um die Ruhe sicher zu stellen, um den Fleiß zu ermuntern, um die Freyheit zu bestättigen. Was die Regierungen gethan haben, sind sie noch berechtiget zu thun, wenn sie es ihrem Interesse, dem gemeinschaftlichen Glück der Glieder, woraus es zusammengesetzt ist, und dem zufolge diesem oder jenem einzelnen Menschen mehr oder weniger zuträglich finden. Unter den verschiedenen möglichen Anordnungen in Ansehung der Erbschaft der Bürger nach ihrem Tode giebt es eine, die vielleicht Beyfall finden würde. Nemlich die Güter der Verstorbenen sollten in die gemeinschaftliche Gütermassen zurückfallen, um erstlich die Nothdurft zu unterstützen, nach der Nothdurft, eine sich beständig der Gleichheit nähernde Vermögensbeschaffenheit unter den Privatpersonen herzustellen;

stellen; und nach diesen erfüllten zwey wichtigen Punkten, die Tugenden zu belohnen, und die Talente zu ermuntern.

Um wieder auf Canada zu kommen, so leitete die Natur selbst die Arbeiten der Pflanzer. Sie hat ihn gelehrt, den wässerigen und sandigen Boden, und denjenigen, wo die Fichte, die Tanne und die Ceder einen einzeln Zufluchtsort suchten, zu verachten. Wenn er aber einen Boden, der mit Ahorn, Eichen, Buchen, Hagbuchen und Vogelkirschen bedeckt war, sah, so konnte er sicher von ihm eine reichliche Erndte von Waitzen, Rocken, türkischem Korn, Gersten, Flachs, Hanf, Toback, Hülsefrüchten und Küchenkräutern erwarten.

Der gröste Theil der Einwohner hatte etwan zwanzig Schaafe, deren Schur ihnen kostbar war; zehn oder zwölf Kühe, die ihm Milch gaben; fünf oder sechs Ochsen, die dem Feldbau gewidmet waren. Alle diese Thiere waren klein, hatten aber ein vortreffliches Fleisch. Sie machten einen Theil einer den Landleuten in Europa unbekannten Bequemlichkeit aus.

Diese Art Wohlstand erlaubte den Kolonisten, eine ziemlich große Anzahl Pferde zu halten, die zwar nicht schön, aber doch dauerhaft waren, und auf dem Schnee zu erstaunlichen Fahrten dienten. Man bemühte sich auch sehr, sie in der Kolonie zu vermehren, und trieb diesen Geschmack so weit, daß man den Winter durch Korn an sie verschwendete, welches in andern Jahrszeiten bisweilen die Menschen verwarfen.

So

So war die Lage der 83,000 Franzosen, die an dem St. Lorenzfluß zerstreut oder vereinigt waren, beschaffen. Ueber seiner Quelle hinauf und in den Gegenden, die unter dem Namen des obern Landes bekannt waren, sahe man deren 8000, die gemeiniglich mehr der Jagd und dem Handel als dem Feldbau ergeben waren.

Ihre erste Niederlassung war Cataracout oder die Festung Frontenac, welche im Jahr 1671 bey dem Einfluß des See Ontario gebaut wurden, um die Einfälle der Engländer und der Iroquesen aufzuhalten. Die Bucht dieses Orts diente der handelnden und militärischen Seemacht, die man auf dieser Art Meer errichtet hatte, wo die Stürme nicht weniger häufig, noch weniger schröcklich, als auf dem Ocean sind, zum Hafen.

Zwischen dem See Ontario und dem See Erie, deren jeder 300 Meilen Umfang hat, ist ein festes Land von 14 Meilen. Dieses Land ist gegen die Mitte durch den berühmten Wasserfall des Niagara getrennt, welcher in Ansehung seiner Höhe, seiner Breite, seiner Gestalt, und wegen der Menge und der Ungestümme seiner Wasser mit Recht für den erstaunendsten Wasserfall der ganzen Welt gehalten wird. Ueber dieser prächtigen und erschröcklichen Cascade hatte Frankreich Festungswerke angelegt, in der Absicht, die Wilden zu verhindern, Pelzwerk zu der mit ihnen wetteifernden Nation zu bringen.

Jenseits des See Erie erstreckt sich ein Land, das durch den Namen le Detroit bezeichnet wird.

Es übertrift ganz Canada an sanfter Himmelsluft, Schönheit und Abwechslung der Aussichten, an Fruchtbarkeit des Bodens, an Ergiebigkeit der Jagd und Fischerey. Die Natur hat da alles mit Uebermaaß hergegeben, um es zu einem köstlichen Aufenthalt zu machen. Aber die Schönheit des Orts war nicht das, was die Franzosen bewog, sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts da niederzulassen. Vielmehr geschah es wegen der Nachbarschaft verschiedener wilder Nationen, von denen man viel Pelzwerk erhandeln konnte. Dieser Handel wuchs ziemlich schnell.

Das gute Glück dieser Niederlassung brachte den Posten zu Michillimakinak, der hundert Meilen weiter zwischen dem See Michigan, dem See der Huronen und dem Obern-See, die alle drey schiffbar sind, liegt, in Verfall. Der gröste Theil des Handels, den man da mit den Landeseingebohrnen trieb, zog sich nach dem Detroit hin, wo er sich festsetzte.

Außer den Festungen, deren wir eben erwähnt haben, sah man verschiedene weniger beträchtliche an Flüssen oder in den Pässen der Gebirge angelegt. Denn die erste Empfindung des Eigennutzes ist Mißtrauen, und seine erste Regung ist, sich zum Angriff oder zur Vertheidigung zu bereiten. Ein jedes dieser Kastelle hatte eine Besatzung, welche die in der Nachbarschaft angesessenen Franzosen mit ihren Waffen deckte. Diese zusammen genommen machten die Zahl der acht tausend Seelen aus, die man in den obern Ländereyen zählte.

XIV.

Sitten der französischen Canadier.

Wenige Kolonisten waren in ihren Sitten so beschaffen, wie man es wünschte. Diejenigen, die sich wegen des Feldbaus auf dem Land aufhielten, widmeten des Winters nur wenige Zeit der Sorgfalt für ihre Heerden und einigen andern unvermeidlichen Beschäftigungen. Die übrige Zeit wurde in Unthätigkeit, im Wirthshaus oder mit Schlittenfahrten, wie von den reichsten Bürgern zugebracht. Wenn der Frühling sie zu der unumgänglichen Bearbeitung der Ländereyen aufrief, so ackerten sie obenhin ohne Dünger, säeten ohne Sorgfalt, und versetzten sich wieder in ihre tiefe Unthätigkeit, bis zur Zeit der Reife. In einem Land, wo die Einwohner zu viel Stolz oder Trägheit besaßen, um für Taglohn zu arbeiten, war jede Familie gezwungen, ihre Erndte selbst zu verrichten, und man bemerkte nicht jene lebhafte Fröhlichkeit, welche bey schönen Sommertagen Erndteleute, die zusammen kommen, um weitläufige Gefilde abzumähen, belebt.

Woher kam wohl diese übermäßige Nachläßigkeit oder Faulheit? Aus verschiedenen Ursachen. Die übermäßige Kälte des Winters, die den Lauf der Flüsse unterbrach, legte der ganzen Thätigkeit der Menschen Fesseln an. Die Gewohnheit an Ruhe, die acht Monate lang gleichsam die Folge einer so strengen Jahrszeit war, machte

die Arbeit, selbst in den schönen Tagen unerträglich. Die zahlreichen Festtage einer Religion, die sich selbst durch diese Festtage weiter ausgebreitet hat, verhinderten das Aufkommen, und unterbrachen den Gang der Emsigkeit. Es ist so leicht, so natürlich, fromm zu seyn, wenn es nur darauf ankömmt, nichts zu thun! Endlich machte die Neigung zu den Waffen, die man mit Fleiß bey diesen tapfern und muthigen Männern erregt hatte, die Landarbeiten ihnen vollends eckelhaft. Von dem kriegerischen Ruhm allein eingenommen, liebten sie nichts so sehr, als den Krieg, ob sie ihn gleich ohne Sold führten.

Die Einwohner der Städte, und zumal der Hauptstadt brachten sowohl Winter als Sommer in allgemeinen und unaufhörlichen Zerstreuungen zu. Man fand bey ihnen nicht die geringste Empfindsamkeit, weder für das Schauspiel der Natur, noch für die Vergnügungen der Einbildungskraft, gar keinen Geschmack an Wissenschaften, Künste, an dem Lesen oder Unterricht. Zeitverkürzung war ihr einziges Verlangen, und der Tanz war in den Gesellschaften die Lust der Personen von allem Alter. Diese Lebensart gab dem Frauenzimmer die gröste Gewalt, die alle Reitze besaßen, außer jenen sanften Regungen der Seele, die allein der Schönheit ihren rechten Werth und Zauberkraft geben. Sie waren lebhaft, lustig, buhlerisch und verliebt, und schätzten sich glücklicher, eine Leidenschaft zu erregen, als sie zu empfinden. Man sah bey beyden Geschlechtern mehr Frömmigkeit als Tugend, mehr

Reli-

Religion als Rechtschaffenheit, mehr Ehrliebe als wahre Redlichkeit. Der Aberglauben schwächte bey ihnen den moralischen Sinn, wie das überall geschieht, wo man sich einbildet, daß fromme Gebräuche die Stelle guter Werke vertretten, und daß Verbrechen durch Gebete wieder gut gemacht werden können.

XV.

Regierungsform von Canada. Welche Hindernisse dem Landbau, der Emsigkeit und der Fischerey im Wege standen.

Müßiggang, Vorurtheile, Leichtsinn hätten in Canada nicht so sehr überhand genommen, wenn die Regierung es verstanden hätte, die Gemüther auf nützliche und reelle Gegenstände zu lenken. Aber alle Kolonisten ohne Ausnahme waren verpflichtet, einer blos militärischen Gewalt blindlings zu gehorchen. Der langsame und sichere Gang der Gesetze war da nicht bekannt. Der Willen des Befehlshabers oder seiner Statthalter war ein Orakel, das man nicht erklären durfte, ein schröckliches Verhängniß, dem man sich ohne Untersuchung unterwerfen mußte. Der Aufschub, die Vorstellungen, die von der Ehre hergenommenen Entschuldigungen waren Verbrechen in den Augen des Despoten, der die Macht an sich gerissen hatte, durch sein bloßes Wort zu strafen oder loszusprechen. Er hatte die Gnadenbezei-

gungen und die Strafen, die Belohnungen und die Absetzungen, das Recht, ohne einen Schatten eines Vergehens gefangen zu setzen, und das noch furchtbarere Recht, alle Unordnungen seiner Launen als gerichtliche Verfahren in Ansehen zu bringen, in seiner Gewalt.

In den ersten Zeiten schränkte sich diese gränzenlose Macht nicht blos auf Dinge, die zum Krieg und zur Staatsverwaltung gehörten, ein. Sie erstreckte sich auch auf die bürgerliche Gerichtsbarkeit. Der Gouverneur entschied nach Gefallen und ohne Appellation über alle Processe, die sich unter den Kolonisten erhuben. Zum Glück entstanden diese Zwistigkeiten selten in einem Land, wo alles, so zu sagen, gemein war. Eine so gefährliche Gewalt ward bis ins Jahr 1663 beybehalten, zu welcher Zeit man in der Hauptstadt einen Gerichtshof errichtete, um alle Processe in der Kolonie in letzter Instanz zu richten. Das pariſiſche Stadtrecht, nach den Lokalbeschaffenheiten etwas modificirt gab das Gesetzbuch ab.

Es ward daſſelbe durch Einrückung von Fiskalgesetzen weder verstümmelt noch verunstaltet. Das Finanzwesen zog in Canada nichts, als ein Fünftheil des Lehengüterverkaufs; nichts, als eine leichte Steuer von den Einwohnern zu Quebeck und Montreal für die Unterhaltung der Festungswerke an diesen Städten; nichts als einige Auflagen auf die Ein- und Ausfuhr der Lebensmittel und der Waaren. Alle diese Dinge brachten dem Fiskus in den blühendsten Zeiten der Kolonie nicht mehr als 260,200 Liv. *) ein.

Auf

*) Oder 119,258 fl. 20 kr.

Auf die Ländereyen hatte die Regierung keine Abgaben gesetzt, aber sie waren mit andern Abgaben belastet. Gleich in den ersten Zeiten der Kolonie bewilligte der König seinen Civil- und Militärbedienten und andern seiner Unterthanen, die er belohnen oder bereichern wollte, Ländereyen, die zwey bis sechs Meilen ins Gevierte hatten. Diese grossen Landeigenthümer, die ihres mäßigen Vermögens und ihrer geringen Fähigkeiten zum Landbau wegen nicht im Stande waren, so weitläufige Besitzungen zu benützen, waren gleichsam gezwungen, sie an Soldaten und Ackersleute gegen einen Erbzins zu überlassen. Jeder dieser Vasallen erhielt gewöhnlich neunzig Morgen Landes, und verpflichtete sich jährlich, seinem Herrn zwey oder drey Kreutzer von jedem Morgen, und einen halben Himpten Korn für die gänzliche Ueberlassung zu bezahlen. Er verpflichtete sich, ihm auf seiner Mühle zu mahlen, und ihm für dieses Mahlrecht den vierzehnten Theil des Mehls abzutretten; er verpflichtete sich, ein Zwölftheil für die Kauf- und Verkaufzinse zu bezahlen, und blieb dem Abzugzins unterworfen.

Es fanden sich Schriftsteller, die auf eine schwärmerische Art einem System, das ihnen dienlich schien, die Ordnung und die Unterwürfigkeit zu erhalten, ihren Beyfall schenkten. Aber hieß das nicht in Amerika die Art von Lehensregiment einführen, das so lange Zeit das Elend von Europa ausgemacht hatte? Hieß das nicht, eine große Anzahl müßiger Menschen auf Kosten der einzigen Klasse von Leuten, womit man einen aufkeimenden Staat hätte bevölkern müssen, un-

terhalten? Diese nützliche Kolonisten mußten den Zuwachs der Last eines von Renten lebenden Adels, noch an der Ueberlast der Erpressungen der Klerisey erleben. Diese habsüchtige Gesellschaft erhielt im Jahr 1663 von dem Ministerium, daß ihm der dreyzehnte Theil von allem, was das Land durch Menschenfleiß hervorbringen würde, und von allem, was das Land von sich selbst hervorbrächte, abgegeben werden sollte. Diese unerträgliche Plage in einem schlecht eingerichteten Lande dauerte bereits vier Jahre, als es der oberste Rath von von Quebeck über sich nahm, im Jahr 1667 sie auf den sechs und zwanzigsten Theil herabzusetzen, und ein Befehl vom Jahr 1769 bestätigte diese den Priestern noch zu günstige Einrichtung.

So viele dem Landbau im voraus angelegte Fesseln setzten die Kolonie außer Stand, das zu bezahlen, was sie aus dem Hauptland holen mußte. Das französische Ministerium wurde endlich so davon überzeugt, daß, nachdem es sich immer gegen die Anlegung von Manufakturen in Amerika hartnäckig gesträubt hatte, es endlich im Jahr 1706 meynte, es müsse sie sogar aufmuntern. Aber diese zu spat gekommenen Einladungen erzeugten nur schwache Versuche. Wenig grobe leinene Tücher, und etwas schlechte wollene Zeuge war alles, was der Fleiß der Kolonisten hervorbringen konnte.

Die Fischereyen reitzten sie eben so wenig, als die Manufakturen. Die einzige, die einen Gegenstand zur Ausfuhr lieferte, war der Seewolfs-

fang.

fang. Dieses Thier ist unter die Fische gesetzt worden, ob es gleich nicht stumm ist, beständig auf dem Lande gebohren wird, und da mehr, als im Wasser lebt. Sein Kopf sieht dem Kopf eines Bullenbeissers etwas ähnlich. Es hat vier Pfoten, welche, zumal die hintersten, mit denen es mehr kriecht als geht, sehr kurz sind. Sie sind auch wie Floßfedern gestaltet, da hingegen die Vorderpfoten mit Nägeln versehen sind. Sein Fell ist hart, und mit kurzem Haar besetzt. Es wird weiß gebohren, wird aber mit der Zeit roth, oder schwarz. Manchmal findet man alle drey Farben an ihm.

Man unterscheidet zwey Gattungen von Seewölfen. Die von der großen Art wiegen an die zwey tausend Pfund, und scheinen eine spitzigere Schnautze zu haben, als die andern. Die Jungen, deren Fell gemeiniglich gefleckt ist, sind muntrer und geschickter, den Fallen, die man ihnen legt, zu entgehen. Die Wilden machen sie so zahm, daß ihnen diese Thiere nachlaufen.

Auf Felsen, und manchmal auf dem Eis paaren sich beyde Arten, und bringen ihre Jungen zur Welt. Sie werfen ihrer gemeiniglich zwey, und säugen sie oft im Wasser, aber noch öfters am Land. Wenn sie selbigen das Schwimmen lehren wollen, tragen sie selbige, wie es heißt, auf den Rücken, lassen sie von Zeit zu Zeit ins Wasser gehen; nehmen sie dann wieder auf, und fahren auf die Art fort, bis sie im Stand sind, den Wellen allein zu trotzen. Die meisten kleinen Vögel hüpfen von einem Zweig zum andern,

ehe

ehe sie in der Luft fliegen können. Der Adler trägt seine Junge, um sie dazu zu gewöhnen, den Winden Trotz zu bieten. Ist es dann wunderbar, daß der auf dem Lande gebohrne Seewolf seine Jungen dazu übe, im Wasser zu leben?

Man fängt dieses Amphibium nur in Labrador. Die Canadier begeben sich auf diese fast unbewohnbare Eisküste ungefähr gegen die Mitte des Oktobers, und halten sich daselbst bis zu Anfang des Junius auf. Sie stellen ihre Netze zwischen dem festen Lande und einigen nicht weit entfernten kleinen Inseln. Die Seewölfe, die gemeiniglich von Morgen und in großer Anzahl kommen, wollen durch diese Art von Meerengen gehen, und finden sich gefangen. Wenn sie aufs Land gebracht sind, bleiben sie daselbst bis in den Monat May gefroren. Alsdann wirft man sie in einen siedenden Kessel, von wo aus ihr Fett in ein anderes Gefässe überfließt, worinn es erkaltet. Sieben oder acht dieser Thiere geben eine Tonne Oel.

Ursprünglich dienten die Seewolfsfelle dazu, Müffe daraus zu machen. Nachher gebrauchte man sie, um Koffer damit zu überziehen, und Schuhe und schlappe Stiefeln daraus zu verfertigen. Wenn es gut gegerbt wird, so hat es fast dasselbe Korn, als der Corduan, und wenn es schon eines Theils nicht so fein ist, so behält es hingegen länger sein frisches Ansehen.

Es wird zwar allgemein zugestanden, daß das Fleisch des Seewolfs nicht übel schmeckt; aber man

man hat mehr Nutzen davon, wenn man Oel daraus macht. Es bleibt lange hell, riecht nicht, hat keinen Satz, und kann zum Brennen sowohl, als zum Gerben gebraucht werden.

Canada schickte jährlich auf den Seewolfsfang fünf bis sechs Fahrzeuge, und sandte ein oder ein Paar weniger nach den Antillen hin. Es erhielt von den Inseln neun bis zehn Boote mit Rum, Molassen, Kaffee und Zucker beladen; und aus Frankreich etwa dreyßig Fahrzeuge, die zusammen neun tausend Tonnen halten mochten.

Während der Zwischenzeit der beyden letzten Kriege, welches der blühendste Zeitpunkt der Kolonie war, betrug ihre Ausfuhr nicht mehr, als 1,200,000 Liv. a) an Pelzwerk, 800,000 Liv. b) an Kastorfellen, 250,000 Liv. c) an Seewolfsöl, eine gleiche Summe an Mehl und Erbsen, und 150,000 Liv. d) an Holz von allen Arten. Diese Dinge machten jährlich nur eine Summe von zwey Millionen sechshundert und fünfzig tausend Liv. e) aus, welches nicht hinreichte, um die aus dem Hauptland kommenden Waaren zu bezahlen. Das Uebrige ersetzte die Regierung.

---

a) Oder 550,000 fl.
b) — 366,666 fl. 40 kr.
c) — 114,583 fl. 20 —
d) — 68,750 fl. — —
e) — 1,214,583 fl. 20 —

XVI.

Auflagen, die von Canada gefordert wurden. Ausgaben, welche das Ministerium daselbst hatte. Auf welche Art sie bezahlt wurden. Zu welchem Uebermaaß sie getrieben wurden, und wie man sich von denselben befreyte.

Im Anfang der Besitznehmung von Canada hatten die dortigen Franzosen fast gar kein Geld. Das wenige, was diejenigen hinbrachten, die nach und nach hinkamen, um sich da niederzulassen, blieb nicht lange darinn, weil die Bedürfnisse der Kolonie es gar geschwinde herausschafften. Das war eine Ungelegenheit, die den Handel sehr erschwerte, und den Fortgang des Ackerbaues hinderte. Der Hof zu Versailles ließ im Jahr 1670 für alle seine amerikanischen Besitzungen eine Münze prägen, welcher man einen besondern Stempel und einen eingebildeten Werth gab, der um ein Viertheil höher war, als der Werth der im Hauptland zirkulirenden Species. Aber dieses Mittel schafte wenigstens für Neu-Frankreich den Vortheil nicht, den man sich davon versprochen hatte. Man fand also für zuträglich, gegen das Ende des letzten Jahrhunderts das Papier anstatt der Metalle in Canada zur Bezahlung der Truppen, und zu den andern Ausgaben des Staats einzuführen. Diese Erfindung hatte bis ins Jahr 1713 einen guten Erfolg, da man aufhörte, die durch die Staats-

ver-

verwesers in den Kolonien eingegangenen Verpflichtungen treulich zu erfüllen. Die Wechselbriefe, die sie auf den Fiskus des Hauptlandes trassirten, wurden nicht bezahlt, und fielen von Stund an in Unwerth. Man liquidirte sie im Jahr 1720, aber mit Fünfachtell Verlust.

Diese Begebenheit machte, daß der Gebrauch des Gelds in Canada wieder aufkam, welches aber doch nur ungefähr zwey Jahre daurete. Die Handelsleute und alle diejenigen unter den Kolonisten, die Rimessen nach Frankreich zu machen hatten, fanden es beschwerlich, kostbar und gefährlich, Species hinzuschicken, und waren die ersten, die um die Wiederherstellung der Papiermünze ansuchten. Man fabricirte Karten mit dem Stempel des Wappens der Königreiche Frankreich und Navarra, die durch den Gouverneur, den Intendanten und den Kontroleur unterschrieben werden mußten. Man hatte welche von vier und zwanzig, zwölf, sechs und drey Livres; sodann von dreyßig, fünfzehn und von sieben Sols sechs Deniers. Ihr Werth zusammen betrug nicht mehr als eine Million. Wenn diese Summe zu den öffentlichen Bedürfnissen nicht hinreichend war, so half man dem Mangel durch Zahlungsbefehle ab, die von dem Intendanten allein unterzeichnet wurden; das war ein Fehler; und daß sie auch in Ansehung der Menge keine bestimmte Gränzen hatten, war ein noch himmelschreyendrer Mißbrauch. Die geringsten betrugen einen Livre, die beträchtlichsten hundert. Diese verschiedenen Papiere zirkulirten in der Kolonie, und galten da, so wie das Geld, bis in Monat Oktober.

Das

Das war die spateste Zeit, wo Schiffe von Canada absegeln konnten. Alsdann verwandelte man alle diese Papiere in Wechsel, die in Frankreich die Regierung bezahlen sollte, weil vorausgesetzt wurde, daß sie den Werth davon verbraucht hatte. Aber die Menge derselben hatte sich dergestalt vermehrt, daß im Jahr 1754 der königliche Schatz zur Bezahlung nicht hinreichte, und dieselbe verschoben werden mußte. Ein unglücklicher Krieg, der zwey Jahre nachher einfiel, vermehrte ihre Anzahl dermaßen, daß sie verrufen wurden. Alsbald stiegen die Waaren über den Preis, und da, vermöge der ungeheuren Kriegsausgaben der Hauptkonsumment der König war, so mußte er allein den Verruf des Papiers und die Last der Theurung tragen. Das Ministerium mußte im Jahr 1759 die Bezahlung der Wechsel so lange aufschieben, bis man ihre Quelle und wahren Werth entdeckt hätte. Die Masse derselben war entsetzlich.

Die jährlichen Ausgaben des Staats für Canada, die sich im Jahr 1729 nicht über viermal hundert tausend Livres a) beliefen, und die vor dem Jahr 1749 niemals über siebenzehnmal hundert tausend Livres b) gestiegen waren, hatten um diese Zeit keine Schranken mehr. Das Jahr 1750 kostete zwey Millionen hundert tausend Livres c). Das Jahr 1751 zwey Millionen siebenmal hundert tausend Livres d). Das Jahr 1752 vier Millio-

a) Oder 183,333 fl. 20 kr.
b) — 779,166 fl. 40 —
c) — 962,500 fl. — —
d) — 1,237,500 fl. — —

Millionen neunzig tausend Livres e). Das Jahr 1753 fünf Millionen dreymal hundert tausend Livres f). Das Jahr 1754 vier Millionen viermal hundert und fünfzig tausend Livres g). Das Jahr 1755 sechs Millionen hundert tausend Livres h). Das Jahr 1756 eilf Millionen, dreymal hundert tausend Livres i). Das Jahr 1757 neunzehn Millionen, zweyhundert und fünfzig tausend Livres k). Das Jahr 1758 sieben und zwanzig Millionen, neunmal hundert tausend Livres l). Das Jahr 1759 sechs und zwanzig Millionen m). Die acht ersten Monate vom Jahr 1760 dreyzehn Millionen, fünfmal hundert tausend Livres n). Von diesen ungeheuren Summen war man beym Friedensschluß achtzig Millionen Livres o) schuldig.

Man stieg auf den Ursprung dieser unlautern Schuld zurück, und die Veruntreuungen waren entsetzlich. Einige unter denen, die Unterschleif gemacht hatten, und die es durch die gränzenlose Gewalt und Ansehen, die ihnen die Regierung ertheilt hatte, geworden waren, wurden beschimpft, verbannt, und eines Theils ihres Gestohlenen beraubt. Andere nicht weniger Schuldige verschwendeten

---

e) Oder 1,874,583 fl. 20 kr.
f) — 2,429,166 fl. 40 —
g) — 2,039,583 fl. 20 —
h) — 2,795,833 fl. 20 —
i) — 5,179,166 fl. 40 —
k) — 8,822,916 fl. 40 —
l) — 12,787,500 fl. — —
m) — 11,916,666 fl. 40 —
n) — 6,187,500 fl. — —
o) — 36,666,666 fl. 40 —

deten das Gold mit vollen Händen, entwischten dem Ersatz und der Beschimpfung, und genoßen auf eine unverschämte Art des Glücks, das sie auf eine so lasterhafte Art erlangt hatten. Die Wechselbriefe wurden auf die Hälfte, und die Regierungsbriefe auf das Viertheil ihres Werths herabgesetzt. Die einen wie die andern wurden durch Verständnisse zu vier vom Hundert bezahlt, und fielen in die gröste Verachtung.

Bey der Schuld von 80,000,000 waren die Canadier mit 34,000,000 Regierungsbriefen und 7000,000 Wechselbriefen belastet. Ihre Papiere waren dem allgemeinen Gesetz unterworfen; aber Großbritannien, dessen Unterthanen sie geworden waren, erhielt für sie 3000,000 in Contracten, und 600,000 Liv.*) an Geld; so daß sie fünf und fünfzig vom Hundert für ihre Wechselbriefe, und vier und dreyßig vom Hundert für ihre Regierungsbriefe erhielten. Die Forderungen der Privatgläubiger wurden alle untersucht. Zum Glück für sie und für die Nation trug der Hof diese so wichtige als nöthige Verrichtung Männern auf, die sich vor den Drohungen der Mächtigen nicht fürchteten, die Anerbietungen des Glücks verachteten, und weder durch List konnten hintergangen, noch durch Schwierigkeiten abgeschröckt werden. Die Waagschaale zwischen dem gemeinen Besten und den Rechten der Privatpersonen mit stäter und gerechter Hand im Gleichgewicht erhaltend, setzten sie die ganze Summe der Schulden auf acht und dreyßig Millionen Livres herab.

XVII.

*) Oder 275,000 fl.

XVII.

Welche Vortheile Frankreich aus Canada ziehen konnte; und was für Fehler es derselben beraubt haben.

Verdiente Canada das, was es dem Hauptland kostete? Nein! aber die Schuld lag an der Macht, die es regierte. Die Natur hatte diese Gegend zur Erzeugniß aller Kornarten angelegt. Sie sind da von vorzüglicher Güte und wenigen Zufällen unterworfen, weil, wenn sie im May ausgesäet werden, man sie vor Ende des Augusts einerndten kann. Die Bedürfnisse der amerikanischen Inseln und eines Theils von Europa versicherten dessen Absatz in einem vortheilhaften Preis. Gleichwohl wurde nie mehr Korn angebaut, als was die Kolonisten nöthig hatten, die sogar bisweilen noch genöthiget waren, ihren Unterhalt von fremden Marktplätzen herzuholen.

Wenn der Landbau mehrere Erweiterung und Vollkommenheit erlangt hätte, so hätten sich auch die Heerden vermehrt. Die Menge Eicheln und der Ueberfluß an Waide hätte die Kolonisten in den Stand gesetzt, genug Rindvieh und Schweine zu ziehen, um in den französischen Inseln das aus Irrland kommende Pöckelfleisch zu verdrängen. Vielleicht hätte sich die Menge des Viehes so vermehrt, daß man mit der Zeit die Schiffe im Hauptland damit hätte versorgen können.

Von den Wollthieren hätte man nicht die gleiche Vortheile gezogen, wenn sich schon nicht die Strenge des Klima auf eine unüberwindliche Art ihrer Vermehrung widersetzt hätte. Ihre Wolle, die immer grober Art war, wird niemals anders, als nur in der Kolonie selbst zu mehr oder weniger gemeinen Zeugen nützlich verbraucht werden können.

Man kann nicht das gleiche von dem Ginseng sagen. Dieses Gewächs, das die Chinesen aus Corea oder aus der Tartarey erhalten, und mit Gold aufwiegen, ward im Jahr 1718 durch den Jesuiten Lafiteau in den Wäldern von Canada, wo es häufig wächst, gefunden. Man brachte es bald nach Canton, und es ward da sehr geachtet und theuer verkauft. Dieser gute Erfolg machte, daß das Pfund Ginseng, welches anfangs zu Quebeck nur 1½ bis 2 Liv. a) kostete, auf 25 Liv. b) stieg. Im Jahr 1752 ward für 500,000 Liv. c) herausgeschaft. Die Nachfrage, die nach dieser Pflanze entstand, trieb die Canadier an, dasjenige schon im May zu pflücken, was erst im September hätte gepflückt werden müssen, und im Ofen zu dörren, was im Schatten und langsam hätte getrocknet werden sollen. Dieser Fehler brachte den Ginseng aus Canada bey dem einzigen Volk auf Erden, das ihn schätzte, in Verruf, und die Kolonie ward für ihre übermäßige Habsucht, durch den gänzlichen Verlust eines Handlungszweigs, der, wäre er richtig geleitet worden, eine Quelle von Wohlstand werden konnte, entsetzlich bestraft.

Noch

a) Oder 41 kr. 2 Hlr. — 55 kr.
b) — 11 fl. 27 kr. c) Oder 229,166 fl. 40 kr.

Noch ein sichrer Weg bot sich dem Arbeitstrieb dar. Das war die Bearbeitung der in dortigen Gegenden so häufigen Eisenbergwerke. Herr Dantik hat lange Zeit daran gearbeitet, ein Mittel zu entdecken, durch welches man sicher alle bekannte Eisen klassificiren könnte. Nach einer großen Anzahl Versuche, deren Beschreibung hier nicht am rechten Ort stehen würde, hat er gefunden, daß das steyerische Eisen das beste sey. Auf dieses folgt das aus Nordamerika, das von Dannemora in Schweden, das aus Spanien, das aus Bayonne, das von Roussillon, das aus dem Lande Foix, das von Berri, das von Thierache, das schwedische zweyter Gattung, das gemeine aus Frankreich, und endlich das aus Siberien. Wenn dem also ist, welchen Vortheil hätte nicht der Hof von Versailles aus der zu Trois-Rivieres, auf der Oberfläche der Erde entdeckten und sehr ergiebigen Eisengrube ziehen können? Man machte anfangs daselbst nur schwache und schlecht eingerichtete Arbeiten. Ein im Jahr 1739 aus Europa angekommener Hüttenmeister vermehrte die Arbeit an diesem Bergwerk, und setzte sie in bessern Stand. Darauf wußte man in der Kolonie von keinem andern Eisen mehr; man machte sogar einige Versuche mit der Ausfuhr desselben, aber man blieb dabey stehen. Diese Nachläßigkeit war um so tadelnswürdiger, als man in diesem Zeitpunkt nach vielem Wankelmuth den Entschluß gefaßt hatte, Schiffswerften in Canada anzulegen.

Die ersten Europäer, die sich in diesem großen Land niederließen, fanden es mit Wäldern bedeckt. Die Bäume, die sich da in gröster Menge befanden, waren Eichen von einer erstaunlichen Höhe, und Fichten von unterschiedlicher Größe. Die Ausfuhr dieses Holzes war vermittelst des Flußes St. Laurent und der unzählbaren Flüsse, die sich hinein ergießen, leicht. Man kann nicht sagen, durch welch' unseliges Geschick so viele Schätze lange Zeit vernachläßiget oder verachtet blieben. Der Hof zu Versailles öffnete endlich die Augen. Auf seinen Befehl wurden endlich Werfte zum Bau der Kriegsschiffe zu Quebeck angelegt. Zum Unglück setzte er sein Vertrauen auf Agenten, die nur auf ihren Privatvortheil dabey sahen.

Man hätte sollen die Bäume auf den Bergen fällen, wo Frost und Luft sie härter machen, indem sie ihre Fasern zusammen ziehen, und man holte sie doch beständig aus den Morästen und an den Ufern der Flüsse, wo die Feuchtigkeit ihnen eine fette und weiche Beschaffenheit giebt. Anstatt sie in Booten fortzuschaffen, ließ man sie auf Flößen bis an den Ort ihrer Bestimmung herunterfahren, wo sie dann im Wasser vergessen und liegen gelassen wurden: da bekamen sie einen Schimmel, eine Art von Moos, der sie in Gährung brachte. Man hätte sie am Land unter Schoppen legen müssen; statt dessen blieben sie der Sonnenhitze im Sommer, dem Schnee im Winter, und den Herbst- und Frühlingsregen ausgesetzt. Von da wurden sie nach den Werften hingeschleppt, wo sie auch noch zwey bis drey Jahre lang die Veränderung aller Jahrszeiten aushalten

muß-

mußten. Die Nachläßigkeit oder der Betrug vermehrte dermaßen die Unkosten, daß man Segeltuch, Thauwerk, Schiffpech und Theer aus Europa nach einem Land kommen ließ, das mit wenig Sorgfalt und Fleiß ganz Frankreich mit diesen Dingen hätte versehen können. Eine so fehlerhafte Einrichtung hatte das Holz aus Canada ganz in Verruf gebracht, und alle Hülfe, die diese Kolonie zum Seewesen darbot, vernichtet.

Die Kolonie enthielt noch einen Gegenstand des Fleißes für die Manufakturen des Hauptlandes, den sie fast ausschließend besaß. Das war die Zubereitung der Biberfelle. Diese Waare fiel gleich anfangs in die Fesseln und unter das Joch des Alleinhandels. Die ostindische Gesellschaft machte, wie es nicht anders seyn konnte, einen verderblichen Gebrauch von ihrem Handelsrecht. Was sie von den Wilden kaufte, wurde vorzüglich mit englischen Scharlachtüchern bezahlt, einer Art von Wollenzeugen, womit diese Nationen sich gerne kleideten und putzten. Aber da sie in den englischen Besitzungen fünf und zwanzig bis dreyßig vom Hundert mehr erhielten, als der Preis, worauf die Gesellschaft ihre Waaren setzte, so brachten sie alles, was sie vor den Nachforschungen der Bedienten derselben verheelen konnten, dahin, und nahmen für ihre Biberfelle englische Tücher oder ostindische Leinwand. So raubte sich Frankreich durch den Mißbrauch eines Instituts, das aufrecht zu erhalten sie nichts bewog, selbst den doppelten Vortheil, einigen von seinen Manufakturen die rohen Materialien zu verschaffen, und für die Erzeugnisse einiger andern einen Weg

zum Vertrieb zu eröffnen. Diese Macht sah nicht besser ein, was für leichte Mittel sie besaß, den Wallfischfang in Canada anzulegen.

Die Straße Davis und das Meer um Grönland sind die reichsten Quellen für diesen Fang. Das erste dieser Gewässer sieht jährlich fünfzig, das andere hundert und fünfzig Schiffe ankommen. Die Holländer tragen hiezu mehr, als drey Viertheil bey. Die übrigen Schiffe werden von Bremen, Hamburg, und den englischen Häfen abgesandt. Man rechnet, daß die ganze Ausrüstung der zwey hundert Schiffe, die, eins ins andere, jedes von drey hundert und fünfzig Tonnen seyn mögen, etwan zehn Millionen Liv. a) kostet. Das gewöhnliche Einbringen eines jeden wird auf achtzig tausend Livres b) angesetzt, und folglich muß der ganze Fang drey Millionen, zweymal hundert tausend Livres c) betragen. Wenn man von dieser Summe das wegnimmt, was den Schiffern, die sich auf diese mühsame und gefährliche Reisen begeben, zukömmt, so bleibt sehr wenig Profit für die Handelsleute, von denen sie in Bewegung gesetzt werden.

Dieses ist die Ursache, welche die Biskayer nach und nach von einer Beschäftigung abgeschröckt hat, die sie zuerst unternommen hatten.

Andere

---

a) Oder 4,583,333 fl. 20 kr.
b) — 36,666 fl. 40 —
c) — 1,466,666 fl. 40 —

Andere Franzosen haben ihre Stelle nicht ersetzt, und es hat sich zugetragen, daß die Nation, die am meisten Fischthran, Fischbein und Wallrath gebrauchte, den Fang dieses Thieres ganz aufgegeben hat. Es war sehr leicht, ihn in dem Meerbusen von St. Laurent, ja selbst an der Mündung Saguenay nahe bey dem vortrefflichen Hafen von Tadoussac wieder anzufangen. Man sagt sogar, daß er bey der Ankunft der Franzosen in Canada daselbst versucht und nur deswegen unterbrochen worden sey, weil die Pelzwerke einen leichtern und schnellern Gewinnst erwarten ließen. So viel ist gewiß, daß die Fischer weniger Gefahr gelaufen, und einen geringern Aufwand zu machen genöthiget gewesen wären, als diejenigen, die sich jährlich nach der Straße Davis und in die grönländischen Gewässer begeben. Das Schicksal dieser Kolonie ist immer dies gewesen, daß die besten Projekte dort keinen Bestand haben sollten; und die Regierung hat nichts gethan, um den Wallfischfang, der einen neuen Schwarm von Seeleuten bilden, und Frankreich einen neuen Handelszweig verschaffen konnte, dort besonders aufzumuntern.

Diese Gleichgültigkeit erstreckte sich noch weiter. Der Stockfisch befindet sich in dem St. Laurentsfluß bis auf achtzig Meilen ins Meer sehr häufig. Man kann ihn im Vorbeyfahren in diesem großen Raum mitnehmen; indessen würde es sehr vortheilhaft seyn, eine beständige Fischerey in dem Hafen von Montlouis, das an der Mündung eines schönen Flußes, der Schiffe von hundert Tonnen aufnehmen kann, und das sie vor aller

Gefahr schützt, liegt, anzulegen. Dieser Fisch ist daselbst in größerer Menge, als anderswo; das Ufer bietet alle Erleichterungen dar, die man nur wünschen kann, um ihn zu trocknen, und die benachbarten Ländereyen sind zu Waiden und zum Anbau sehr dienlich. Alles berechtiget, zu glauben, daß eine Kolonie daselbst glücklich seyn würde. So dachte man im Jahr 1697. Durch die Sorgfalt des Riverin, eines thätigen und einsichtsvollen Mannes wurde zu dieser Zeit eine Gesellschaft errichtet, um diese Unternehmung anzufangen. Unzählige Widersprüche stürzten sie über den Haufen. Dieser Entwurf wurde seither wieder vorgenommen, aber sehr seicht ausgeführt. Es war ein sehr großes Unglück für Canada, welches ein ausgezeichneter glücklicher Erfolg dieser Art in weit stärkere Verbindungen mit Europa und Südindien gebracht hätte. Alles vereinigte sich also zum Flor der Besitzungen in Canada, wenn ihnen die Menschen, die den größten Vortheil dabey zu haben schienen, nur fortgeholfen hätten. Aber woher kam die unbegreifliche Unthätigkeit, wodurch sie in ihr erstes Nichts versenkt blieben?

XVIII.

Schwierigkeiten, die Frankreich, um Canada vortheilhaft zu benützen, zu überwinden hatte.

Man muß zwar gestehen, daß die Natur den Unternehmungen der Staatskunst einige Hindernisse in den Weg legte. Der Fluß St. Laurent

ist

ist sechs Monate im Jahr durch Eis gesperrt. Die übrige Zeit giebts dicke Nebel, reissende Ströme, Sandbänke und wasserebenliegende Felsen darauf, welche die Fahrt auf demselben des Nachts unmöglich und am Tag gefährlich machen. Von Quebeck bis Montreal können nur Schiffe von drey hundert Tonnen den Fluß befahren, und oft stehen ihnen noch erschröckliche Winde im Weg, die sie vierzehn Tage bis drey Wochen aufhalten. Von Montreal bis zum See Ontario finden die Schiffer gegen die sechs Wasserfälle, die sie in die traurige Nothwendigkeit setzen, ihre Boote auszuladen, und sie mit sammt den Waaren einen ganz ansehnlichen Weg längst zu Land zu tragen.

Weit entfernt, daß eine an Einsichten Mangel leidende Regierung die Menschen hätte ermuntern sollen, über die Natur zu siegen, so ersann sie nichts, als verderbliche Projekte. Um den Vorzug vor den Engländern im Pelzhandel zu haben, errichtete man drey und dreyßig sehr weit aus einander gelegene Schanzen. Die Sorge, sie zu erbauen und zu verproviantiren lenkte die Canadier von den einzigen Arbeiten ab, womit sie sich hätten beschäftigen sollen. Dieses Versehen verschlug sie in einem klippen und gefahrvollen Weg.

Die Wilden sahen nicht ohne Besorgniß, Besitzungen anlegen, die ihrer Freyheit gefährlich werden konnten. Dieser Argwohn bewog sie, die Waffen zu ergreifen, und die Kolonie blieb selten vom Krieg frey. Die Nothwendigkeit machte

alle

alle Canadier zu Soldaten. Eine männliche und ganz militärische Erziehung härtete sie frühzeitig zu den Arbeiten ab, und gewöhnte sie an die Gefahren. Kaum waren sie aus den Kinderschuhen getretten, so durchwanderten sie des Sommers in Booten, des Winters durch Schnee und Eis ein unermeßliches Land zu Fuß. Da ihr einziges Mittel, um sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, in einer Flinte bestand, so waren sie immer in Gefahr, Hungers zu sterben; aber nichts erschröckte sie, nicht einmal die Gefahr in die Hände der Wilden zu fallen, die ihre ganze Geisteskraft daran erschöpft hatten, für ihre Feinde Qualen zu erdenken, deren gelindeste der Tod war.

Die ruhigen Künste des Friedens, die anhaltenden Arbeiten des Landbaues konnten für Menschen, die an ein thätiges, aber herumstreifendes Leben gewohnt waren, keine Reitze haben. Der Hof, der die Freuden und den Nutzen des ländlichen Lebens weder sieht noch kennt, vermehrte noch die Abneigung, welche die Canadier dagegen gefaßt hatten, indem er ausschlußweise alle Ehren- und Gunstbezeugungen den Kriegsthaten ertheilte. Der Adel war der Vorzug, den man am am meisten ertheilte, und der die verderblichsten Folgen nach sich zog. Nicht allein versenkte er die Canadier im Müßiggang, sondern er gab ihnen noch eine unüberwindliche Neigung für alles, was einen Glanz hatte. Erzeugnisse, die auf die Veredlung der Ländereyen hätten verwendet werden müssen, wurden für eiteln Putz hingegeben. Eine verderbliche Ueppigkeit deckte eine wahre Armuth.

XIX.

Ursprung des Kriegs zwischen den Franzosen und Engländern in Canada.

So war der Zustand der Kolonie beschaffen, als die Regierung derselben im Jahr 1747 dem la Galissoniere anvertraut wurde, der ausgebreitete Kenntnisse mit einem thätigen, und weil Ueberlegung ihn begleitete, um so unerschütterlichern Muth verband. Die Engländer wollten die Gränzen von Neu-Schottland oder Akadien bis am südlichen Ufer des Flußes St. Laurent erweitern. Er hielt diese Anmaßungen für ungerecht, und beschloß, sie in die Halbinsel einzuschränken, die ihnen die Verträge selbst seiner Meynung nach zu Gränzen setzte. Die Herrschsucht, die sie in das Innere des Landes, besonders nach der Seite des Ohio oder des schönen Flußes zutrieb, schien ihm nicht minder übertrieben. Die Apalachen sollten, seiner Meynung nach, die Gränzen ihrer Besitzungen seyn, und er nahm sich vor, sie nicht über diese Berge kommen zu lassen. Der Nachfolger, den er erhielt, indessen er alle Mittel zusammenbrachte, dieses große Vorhaben auszuführen, trat in alle seine Absichten mit dem Eifer, den sie einzuflößen fähig waren. Man sah von allen Seiten Schanzen emporsteigen, die einem System, das der Hof angenommen hatte, vielleicht ohne die Folgen desselben vorausgesehen, oder auch recht überlegt zu haben, Bestand geben sollten.

Da erhuben sich zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika Feindseligkeiten, die von den Hauptländern mehr geboten, als öffentlich gut geheißen wurden. Dieser heimliche Krieg stand dem Versaillerministerium recht sehr an, welches auf die Art, ohne seine Schwäche in Gefahr zu setzen, nach und nach den Schaden ersetzte, den es in den Verträgen, wo es hatte müssen sich Gesetze vorschreiben lassen, erlitten hatte. Wiederholte Unfälle entdeckten endlich Großbritannien die Staatslist seines Nebenbuhlers. Georg II. meynte, eine zweydeutige Verfassung schicke sich nicht für das Uebergewicht seiner Seemacht. Seine Schiffe erhielten Befehl, die französische Flagge in allen Meeren anzugreifen. Sie hatten schon alle Schiffe, die ihnen aufgestoßen waren, weggenommen oder zerstreut, als im Jahr 1758 nach Isle-Royale gesegelt wurde.

XX.

Eroberung von Isle-Royale durch die Engländer.

Dieser Schlüssel von Canada war schon im Jahr 1745 angegriffen worden, und diese Begebenheit verdient ihrer Seltsamkeit wegen, daß wir sie etwas umständlich erzählen. Zu Boston war der Entwurf dieses ersten Angriffs angelegt worden, und Neu-England hatte das Geld zu Ausführung desselben hergegeben. Einem Kaufmann, mit Namen Pepperel, der den Enthusias-

mus der Kolonie entzünder, genährt und geleitet hatte, ward die Anführung der Armee von sechs tausend Mann, die man zu dieser Unternehmung angeworben hatte, anvertraut.

Obgleich diese durch ein Geschwader von neun Kriegsschiffen überbrachte Mannschaft, der Isle-Royale selbst die erste Nachricht von der Gefahr, die sie bedrohte, zu wissen machte; obgleich der Vortheil eines Ueberfalls machte, daß sie ohne Widerstand landeten; ob sie gleich nur mit sechs hundert Mann regulären Truppen und acht hundert Einwohnern, die in der Eile die Waffen ergriffen, zu fechten haben sollten, so ließ sich doch an dem guten Erfolg der Unternehmung zweifeln. Was sollte man auch in der That für Heldenthaten von einer mit Eil zusammengeraften Militz erwarten, die keine Belagerung gesehen, ja die nicht einmal Krieg geführt, und blosse Seeoffiziere zu Anführern hatte? Die Unerfahrenheit dieser Truppen hatte irgend einen günstigen Zufall vonnöthen, und den erhielt sie auch ganz besonders.

Die Besatzung von Louisbourg hatte bey der Erbauung und Ausbesserung der Festungswerke helfen müssen. Sie verrichtete diese Arbeiten um so lieber, da sie selbige als ein Mittel zur Sicherheit, als eine Hülfe, besser zu leben ansah. Da sie aber bemerkte, daß diejenigen, die sie bezahlen sollten, sich die Früchte ihres Schweißes selbst zueigneten, so verlangte sie Recht. Man unterstand sich, es ihr zu verweigern, und sie scheute sich nicht, es sich selbst zu verschaffen.

Da

Da die Häupter der Kolonie das Einkommen dieses Raubes mit den Subalternen getheilt hatten, so fand sich kein Mensch, der die Ordnung wieder herstellen konnte. Die Erbitterung der Soldaten gegen diese habsüchtigen Betrüger machte, daß sie alles Ansehen verachteten. Seit sechs Monaten lebten sie im offenbaren Aufruhr, als die Engländer sich vor dem Platz sehen ließen.

Das war der rechte Augenblick, um die Gemüther zu vereinigen. Die Truppen thaten die ersten Schritte; aber ihre Befehlshaber trauten einem Edelmuth nicht, dessen sie nicht fähig waren. Wenn diese niederträchtigen Unterdrücker bey dem gemeinen Soldaten genug Großmuth hätten muthmaßen können, um seinen Groll dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern, so hätten sie sich diesen Eifer zu Nutzen gemacht, um auf den Feind herzufallen, indessen er sein Lager anlegte, und seine Laufgräben zu eröffnen anfieng. Ein Belagerer, der gar keine militärische Kenntnisse besaß, wäre durch regelmäßige und muthige Angriffe aus der Fassung gebracht worden. Die ersten Unfälle konnten ihn muthlos machen, und ihn bewegen, seine Unternehmung aufzugeben. Aber man blieb immer hartnäckig bey der Meynung, die Besatzung verlange nur, Ausfälle zu thun, um zu desertiren, und ihre eigenen Befehlshaber hielten sie gleichsam gefangen, bis eine so schlechte Vertheidigung die Stadt zum Kapituliren nöthigte. Die ganze Insel folgte dem Schicksal von Louisbourg, ihrer einzigen Schutzmauer.

Diese durch den Aachner-Frieden wieder an Frankreich gekommene so herrliche Besitzung ward im Jahr 1758 von den Engländern zum zweytenmal angegriffen. Den zweyten Juni war es, als eine aus drey und zwanzig Schiffen von der Linie und achtzehn Fregatten bestehende Flotte, die sechszehn tausend Mann im Krieg geübter Truppen führte, in der Gabarusbay eine halbe Meile von Louisbourg Anker warf. Da es ausgemacht war, daß eine weiter hin unternommene Landung nichts helffen konnte, weil man das Geschütz und die andern zu einer großen Belagerung nöthigen Dinge unmöglich fortschaffen könnte, so hatte man hauptsächlich daran gearbeitet, sie in der Gegend des Orts selbst unmöglich zu machen. Der Feind sah die Klugheit der Maaßregeln, die ihm Gefahren und Schwierigkeiten ankündigten, wohl ein. Sein Muth ward dadurch nicht schwächer. Allein er rief die List zu Hülfe, und indessen er durch eine ausgebreitete Linie die ganze Küste bedrohte und deckte, landete er mit Macht an dem Ufer der Cormoranbucht.

Diese Stelle war von Natur schwach. Die Franzosen hatten sie aber durch eine gute Brustwehr mit Kanonen, die einander flankirten, und mit Steinmörsern von starkem Kaliber besetzt, verstärkt. Hinter dieser Brustwehr standen zwey tausend gute Soldaten und einige Wilden. Vor derselben hatte man einen so dicken Verhack gemacht, daß man kaum hätte durchkommen können, wenn auch niemand dahinter gestanden wäre. Diese Art von Verschanzung, die alle Zurüstungen zur Vertheidigung verbarg, sah in der Ferne blos, wie eine grüne Wiese aus.

Die

Die Kolonie war gerettet, wenn man dem Feind die Zeit gelassen hätte, seine Landung zu verrichten, und mit dem Vertrauen vorzurücken, er würde nur wenig Schwierigkeiten zu übersteigen finden. Von dem Feuer aus kleinem und aus grobem Geschütz auf einmal überwältigt hätte er alsdann unfehlbar am Ufer oder in der Eile des Wiedereinschiffens umkommen müssen, um so mehr, da die See in dem Augenblick sehr hoch gieng. Dieser unvermuthete Verlust hätte ihm alle seine Vorhaben verrücken können.

Aber die französische Hitze machte alle Vorkehrungen der Klugheit zu Nichts. Kaum hatten die Engländer einige Bewegungen gemacht, um sich dem Ufer zu nähern, als man schon eilte, die Falle aufzudecken, worinn sie gefangen werden sollten. Aus dem schleunigen und übereilten Feuer, das man auf ihre Boote gab, und noch mehr aus der Voreiligkeit, womit man die Aeste von Bäumen aus einander rückte, hinter welchen eine Macht verborgen lag, daran so viel gelegen war, sie nicht entdecken zu lassen, erriethen sie die Gefahr, worein sie sich begeben wollten. Den Augenblick kehrten sie wieder um, und sahen keinen andern Ort, um zu landen, als einen einzigen Felsen, den man bis dahin allerdings für unersteiglich angesehen hatte. Wolf, ob er gleich sehr damit beschäftigt war, seine Truppen wieder einschiffen zu lassen, und die Boote zurückzuschicken, gab dem Major Scott ein Zeichen, er sollte sich dahin begeben.

Alsobald macht sich dieser Officier mit den unter ihm stehenden Soldaten dahin. Da sein Boot zuerst angelangt, und in dem Augenblick, da er ans Land stieg, zu Grunde gegangen war, so kletterte er allein auf die Felsen. Er hofte, hundert von den Seinigen da zu finden, die man einige Stunden vorher dahin geschickt hatte. Es waren aber nur zehn da. Mit dieser kleinen Anzahl läßt er nicht nach, den Felsen hinauf zu gelangen. Zehn Wilden und sechzig Franzosen schießen ihm zwey Mann todt, und verwunden ihrer drey tödlich. Ungeachtet seiner Schwäche behauptet er doch diesen wichtigen Posten mit Hülfe eines dichten Gebüsches. Endlich aber gelangen seine unerschrockenen Landsleute, die der Wuth des Meers und dem Feuer der Kanonen trotzen, zu ihm, und machen sich vollends Meister von der einzigen Stellung, wodurch ihre Landung gesichert seyn konnte.

Sobald die Franzosen den Feind fest am Ufer stehend sahen, ergriffen sie die einzige Parthie, die ihnen übrig blieb, nemlich in Louisbourg sich einzuschließen. Die Festungswerke dieses Orts waren fehlerhaft, weil der Meerssand, dessen man sich bey ihrer Aufführung hatte bedienen müssen, zu Mauerwerk gar nicht tauglich ist. Die Bekleidungen der Kortinen waren alle eingestürzt. Nur eine Kasematte und ein kleines Magazin waren bombenfest. Die Besatzung, die den Ort vertheidigen sollte, bestand nur aus zwey tausend, neun hundert Mann.

Ungeachtet so vieler Nachtheile entschlossen sich die Belagerten doch zur hartnäckigsten Gegenwehr. Indessen sie sich so standhaft vertheidigten, könnte, meynten sie, der große Sukkurs, wozu man ihnen von Canada aus Hoffnung machte, ankommen. Auf alle Fälle bewahrten sie doch dadurch diese große Kolonie während des gegenwärtigen Feldzugs vor allem Anfall. Wer sollte glauben, daß soviel Entschlossenheit durch den Muth einer Frau belebt wurde? Die Frau von Drucourt war beständig mit dem Beutel in der Hand auf dem Wall, feuerte mit eigener Hand täglich drey Kanonen ab, und schien überhaupt mit ihrem Mann, dem Gouverneur in dem Ruhm sein Amt zu erfüllen, zu wetteifern. Nichts konnte die Belagerten muthlos machen, weder der schlechte Erfolg der Ausfälle, die sie oft versuchten, noch die geschickten Arbeiten des Feindes, die unter verabredeter Anführung des Admiral Boscawen und des General Amherst angelegt wurden. Erst den Tag vor einem Sturm, den man unmöglich abhalten konnte, sprach man von Ergeben. Die Kapitulation war ehrenvoll, und der Sieger hatte Achtung genug für seinen Feind und für sich selbst, seinen Ruhm durch keinen Streich voller Grausamkeit oder Geitz zu besudeln.

XXI.

Die Engländer greifen Canada an, sie erfahren anfangs daselbst viele Widerwärtigkeiten. Ursachen dieses Unglücks.

Die Eroberung von Isle-Royale bahnte den Weg nach Canada. Gleich im folgenden Jahr brachte man den Krieg dahin, oder vielmehr man vermehrte die blutigen Auftritte, dazu dieses unermeßliche Land längstens einen Schauplatz abgegeben hatte. Folgendes war die Ursache davon.

Die in diesen Gegenden angesessenen Franzosen hatten ihren Ehrgeitz nach Norden hingerichtet, wo das schöne Pelzwerk in größerer Menge zu finden war. Als diese Quelle von Reichthümern versiegte oder abnahm, wandte sich die Handlung nach Süden hin, wo man den Ohio entdeckte, der sich den Namen des schönen Flußes erwarb. Er eröffnete einen natürlichen Verkehr zwischen Canada und Louisiana. Denn obschon die Schiffe, die den Fluß St. Laurent hinauf segeln, zu Quebeck bleiben, so geht doch die Schiffahrt auf Booten bis nach dem See Ontario fort, der vom See Erie nur durch einen engen Wasserstrom getrennt wird, an welchem Frankreich schon frühzeitig das Fort Niagara aufführte. Allda, in der Nachbarschaft des Sees Erie befindet sich die Quelle des Ohio, der das schönste Land von der Welt bespühlt, und durch viele Flüsse verstärkt, sein Wasser dem Mississipi zollt, dessen Majestät er noch vermehrt.

Indessen machten die Franzosen nicht den geringsten Gebrauch von einem so prächtigen Kanal. Der schwache Verkehr, den die beyden Kolonien mit einander unterhielten, geschah noch immer durch die nördlichen Gegenden. Der neue Weg, der weit kürzer, weit leichter war als der alte, fieng erst durch ein Korps Truppen an, das man im Jahr 1739 dem im offenbaren Krieg mit den Wilden stehenden Louisiana zu Hülfe schickte, gebraucht zu werden. Nach dieser Unternehmung verfiel der südliche Weg wieder in die Vergessenheit, woraus er sich nicht viel eher, als im Jahr 1753 wieder erhob. Dieses war die Zeit, als man viele kleine Kastele am Ohio, dessen Lauf man seit vier Jahren studierte, aufwarf. Das beträchtlichste derselben erhielt den Namen des Gouverneurs Dü Quesne, der es hatte erbauen lassen.

Die englischen Kolonien konnten sich im Rücken französische Besitzungen, die mit den alten zusammen sie einzuschließen schienen, nicht ohne Verdruß entstehen sehen. Sie besorgten, die Apalachen, die beyden Nationen natürliche Gränzen seyn sollten, möchten eine unzulängliche Vormauer gegen die Unternehmungen eines unruhigen und kriegerischen Feindes abgeben. In dieser Besorgniß setzten sie selbst über diese berühmten Berge, um der mit ihnen wetteifernden Nation den Besitz des schönen Flußes streitig zu machen. Dieser erste Versuch lief nicht glücklich ab. Man schluß die hinter einander herziehenden Kommandos: man riß die Kastele ein, so wie sie errichtet wurden.

Um diesen Unglücksfällen Einhalt zu thun, und den Schimpf, den sie der Nation anthaten, zu rächen, schickte das Hauptland eine ansehnliche Macht in die neue Welt unter der Anführung des Braddock. Dieser General marschirte im Jahr 1755 im Sommer, um das Fort Duquesne mit sechs und dreyßig Kanonen und sechs tausend Mann anzugreifen, als er vier Meilen von dem Ort durch zwey hundert und fünfzig Franzosen und sechs hundert und fünfzig Wilden angegriffen wurde, die sein ganzes Heer vertilgten. Dieses unerklärliche Unglück hemmte den Marsch drey zahlreicher Korps, die in Canada einfallen wollten. Der Schrecken trieb sie wieder in ihre Quartiere hinein, und im folgenden Feldzug herrschte die furchtsamste Vorsicht bey allen ihren Bewegungen.

Diese Aengstlichkeit machte die Franzosen kühn. Ungeachtet der entsetzlichen Ueberlegenheit der feindlichen Macht unterstanden sie sich, im Jahr 1756 im Monat August sich vor Oswego sehen zu lassen. Ursprünglich war das ein an der Mündung des Flußes Choueguen am See Ontario befestigtes Magazin. Da es fast mitten in Canada lag, so hatte der Vortheil seiner Lage gemacht, daß man nach und nach daselbst verschiedene Werke angelegt hatte, wodurch es eines der besten Posten der dortigen Gegenden geworden war. Er ward durch achtzehn hundert Mann vertheidigt, die hundert ein und zwanzig Stück grobes Geschütz und einen großen Ueberfluß an Munition von allen Arten bey sich hatten. Ungeachtet so vieler Hülfsmittel ergab er sich, nachdem er einige Tage lang kühn und lebhaft angegriffen worden war, an drey tausend Mann, die ihn belagerten.

Fünf tausend fünf hundert Franzosen und achtzehn hundert Wilden marschirten im August des folgenden Jahrs nach Fort St. Georg hin, das am See St. Sakrament liegt, und mit Recht als die Vormauer der englischen Besitzungen, und als der Sammelplatz, wo alle gegen Canada bestimmte Macht zusammenstoßen mußte, angesehen ward. Kunst und Natur hatten alles angewandt, um die Wege, die nach diesem Ort hinführten, unbrauchbar zu machen. Truppen, in gehöriger Weite von einander, und in den vortheilhaftesten Posten gestellt, waren noch der Natur und Kunst zu Hülfe gekommen. Indessen wurden diese Hindernisse mit einer Einsicht und einer Unerschrockenheit überstiegen, die nur einen bekanntern Schauplatz hätten haben müssen, um in der Geschichte zu prangen. Die Angreifenden, nachdem sie erstlich eine große Menge ihrer Feinde, theils einzeln niedergemacht, theils in die Flucht geschlagen hatten, gelangten endlich vor den Ort, wo sie zwey tausend zwey hundert vier und sechzig Mann zu kapituliren zwangen.

Dieser neue Unfall weckte die Engländer auf. Ihre Generale befleißigten sich während des Winters, Mannszucht in die verschiedenen Korps zu bringen, sie gewöhnten sie daran, im Wald nach Art der Wilden zu fechten. Als die schöne Jahrszeit wieder eintrat, versammelte sich die Armee, sechs tausend drey hundert Mann regulirter Truppen, und dreyzehn tausend Mann Kolonienmiliz an der Zahl auf den Trümmern des Fort St. Georg. Sie setzte sich auf dem St. Sakraments-See, welcher die Kolonien der beyden Nationen

trennte,

trennte, aufs Wasser, und begab sich nach Carillon, das nur vier Meilen davon lag.

Dieses Kastel, das eben erst im Anfang des Kriegs erbaut worden war, um Canada zu decken, war nicht groß genug, um der Macht, die es angreifen wollte, Widerstand zu thun. Man machte also in der Eil unter dem Feuer des Orts eine Verschanzung von über einander hergelegten Stämmen, und man stellte grosse ungehauene Bäume davor, deren spitzgehauene Aeste die Wirkung spanischer Reuter thaten. Die Fahnen waren auf den Wällen, welche vierthalb tausend Mann enthielten, aufgesteckt.

Diese schröckliche Zurüstung prägte den Engländern keine Furcht ein, welche entschlossen waren, den Schimpf, der seit so langer Zeit den Ruhm ihrer Waffen in einem Lande befleckte, wo der Flor ihres Handels mit dem Glück ihres Muths verbunden war, abzuwaschen. Den achten Juli des Jahrs 1758 fielen sie mit der blindesten Wuth auf diese Verpallisadirung los. Umsonst donnerte der Tod von den Wällen, ohne daß sie sich vertheidigen konnten, auf sie los. Umsonst stürzten sie gespießt in den Aesten von Bäumen verwickelt, durch welche ihre Hitze sie hindurch getrieben hatte, zu Boden, so viel Verlust vermehrte nur noch diese zügellose Wuth. Sie erhielt sich vier Stunden hindurch, und kostete sie vier tausend ihrer tapfern Krieger, ehe sie von einer eben so tollkühnen, als rasenden Unternehmung abstanden.

Die besondern kleinen Scharmützel waren nicht weniger unglücklich für sie. Sie griffen keinen Posten an, wo sie nicht zurückgeschlagen worden wären. Sie wagten nicht ein Kommando, das nicht geschlagen, nicht einen Transport, der nicht aufgehoben worden wäre. Selbst die strenge Winterkälte, die sie hätte schützen und vertheidigen sollen, war die Jahrszeit, wo die Wilden und Canadier Feuer und Flammen an die Gränzen, und bis an das Innerste der englischen Kolonien brachten.

Alle diese Unglücksfälle hatten ihre Quelle in einem falschen Staatsgrundsatze. Der Hof zu London hatte immer gemeynt, um in der neuen Welt zu herrschen, brauche er nur seine überlegene Seemacht, welche leicht Sukkurs hinschaffen, und die dahin geschickten Truppen seiner Feinde auffangen konnte.

Obgleich die Erfahrung den Ungrund dieses eiteln Vorgebens gezeigt hatte, so suchte das Ministerium nicht einmal, die schädlichen Wirkungen desselben durch die Wahl seiner Generale zu vermindern. Fast allen denjenigen, denen er die Ausführung seiner Absichten auftrug, fehlte es sowohl an Einsicht, als an Kraft und Thätigkeit.

Die Heere waren eben nicht geschickt, die Fehler ihrer Anführer wieder gut zu machen. Die Truppen hatten zwar wohl jenen Seelenstolz, jenen unüberwindlichen Muth, den die Regierungsform noch mehr, als das Klima den englischen Soldaten einflößt, aber diese Nationaleigenschaften

schaften wurden theils unnütz gemacht, theils vernichtet, durch übermäßige Arbeiten, die in einem Lande, das von allen europäischen Bequemlichkeiten entblößt war, mit nichts erleichtert wurden. Was die Militz der Kolonien betrift, so bestanden sie aus ruhigen Landleuten, die nicht durch die Gewohnheit an die Jagd, und durch die kriegerische Lebhaftigkeit der meisten französischen Kolonisten im Morden geübt waren.

Mit diesen aus der Natur der Dinge entspringenden Hindernissen vereinigten sich welche, die von den Versehen der Menschen allein herkamen. Die zur Sicherheit der verschiedenen englischen Besitzungen aufgeführten Befestigungen waren nicht so angelegt, daß sie sich gegenseitig unterstützen und vertheidigen konnten, machten nicht ein Ganzes aus, wodurch allein wahre Macht entsteht. Die Provinzen, die alle ein verschiedenes Interesse hatten, und die nicht durch das Ansehen eines gemeinschaftlichen Befehlshabers vereiniget wurden, arbeiteten nicht mit jener Verbindung von Kräften und Uebereinstimmung von Gesinnungen, die allein einen guten Erfolg versichern können. Die Zeit zum Thun vergieng in eiteln Zänkereyen zwischen den Kolonisten und den Befehlshabern. Jeder durch irgend eine Assembly verworfene Operationsplan ward bey Seite gesetzt. Fand man gut, einen anzunehmen, so ward er vor der Ausführung bekannt; und dieses machte oft, daß er mißlang. Endlich stand man in unversöhnlicher Feindschaft mit den Wilden.

Diese Völker hatten immer die deutlichste Zuneigung für Frankreich. Das war eine Art von Dankbarkeit, die sie der ihnen dadurch, daß man ihnen Missionarien geschickt hatte, bezeugten Achtung schuldig zu seyn meynten; denn sie sahen dieselben mehr für die Abgesandten des Fürsten, als für Bothen Gottes an. Diese Missionarien hatten dadurch, daß sie die Sprache der Wilden erlernt, sich in ihre Gemüthsart und Neigungen geschickt, kurz alle Mittel angewandt hatten, um ihr Vertrauen zu gewinnen, eine unumschränkte Gewalt über ihre Herzen gewonnen. Die französischen Kolonisten hatten die europäischen Sitten nicht eingeführt, sondern vielmehr die Sitten des Landes, wo sie wohnten, nemlich die Trägheit dieser Nationen im Frieden, ihre Thätigkeit im Krieg, und die unabänderliche Liebe zum unstäten und herumstreifenden Leben angenommen. Es hatten sich sogar viele angesehene Officiere unter diese Völker aufnehmen lassen. Der Haß und der Neid der Engländer haben solche Verläumdungen über dies Betragen ausgestreut, daß sie sogar gesagt haben, diese großmüthigen Männer hätten für Geld Hirnschädel der Feinde gekauft; die schröckliche Tänze, unter welchen die Hinrichtung der Gefangenen bey diesen Völkern geschieht, angeführt; ihre Grausamkeiten nachgeahmt, und Theil an ihren unmenschlichen Festlichkeiten genommen. Aber diese ausgelassenen Abscheulichkeiten sind der Nationalwuth eines Volks, das den Fanaticismus des Vaterlandes an die Stelle des Religionsfanaticismus eingeführt hat, und die andere Nationen weit besser hassen, als seine eigene Regierung lieben kann, viel eher angemessen.

Aus der ausgemachten Neigung dieser Nationen für die Franzosen entstand der unüberwindlichste Haß gegen die Engländer. Nach der Meynung der amerikanischen Wilden waren es unter allen europäischen Wilden diejenigen, die sich am schwersten gesittet machen ließen. Jener ihr Haß ward eine Wuth, ein Durst nach Blut, sobald sie hörten, daß ein Preis auf ihren Kopf gesetzt war, und sich auf ihrem Geburtsland durch fremde Mörder für vogelfrey erklärt sehen mußten. Eben die Hände, die so lange Zeit die englische Kolonien mit dem Pelzhandel bereichert hatte, ergriffen das Beil, um sie zu zerstören. Die Wilden giengen auf die Engländerjagd, wie auf die Bärenjagd aus. Ruhm wars nicht mehr, sondern Morden, was sie im Gefechte suchten. Sie vernichteten Heere, welche die Franzosen gern nur besiegt hätten. Ihre Wuth war so erhitzt, daß, als einmal ein englischer Gefangener in eine abgelegene Hütte gebracht ward, ihm die Frau gleich einen Arm abhieb, und ihren Kindern das davon träufelnde Blut trinken ließ. Ich will, antwortete sie einem Jesuiten und Missionär, der ihr die Abscheulichkeit dieser That vorwarf, ich will, daß meine Kinder Krieger werden sollen, und daher müssen sie von dem Fleisch ihrer Feinde genährt werden.

XXII.

Einnahme von Quebeck durch die Engländer.

Die Einnahme der Hauptstadt zog mit der Zeit die Unterwerfung der ganzen Kolonie nach sich.

Dieses war die Beschaffenheit der Dinge, als eine englische Flotte, bey welcher man drey hundert Segel zählte, und die unter den Befehlen des Admirals Sounders stand, im Jahr 1759 gegen das Ende des Juni sich auf dem Fluß St. Laurent sehen ließ. In einer dunkeln Nacht und bey einem sehr günstigen Wind wurden acht Branders abgelassen, um sie in Brand zu stecken. Alles, Menschen und Schiffe wären unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn die Befehle mit Einsicht, mit kaltem Blut und der nöthigen Herzhaftigkeit vollzogen worden wären. Aber diejenigen, denen sie aufgetragen waren, hatten vielleicht keine von diesen Eigenschaften, oder wenigstens nicht alle zusammen. Ungeduldig, ihrer Zurückkunft aufs Land gewiß zu seyn, legten sie zubald Feuer an die Schiffe, die ihrer Aufsicht anvertraut waren. Daher gelang es auch dem Belagerer, der zeitlich genug von der ihn bedrohenden Gefahr berichtet war, sich durch seine Thätigkeit und Kühnheit davor zu verwahren. Es kostete ihn nur zwey schwache Schiffe.

Während daß die Seemacht ihrer Zerstörung so glücklich entgieng, griff die Armee, die 10,000 Mann stark war, die Levyspitze an, jagte die

französische Truppen, die dorten verschanzt waren, heraus, errichtete ihre Baterien daselbst, und bombardirte mit dem grösten Erfolg die Stadt Quebeck, welche, ob sie wohl an dem entgegengesetzen Ufer des Flußes lag, dennoch nur sechs hundert Klafter entfernt war.

Aber diese Vortheile leiteten noch nicht zum vorgesetzten Zweck. Es war darum zu thun, sich der Hauptstadt der Kolonie zu bemächtigen; aber die Küste, die dahin führte, war so gut, durch Wälle, Batterien und Truppen vertheidigt, daß sie unzugänglich schien. Die Belagerer wurden je mehr und mehr in dieser Meynung bestärkt, nachdem sie den Anfall auf Montmorency versucht hatten, wo sie fünzehn hundert Mann verloren, und wo sie leicht hätten alles das verlieren können, was unvorsichtiger Weise ans Land gebracht worden war.

Indessen gieng die Jahrszeit vorüber. Der General Amherst, der von der Seite des Sees eine Diversion machen sollte, erschien nicht. Man hatte alle Hoffnung verloren, den Feind in seinen Posten mit Gewalt zu bezwingen. Die Muthlosigkeit fieng an, sich zu Tage zu legen, als Herr Murray den Vorschlag that, mit der Armee und einem Theil der Flotte zwey Meilen über den Fluß hinauf zu rücken, und sich der Abrahamshöhen zu bemächtigen, welche die Franzosen zu besetzen vernachläßiget hatten, weil sie selbige hinlänglich durch die sehr steilen Felsen, die sie umgaben, vertheidigt glaubten. Dieser glückliche und stolze Gedanke wurde mit Freuden aufgenommen. Den 13ten December landeten vor Tag, und ohne bemerkt zu werden am Fuß der Anhöhe fünf tausend Engländer, sie stiegen hinauf, ohne einen Augenblick zu verlieren, und

fan-

fanden sich schon in Schlachtordnung, als sie um neun Uhr von 2000 Soldaten, 5000 Canadiern und 500 Wilden angegriffen wurden. Der Streit wurde hitzig, und entschied sich zu Gunsten der Engländer, welche gleich von Anfang der Schlacht ihren unerschrockenen General Wolf verloren hatten, ohne deswegen Vertrauen und Entschlossenheit zu verlieren.

Das war schon ein großer Vortheil, den man erfochten hatte, allein er konnte nicht entscheidend seyn. Zwölf Stunden Zeit war hinreichend, um Truppen, die ein paar Meilen weit vom Schlachtfeld vertheilt standen, zusammen zu bringen, sie mit der geschlagenen Armee zu vereinigen, und auf den Sieger mit einer stärkern Macht, als die Truppen, die er geschlagen hatte, marschiren zu lassen. Das war des französischen Generals Montcalm Meynung, der in dem Rückzug tödtlich verwundet worden war, doch aber vor seinem Tode noch Zeit gehabt hatte, auf die Rettung der Seinigen zu denken, indem er sie ermunterte, ihren Unfall wieder gut zu machen. Ein so edelmüthiger Gedanke ward vom Kriegsrath nicht befolgt. Man marschirte zehn Meilen zurück. Der Ritter von Lery, der von seinem Posten herbey geeilt war, um an Montcalms Stelle zu tretten, tadelte dieses schwache Verfahren. Man schämte sich dessen, man wollte wieder umkehren, und den Sieg zu erringern suchen. Dazu aber war die Zeit vorbey. Quebeck hatte, nachdem drey Viertheile dieser Stadt eingeäschert waren, schon den siebenzehnten mit zu vieler Eilfertigkeit kapitulirt.

Ganz Europa meynte, daß die Einnahme dieser Stadt dem großen Streit wegen Nordamerika ein Ende machen würde. Kein Mensch stellte sich vor, daß eine Handvoll Franzosen, denen es an allem

fehlte,

fehlte, denen das Schicksal sogar alle Hoffnung zu untersagen schien, sich es beygehen lassen dürften, ein unvermeidliches Geschick abzuhalten. Man kannte sie nicht. Sie setzten eilends Verschanzungen, die zehn Meilen oberhalb Quebeck angefangen worden waren, in den Stand. Es wurden hinreichende Truppen darinn gelassen, um fernern Eroberungen Einhalt zu thun, und so gieng man nach Montreal, um auf die Mittel zu denken, den Schimpf und den Schaden des bisher Verlornen wieder gut zu machen.

Da wurde festgesetzt, daß man gleich im Frühjahr mit Macht auf Quebeck losmarschiren würde, um es entweder zu überrumpeln, oder mit Belagerung einzunehmen, wenn sich jenes nicht thun ließe. Man hatte noch nichts von allem dem, was nöthig war, um einen Ort ordentlich anzugreifen; allein alles war so angelegt, daß man diese Unternehmung nicht eher angreifen wollte, bis in dem Augenblick, wo der Beystand, den man aus Frankreich erwartete, nicht mehr ausbleiben konnte.

Ungeachtet des entsetzlichsten Mangels an allem, worinn sich die Kolonie seit langer Zeit befand, waren die Vorkehrungen doch schon getroffen, als das Eis, womit der Fluß bedeckt war, sich in der Mitte desselben aufthat, und einen kleinen Kanal darinn hervorbrachte. Man schleppte mit Menschen Händen die Boote dahin, um sie aufs Wasser zu bringen. Das Heer, welches aus Bürgern und Soldaten bestand, die nur ein Ganzes ausmachten, und nur eine Seele hatten, stürzte sich den 20 April im Jahr 1760 mit einem unbeschreiblichen Eifer in diesen Strom des Flußes.

Die

Die Engländer meynten, es säße noch ruhig in seinen Winterquartieren; und schon gelandet stand es nahe an einem Vorposten von fünfzehn hundert Mann, den sie drey Meilen von Quebeck ausgestellt hatten. Dies starke Kommando stand auf dem Punkt, in die Pfanne gehauen zu werden, wenn sich nicht einer von jenen sonderbaren Zufällen ereignet hätte, welche die menschlichr Klugheit nicht vorher sehen kann.

Ein Kanonier war, indem er aus seinem Boote steigen wollte, ins Wasser gefallen. Ein Eisscholle befand sich ihm zur Hand, auf den er kletterte, und ihn dem Strom nach fortführte. Der Eisscholle streift im Herabfahren nahe an dem Ufer von Quebeck vorbey. Die englische dahin gestellte Schildwache sieht einen Menschen, der im Wasser umkommen will, und ruft nach Hülfe. Man eilt nach dem Unglücklichen hin, den der Strom fortreißt, und findet ihn alles Lebens beraubt. Seine Montirung, woran man ihn für einen französischen Soldaten erkennt, macht, daß man ihn zum Befehlshaber hinträgt, wo er durch die Kraft geistiger Getränke auf einen Augenblick wieder lebendig gemacht wird. Er gelangt wieder zu so viel Stimme, daß er sagen kann, es befinde sich eine Armee von zehn tausend Franzosen vor den Thoren der Stadt, und darauf stirbt er. Alsbald fertigt man Befehle an den besagten Vorposten ab, um sich eiligst nach der Stadt zurück zu begeben. Ungeachtet der Schleunigkeit, womit er sich zurückzog, hatte man doch noch Zeit, dem Nachtrab desselben anzukommen. Einige Augenblicke später, und die Niederlage dieses Korps hätte unstreitig den Verlust des Orts selbst nach sich gezogen.

Indessen marschirt der angreifende Feind mit einer Unerschrockenheit darauf los, die alles von dem Muth, nichts aber von einer Ueberrumplung zu erwarten schien. Er stand nur noch eine Meile davon, als er ein Korps von vier tausend Mann antraf, das ausgerückt war, um ihm Einhalt zu thun. Der Angrif war lebhaft, der Widerstand hartnäckig. Die Engländer wurden in ihre Mauern zurückgetrieben, nachdem sie achtzehn hundert ihrer braven Soldaten auf dem Platz, und ihr Geschütz in den Händen des Feindes gelassen hatten.

Die Laufgräben wurden alsbald vor Quebeck eröffnet. Aber da man nur Feldstücke hatte, da kein Sukkurs aus Frankreich ankam, und ein starkes englisches Geschwader den Fluß hinauf segelte, mußte man die Belagerung schon den 16ten May aufheben, und sich von Posten zu Posten bis nach Montreal zurückziehen. Drey furchtbare Heere, deren eines den Fluß hinunter, das andere den Fluß hinauf, und das dritte über den See Champlain herkam, umringten die Truppen, die ursprünglich in sehr geringer Anzahl gewesen, und nun durch häufige Gefechte und unaufhörliche Arbeiten außerordentlich vermindert waren, an Mund- und Kriegsvorrath zugleich Mangel litten, und in einem offenen Ort eingeschlossen standen. Diese elenden Ueberbleibsel eines Korps von sieben tausend Mann, das nie rekrutirt werden war, und mit Hülfe einiger Militz und Wilden so große Dinge gethan hatte, wurden endlich genöthiget, zu kapituliren, und zwar für die ganze Kolonie. Die Friedenstraktaten bestätigten diese Eroberung. Sie verstärkte die Masse der englischen Besitzungen in Nordamerika.

XXIII.

War die Eroberung von Canada eine Wohlthat, oder ein Uebel für England?

Wie begränzt sind die politischen Einsichten! Die Engländer betrachteten diese Eroberung als den höchsten Grad ihrer Größe. Das französische Ministerium war nicht aufgeklärter, als die britische Regierung. Einerseits glaubte man, durch diese Eroberung alles gewonnen zu haben; andrerseits glaubte man, durch ein Opfer, welches den Untergang eines unversöhnlichen Feindes nach sich ziehen sollte, alles verloren zu haben. So ist die nothwendige Kette der Begebenheiten beschaffen, die das Interesse der Staaten unaufhörlich verändern, daß es sich oft zugetragen, und noch oft zutragen wird, daß auch die tiefsinnigsten Grübeleyen, daß auch die dem Schein nach klügsten Verkettungen hintergangen worden, und es ferner seyn werden. Man ergreift nur den günstigen Augenblick in einer Sache, wo nichts so gemein ist, als aus dem Bösen das Gute, und aus dem Guten das Böse entstehen zu sehen. Wenn es von Privatpersonen wahr ist, daß sie noch lange Zeit nach ihrem Unglück geseufzt haben, so ist dies noch weit wahrer von Regenten. Nie zählt man den Eigensinn des Schicksals, das so leicht mit der Klugheit der Menschen spielt, in der Rechnung mit, und man hat jedesmal Ursache dazu, wenn ein verdrüßliches Ungefähr sich in einer entfernten und dunkeln Zukunft verbirgt; daß es fast ohne Wahrscheinlichkeit ist, und daß,

wenn

wenn man es auch als geschehen voraussetzt, deswegen dennoch kein gänzliches Verderben erfolgen wird. Aber ein Volk wird durch ein tolles Ministerium regiert seyn, wenn man über seine Ruhe, über die Sicherheit des Staats die Augen zuschließt, um sie nur für seine Vergrößerung offen zu haben; wenn, ohne zu erwägen, ob nicht eine elende kleine Insel Bemühungen und Ausgaben veranlaßt, die durch keinen Nutzen wieder ersetzt werden, man sich dennoch den thörichten Ruhm blenden läßt, sie der Nationalherrschaft unterworfen zu haben; wenn man, indem man festgesetzte Wiedergaben verweigert, zwischen der gewaltthätigen und der beschädigten Macht Haß einwurzelt, der früh oder spat, zu Wasser und zu Land, von Strömen von Blut begleitet werden kann; wenn man wegen der Erhaltung eines Platzes gezwungen seyn wird, Soldaten darinn gefangen zu halten, die in einem langen Müßiggang verdorben werden; wenn man fortdauernde Eifersucht oder Forderungen, die sich immer zu erneuern bereit sind, und die zwey Völker unter die Waffen bringen können, erregen wird; wenn man vergessen wird, daß eine Nation, die zwischen zwey andern Reichen liegt, bisweilen die beste Gränzen sind, die beyde haben können, und daß es unklug und gefährlich ist, sich durch Vernichtung einer zwischenliegenden Nation einen stolzen, unruhigen, kriegerischen und mächtigen Nachbar auf den Hals zu ziehen, daß jede Besitzung, die von einem Staat durch eine große Entfernung getrennt ist, erbettelt, kostbar, schlecht vertheidigt und schlecht verwaltet ist; daß eine Besitzung, dießeits und jenseits des Flußes, der zwey Nationen zur Gränze dient, unwidersprechlich ein wahres Unglück für beyde seyn

würde; daß die Entsagung einer Gegend, welche verschiedene Mächte wieder an sich zu bringen suchen, gemeiniglich unnützen Aufwand, Lärmen und Krieg ersparen heißt, und daß die Ueberlassung derselben an einen derjenigen, die sich darum ereifern, ihm ein Geschenke eben dieser Unglücksfälle machen heißt; mit einem Wort, daß ein Regent, der wahres Genie besäße, es vielleicht noch weniger dadurch zeigen würde, wenn er die wahren Vortheile seines Landes ergriffe, als wenn er eifersüchtigen Nationen betrügerische Vortheile überlassen würde, deren traurige Folgen sie erst mit der Zeit empfinden würden. Es ist dieses eine Art Lockfalle, in Ansehung deren sie die Vergrößerungssucht allzeit blind machen wird.

Ende des sechszehnten Buchs.

Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Siebenzehntes Buch.

Englische in der Hudsonsbay, Kanada, der Insel St. Johann, Neu-Foundland, Neu-Schottland, Neu-England, Neu-York und Neu-Jersey angelegte Kolonien.

Die Begierde, das Zukünftige voraus zu wissen, war eine Leidenschaft aller Zeitalter. Die Eingeweyde der Thiere, das Blut der Opfer schienen einigen Völkern ein unfehlbares Mittel, um die Schicksale der Reiche zu bestimmen.

Andere setzten die Kunst des Prophezeihens in die Träume, die sie als die sichersten Dollmetscher des göttlichen Willens ansahen. Wieder andere Nationen wollten aus dem Flug der Vögel, und andern eben so thörichten Vorbedeutungen das Schicksal zwingen, sich zu entdecken. Vorzüglich aber liebte man die Gestirne, um Rath zu fragen. Man glaubte darinn die mehr oder weniger wichtigen Begebenheiten, die den Erdball in Bewegung setzen sollten, mit unauslöschlichen Buchstaben bezeichnen zu können. Diese Träumereyen hatten sich nur des Pöbels bemächtiget, sie hatten eine gleiche Macht über die stärksten Geister gewonnen.

Seitdem die gesunde Weltweisheit diese Grillenfängereyen vertrieben hat, hat man sich auf eine neue Klippe versetzt. Ein zu starkes Vorurtheil machte glauben, daß nichts leichter sey, als durch verschiedene Verbindungen ohne grosse Schwierigkeiten dasjenige zu bestimmen, was in der politischen Welt geschehen sollte. Es ist auch ohne Zweifel aufmerksamen und nachdenkenden Köpfen möglich, einige Begebenheiten vorauszusehen, aber wie viel Irrthümer giebt es nicht gegen einen glücklichen Entwurf?

Die brittischen Inseln sind in Ströme von Blut versenkt. Verschwörungen, Sekten ohne Zahl zerstören sich daselbst mit einer Wuth, davon die erbärmlichen Jahrbücher der Welt selten ein so trauriges Beyspiel gegeben haben. Wer konnte voraussehen, daß das Wohl von Nordamerika aus der Quelle so vieles Unglücks entspringen würde?

I.

Erste Unternehmungen der Engländer in Nordamerika.

England war nur noch erst durch oft glückliche, immer glänzende Seeräubereyen in der neuen Welt bekannt, als Walter Raleigh das Vorhaben faßte, seiner Nation an den unermeßlichen Reichthümern, die seit einem Jahrhundert aus dieser Halbkugel in die unsrige floßen, einen Antheil zu verschaffen. Die östliche Küste des nördlichen Amerikas zog die Augen dieses um kühne Dinge zu ersinnen geschaffenen Mannes an sich. Die Gabe, die er hatte, die Gemüther dadurch zu überwältigen, daß er allem, was er vorschlug, einen Anstrich von Größe gab, machte, daß er bald Theilnehmer am Hof und unter den Kaufleuten fand. Die Gesellschaft, die durch die Anlockung seiner prächtigen Versprechungen zusammen traf, erhielt im Jahr 1584 von der Regierung die freye Waltung über alle Entdeckungen, die sie machen würde; und ohne weitere Aufmunterung versandte sie gleich im Monat April des folgenden Jahrs zwey Fahrzeuge, die in der Roanoakbay, welche jetzt in Carolina liegt, Anker warfen. Die Befehlshaber derselben, die des Vertrauens, womit sie sich beehrt fühlten, würdig waren, bezeugten eine gränzenlose Gefälligkeit in einem Land, wo sie ihrer Nation festen Fuß verschaffen wollten, und überließen den Wilden die Bestimmung der Tausche, die sie ihnen bey dem Handel, den man mit ihnen anlegen wollte, vorschlugen.

Alles, was diese glücklichen Seefahrer bey ihrer Rückkehr in Europa von der Luftbeschaffenheit, von der Fruchtbarkeit des Bodens, von der Gemüthsart der Einwohner, die sie hatten kennen lernen, erzählten, war eine Ermunterung für die Gesellschaft, die sie ausgeschickt hatte. Sie schickte den folgenden Frühling sieben Fahrzeuge ab, die hundert und acht freye Menschen zu Roanoak ans Land setzten, um da den Anfang zu Anlegung einer Besitzung zu machen. Ein Theil dieser ersten Kolonisten ließ sich durch die Wilden, die man beleidigt hatte, ermorden; die übrigen wollten vor Hunger und Elend sterben, weil sie es versäumt hatten, durch den Landbau für ihren Unterhalt zu sorgen, als sie einen Erretter erhielten.

Dieses war Franz Drake, der unter der Menge der Seefahrer deswegen so berühmt ist, weil er zuerst nach Magellan die Welt umschiffet hat. Die Fähigkeiten, welche er in dieser großen Unternehmung gezeigt hatte, machten, daß Elisabeth ihn erwählte, um Philipp II. in dem Theil seiner weitläufigen Staaten zu demüthigen, den er dazu mißbrauchte, die Ruhe der andern Völker zu stören. Wenige Befehle sind wohl je so gut vollzogen worden. San Jago, Carthagena, San-Domingo, verschiedene andere wichtige Plätze, eine große Menge reicher Schiffe wurden ein Raub der englischen Flotte. Ihre Verhaltungsbefehle enthielten, daß sie nach geendigter Verrichtung zu Roanoak vorlegen sollten, um alle Hülfe, deren man dort benöthiget seyn möchte, anzubieten. Verzweiflung machte, daß die kleine Anzahl von Elenden, die allen Arten von Unglücksfällen entgangen war,

sie

sie verwarf. Die einzige Gnade, um die sie baten, war, daß man sie in ihr Vaterland zurückführen möchte, und die Gefälligkeit, die der Admiral hatte, ihr Verlangen statt finden zu lassen, machte alle Kosten, die man bis zu der Zeit verwendet hatte, unnütz.

Diese unvermuthete Begebenheit schröckte die Glieder der Gesellschaft nicht ab. Sie schickten verschiedentlich schwache Rüstungen nach der Kolonie hin. Im Jahr 1589 befanden sich daselbst hundert und fünfzehn, einer regelmäßigen Regierung unterworfene, und mit allem zu ihrer Vertheidigung, zum Landbau und zum Handel nöthigen versehene Personen beyderley Geschlechts. Dieser Anfang gab einige Hoffnung, allein sie verlor sich in dem Chaos und in den Unfällen, in die sich Raleigh durch die Grillen einer hitzigen Einbildungskraft hingerissen, stürzte. Die Kolonie, der Stütze ihres Stifters beraubt, verfiel in eine gänzliche Vergessenheit.

Zwölf Jahre lang hatte man sie schon längstens aus den Augen verloren, als Gosnold, einer der ersten aus der Gesellschaft im Jahr 1602 beschloß, sie zu besuchen. Seine Erfahrenheit in der Schiffahrt machte, daß er argwöhnte, man habe bis dahin den rechten Weg, den man segeln müßte, nicht gekannt, und dadurch, daß man vor den kanarischen und karaibischen Inseln herfuhr, die Reise unnöthiger Weise um mehr als tausend Meilen verlängert hat. Seine Muthmaßungen bewogen ihn von Süden ab, und nach Westen hin zu steuern. Der Versuch gelang ihm, aber als

er an die Küsten von Amerika anlangte, befand er sich mehr nordwärts, als alle diejenigen, die diese Reise vor ihm gethan hatten. Die Gegend, wo er landete, die nachher in die Provinz Neu-England eingeschlossen worden ist, lieferte ihm eine Menge schönes Pelzwerk, womit er wieder nach Europa segelte.

Die Geschwindigkeit und der gute Erfolg dieser Unternehmung machte Eindruck auf die englischen Kaufleute. Verschiedene vereinigten sich im Jahr 1606, um eine Besitzung in dem Land, das Gosnold entdeckt hatte, anzulegen. Ihr Beyspiel erweckte bey einigen andern das Andenken der Kolonie von Roanoak. Es entstanden da zwey privilegirte Gesellschaften. Da das feste Land, wo sie Monopolrecht ausüben sollten, in England nur unter dem allgemeinen Namen Virginien bekannt war, so ward die eine die Gesellschaft von Süd-Virginien, und die andere die Gesellschaft von Nord-Virginien genannt.

Der Eifer, der sich in der ersten Zeit gezeigt hatte, erkaltete gar geschwind. Es entstand unter beyden Gesellschaften mehr Neid als Wetteifer. Ob man ihnen gleich die erste Lotterie, die in England gezogen wurde, als eine Hülfe zugestand, so waren ihre Fortschritte doch so langsam, daß man im Jahr 1614 nur vier hundert Personen in beyden Besitzungen zählte. Die Wohlhabenheit, welche die ungekünstelten Sitten der damaligen Zeit erforderten, war damals so allgemein in England, daß das Verlangen aus seinem Vaterlande zu ziehen, um dem Glück nachzulaufen, nie-

niemand in Versuchung setzte. Das Gefühl des Unglücks bringt noch mehr, als die Liebe zu den Reichthümern, den Menschen einen Eckel vor seinem Vaterland bey. Es gehört eine außerordentliche Gährung dazu, um sogar ein vortreffliches Land zu bevölkern. Sie ereignete sich. Der Aberglaube erzeugte sie aus dem Stoß entgegengesetzter Religionsmeynungen.

II.

Die Religionskriege, wodurch England zerrissen wird, bevölkern das feste Land in Amerika.

Die ersten Priester der Britten waren jene in den Jahrbüchern Galliens so berühmte Druiden. Um einen Ehrfurcht einflößenden Schleyer über die Gebräuche eines wilden Gottesdiensts zu werfen, wurden die Geheimnisse desselben nur an finstern Oertern, und gemeiniglich in dunkeln Gebüschen, wo die Furcht Gespenster und Erscheinungen schaft, gefeyert. Nur eine geringe Anzahl von Geweyhten besaß die heilige Lehre; und noch dazu war es niemals erlaubt, über diesen wichtigen Gegenstand zu schreiben, um die Geheimnisse desselben nicht den Augen eines unheiligen Pöbels vorzulegen. Die Altäre einer furchtbaren Gottheit wurden mit dem Blut von Menschenopfern benetzt und mit der köstlichsten im Krieg gemachten Beute geschmückt. Obgleich die

Furcht

Furcht vor der Rache der Götter die einzige Bewahrerin dieser Schätze war, so blieben sie doch von der Habsucht immer unberührt, die man durch den Grundlehrsatz von der ewigen Wanderung der Seelen hatte wissen zu bezähmen; diesen allen Gemüthern, die ein anderes Leben fürchten oder hoffen, so natürlichen Lehrsatz. Die Hauptmacht des Staats lag in den Händen der Diener dieser schröcklichen Religion, weil die Gewalt der Meynung die mächtigste und beständigste unter allen ist. Die Erziehung der Jugend war ihnen anvertraut; und vermöge dieses ersten Alters des Menschen bemächtigten sie sich seines ganzen Lebens. Sie sprachen in bürgerlichen und peinlichen Sachen Recht, und entschieden eben so unumschränkt in Staatshändeln, als in den Streitigkeiten einzelner Bürger. Wer ihren Urtheilen zu widerstehen sich unterfieng, war nicht nur von aller Theilnehmung an den heiligen Geheimnissen ausgeschlossen, sondern auch aus der Gesellschaft der Menschen verbannt. Es war ein Verbrechen und ein Schimpf, Umgang mit ihm zu halten. Des Schutzes der Gesetze unwiderruflich beraubt, konnte der Tod allein seinem Unglücke ein Ende machen. Die Geschichte der menschlichen Aberglauben zeigt uns keinen, der so eine erstaunliche Gewalt gewonnen hätte, als der, dessen Priester die Druiden waren. Er war der einzige, gegen den die Römer es der Mühe werth hielten, sich mit Strenge zu waffnen. So eine große Kraft stellten die Druiden der Macht der Eroberer entgegen.

Indessen hatte diese Religion viel von ihrer Gewalt verloren, als das Christenthum sie im siebenten Jahrhundert gänzlich vertrieb. Die nördlichen Völker, die nach einander die südlichen Provinzen Europas erobert hatten, fanden daselbst den Keim zu dieser neuen Religion unter den Ruinen und Trümmern eines von allen Seiten her einstürzenden Reichs. Theils aus Gleichgültigkeit gegen ihre entfernte Götter, theils aus leicht zu überredender Unwissenheit hatten sie ohne Mühe einen Gottesdienst angenommen, den die Menge seiner Ceremonien bey groben und wilden Menschen beliebt machen mußte. Ihr Beyspiel riß die Sachsen, die sich nachher Englands bemächtigten, leicht nach sich. Sie nahmen ohne Widerwillen eine Lehre an, die ihre Eroberungen rechtfertigte, alle Verbrechen derselben büßte, und ihre Dauer durch die Abschaffung der alten Religionen sicher stellte.

Es dauerte nicht lange, so brachte diese Religion die Früchte hervor, die sich davon erwarten ließen. Bald traten eitle Betrachtungen an die Stelle geselliger und thätiger Tugenden. Eine dumme Ehrfurcht gegen unbekannte Heiligen wurde statt der Verehrung des höchsten Wesens eingeführt. Das Erstaunliche der Wunderwerke erstickte die Kenntniß der natürlichen Ursachen. Gebete oder Schenkungen büßten die unmenschlichsten Verbrechen. Alle Keime der Vernunft waren verunstaltet, alle Grundsätze der Moral verderbt.

Diejenigen, die zum wenigsten bey dieser Unordnung geholfen hatten, wußten, Nutzen davon zu ziehen. Die Priester erlangten eine Ehrfurcht, die man Königen versagte; ihre Person ward heilig. Die Obrigkeit verlor alles Recht der Aufsicht über ihr Betragen; sie entzogen sich der Wachsamkeit der bürgerlichen Gesetze. Ihre Gerichte wußten allen andern auszuweichen, ja setzten sich sogar an ihre Stelle. Sie mengten die Religion in alle Rechtsfragen, in alle Staatsgegenstände, und wurden Schiedsmänner oder Richter in allen Streitigkeiten. Wollte man vernünfteln, so sprach der Glaube, und alle horchten schweigend auf seine unerklärlichen Orakelsprüche. So groß war die Verblendung in jenen Jahrhunderten, daß die schändliche Lüderlichkeit der Klerisey ihr Ansehen nicht schwächte.

Es macht aber, daß sich dasselbe schon damals auf grosse Reichthümer gründete. So bald man gepredigt hatte, daß die Religion, die von Opfern lebte, vorzüglich das Opfer des Vermögens und der Güter dieser Erden verlangte, so gebrauchte der Adel, der alles Eigenthum in seine Hände zusammengebracht hatte, seine Sklaven dazu, Tempel zu bauen, und seine Ländereyen, diese Stiftungen zu beschenken. Die Könige schenkten den Kirchen, was sie dem Volk geraubt hatten, sie beraubten sich selbst dermaßen von allem, daß sie nicht einmal so viel behielten, die Kriegsdienste zu bezahlen, oder die Ausgaben der Regierung zu bestreiten. Dieser Unmacht kamen diejenigen, die Schuld daran waren, niemals zu Hülfe. Die Aufrechthaltung der Gesellschaft gieng sie nichts

an.

an. Zu den Steuern einen Beytrag von den Kirchengütern zu thun, war eine Entweihung, eine Schändung der heiligen Dinge zu unheiligem Gebrauch. So sprachen die Geistlichen, so glaubten es die Laien. Der Besitz des dritten Theils der Lehengüter im Reiche; die freywilligen Gaben eines blinden Volks; der Preis, zu dem alle geistliche Verrichtungen angesetzt waren, sättigten die immer thätige Habsucht einer auf ihren Vortheil gelehrten Klerisey keineswegs. Sie fand im alten Testament, daß ihr der Zehnte von allen Erzeugnissen nach unwiderstreitlichen göttlichen Rechten zukäme. Die Leichtigkeit, womit sie diese Forderung durchsetzte, machte, daß sie es bis auf den Zehnten von der Arbeit, von dem Gewinn beym Handel, von dem Lohn der Ackersleute, von dem Sold der Kriegsvölker, ja sogar bisweilen von dem Einbringen der Hofbedienungen ausdehnte.

Rom, das sich anfangs begnügt hatte, den Fortgang, den die reichen und hochmüthigen Aposteln eines im Elend gebohrnen und in Schande gestorbenen Gottes in England hatten, mit stolzer Zufriedenheit zu betrachten, säumte nicht lange, Antheil an dem Raub dieses unglücklichen Landes zu verlangen. Es fieng damit an, daß es einen Handel mit Reliquien auftrat, denen immer durch grosse Wunderwerke Glauben geschaft wurde, und die man immer nach dem Preise, den die Leichtgläubigkeit darauf setzte, verkaufte. Die Großen, die Monarchen selbst, wurden eingeladen, nach der Hauptstadt der Welt zu kommen, und daselbst eine ihrem Stande auf

Er-

Erden angemessene Stelle im Himmel zu kaufen. Die Päbste maßten sich nach und nach der Ertheilung der Pfründen an, und verkauften sie, nachdem sie sich zuvor verschenkt hatten. Durch dieses Mittel rief ihr Gericht alle geistlichen Sachen vor sich, und ihr Fiskus vermehrte sich mit der Zeit durch den Zehnten aus den Einkünften einer Klerisey, die den Zehnten von allen Gütern im Reiche erhob.

Als man diese frommen Drückungen erst in England so weit getrieben hatte, als sie nur gehen konnten, trachtete das christliche Rom darnach, die höchste Gewalt daselbst zu erlangen. Die Betrügereyen seines Ehrgeitzes waren mit einem heiligen Mantel bedeckt. Es untergrub den Grund der Freyheit nur mit den Waffen der Einbildung. Das hieß den Menschen sich selbst entgegen stellen, und seine Rechte durch seine Vorurtheile überwältigen. Man sah die Päbste sich zu Schiedsrichtern zwischen dem Altar und dem Thron, zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen, zwischen einem Monarchen und den benachbarten Königen aufwerfen. Aber sie brauchten Abgeordnete, um den Schröcken ihrer Waffen zu verbreiten. Sie riefen die Mönche zu Hülfe. Die weltliche Klerisey war, trotz des ehelosen Standes, der sie von den Banden an die Welt befreyte, derselben doch noch durch die Bande des Eigennutzes, die öfters stärker sind, als die Bande des Bluts, zugethan. Eine Klasse von Menschen, die durch seltsame Einrichtungen, wodurch sie zum Fanaticismus geleitet werden mußten, durch eine blinde Unterwerfung

und

und Ergebenheit gegen den Willen eines fremden Priesters von der Gesellschaft ganz abgesondert waren, gaben tüchtige Werkzeuge ab, die Absichten dieses Regenten zu befördern. Diese niederträchtigen und unseligen Werkzeuge des Aberglaubens erfüllten ihren schrecklichen Beruf. Durch ihre Ränke, denen günstige Begebenheiten zu Hülfe kamen, ward England, das den alten Römern so viele Mühe gekostet hatte, zu erobern, ein Lehen des neuen Roms.

Die Leidenschaften und die gewaltigen Grillen Heinrichs VIII. zerbrachen endlich diese schimpfliche Unterwerfung. Schon hatte der Mißbrauch einer so ungeheuren Gewalt die Augen der Nation geöffnet. Der Fürst vermochte mit einem Streich, sich von der Gewalt des Pabsts zu befreyen, die Klöster abzuschaffen, und sich das Oberrichteramt in der Kirche anzumaßen.

Diese merkwürdige Spaltung brachte unter der Regierung Eduards, des Nachfolger Heinrichs andere Veränderungen hervor. Die Religionsmeynungen, die damals die Gestalt Europas veränderten, wurden untersucht. Man nahm von jeder etwas; viele Lehrsätze und Gebräuche der alten Religion wurden beybehalten; und man machte aus diesen verschiedenen Bruchstücken eine neue Gemeinschaft, die man mit dem großen Namen der englischen Kirche beehrte.

Elisabeth, welche die letzte Hand an dieses wichtige Werk legte, fand die Theorie desselben zu spitzfindig, und meynte, sie müßte feyerliche

Gebräuche noch hinzufügen, um die Gemüther durch die Sinnen zu fesseln. Ihre natürliche Neigung zur Pracht, die Begierde, die Streitigkeiten über die Lehre dadurch zu dämpfen, daß die Gemüther durch die Schau des Gottesdienstes belustigt würden, machten sie zu einer Vermehrung der Feyerlichkeiten geneigt. Aber die Staatsklugheit legte ihren Neigungen Fesseln an, und nöthigte sie dieselben, den Vorurtheilen einer Parthie aufzuopfern, die ihr den Weg zum Thron gebahnt hatte, und sie also darauf befestigen konnte.

Weit gefehlt, daß man hätte argwöhnen sollen, daß Jakob I. das ausführen würde, was Elisabeth nicht einmal zu versuchen gewagt hatte, mußte man glauben, er sey geneigt, die geistlichen Gebräuche einzuschränken. Dieser Fürst war in der presbyterianischen Lehre erzogen worden; eine stolze Sekte, der die Einfalt in den Kleidungen, die Ernsthaftigkeit in den Sitten, die Strenge in den Grundsätzen, ein üblicher Gebrauch der biblischen Redensarten, selbst die Affektation ihre Taufnamen nur aus dem alten Testament zu nehmen, eine unüberwindliche Abneigung gegen die Pracht des katholischen Gottesdienstes, und gegen alles, was die geringste Aehnlichkeit damit hatte, schien einflößen zu müssen. Allein der Systemgeist gewann bey dem neuen König die Oberhand über die Grundsätze seiner Erziehung. Die bischöfliche Gerichtsbarkeit, die er in England eingeführt fand, und die ihm den Begriffen, die er von der bürgerlichen Regierung hatte, angemessener schien, that eine solche Wirkung auf ihn, daß er die ersten Eindrücke, die

er

er empfangen hatte, aus Ueberzeugung verließ, und einer Hierarchie, die nach der politischen Einrichtung eines wohlgeordneten Staats angelegt war, eifrig zugethan ward. In seinem Enthusiasmus wollte er Schottland, sein Vaterland dieser wunderwürdigen Zucht unterwerfen, und eine große Menge Engländer, die sich davon entfernt hatten, fest daran binden. Er hatte sogar vor, den Glanz der erhabensten Feyerlichkeiten zu der Majestät der Grundverfassung noch hinzuzufügen, wenn die Zeit seine grossen Projekte erst zur Reife gebracht hätte. Aber die Unruhen, die er gleich bey den ersten Schritten erregte, erlaubten ihm nicht, in seinem Reformationssystem weiter zu gehen. Er begnügte sich damit, seinem Sohn zu empfehlen, seine Projekte wieder da vorzunehmen, wo er sie ließe, wenn er günstige Umstände dazu sähe; er schilderte ihm die Presbyterianer als eben so gefährlich für den Thron, als für die Kirche.

Karl nahm leichte Rathschläge an, die den despotischen Grundsätzen, welche er von Buckingham seinem Günstling, dem verderbtesten aller Menschen, und dem verführerischsten aller Hofleute empfangen hatte, nur gar zu gemäß waren. Um von fern die Veränderung, die er vorhatte, zu zubereiten, erhob er verschiedene Bischöfe zu den ersten Stellen im Staat, und ertheilte ihnen die meisten unter den Ehrenstellen, die einen großen Einfluß in den öffentlichen Entschließungen gaben. Diese ehrgeitzigen Prälaten, die gleichsam die Herren eines Fürsten geworden waren, der Schwachheit genug hatte, um sich von andern

leiten zu lassen, zeigten den Ehrgeiz, der bey der Klerisey so gewöhnlich ist, die geistliche Gerichtsbarkeit unter dem Schatten der königlichen Vorrechte zu erheben. Sie fiengen an, die Kirchenceremonien unter dem Vorwand, sie seyen von den Aposteln eingesetzt, ins unendliche zu vermehren, und zu den eigenmächtigen Verordnungen der Gewalt des Fürsten ihre Zuflucht zu nehmen, um die Beobachtung derselben zu erzwingen. Die Absicht schien festgesetzt zu seyn, dasjenige, was die Protestanten die römische Abgötterey nennen, in seinem Glanz wieder einzuführen, und sollte man auch deswegen die gewaltsamsten Mittel gebrauchen. Dieses Vorhaben verursachte um so mehr Besorgniß, da es von den Vorurtheilen und den Ränken einer kühnen Königin unterstützt wurde, die eine unmäßige Neigung für die unumschränkte Gewalt und für das Pabstthum aus Frankreich mitgebracht hatte.

Die Erbitterung, die ein so schwerer Verdacht in den Gemüthern erregte, läßt sich kaum gedenken. Bey gewöhnlicher Klugheit hätte man der Gährung Zeit gelassen, sich zu legen. Der Geist des Fanaticismus machte aber, daß man diese trüben Tage erwählte, um alles wieder zu der rechten Einheit der englischen Kirche zu bringen, die den Nicht-Konformisten noch verhaßter geworden war, seitdem sie selbe mit Gebräuchen überladen sahen, die sie als abergläubisch betrachteten. Es ward in beyden Königreichen befohlen, dem Gottesdienst und der Kirchenzucht der englischen Kirche gemäß zu leben. Man unterwarf die Presbyterianer, die anfiengen, sich Puritaner zu

nennen,

nennen, weil sie vorgaben, daß sie nur das bloße und reine Wort Gottes zur Richtschnur in ihrem Glauben und Handlungen annähmen, diesem Gesetze. Alle fremden Kalviniſten, die im Königreich lebten, wurden genöthiget, demselben nachzuleben, der Unterschied ihrer Meynungen mochte seyn, welcher er wollte. Man schrieb diesen hierarchischen Gottesdienst den Regimentern und den Handlungsgesellschaften, die sich in den verschiedenen Gegenden Europas fanden, vor. Endlich sahen sich die englischen Gesandten genöthiget, sich überall von der Gemeinschaft der Reformirten zu trennen, und von Stund an ihrem Vaterlande den Einfluß, den es auswärts als das Haupt und die Stütze der Reformation besaß, zu rauben.

In dieser verdrüßlichen Lage theilten sich die meisten Puritaner zwischen Unterwerfung und Widerstand. Diejenigen, die weder die Schande nachzugeben, noch die Mühe zu kämpfen haben wollten, wandten ihre Augen nach Nordamerika hin, um die bürgerliche und Religionsfreyheit zu suchen, die ihnen ein undankbares Vaterland versagte. Die Feinde ihrer Ruhe, um sie besser nach Herzenslust verfolgen zu können, versuchten es, diese Freystatt den frommen Flüchtlingen, die Gott nach ihrer Weise in einem öden Land anbethen wollten, zu versperren. Acht Schiffe, die auf der Temse segelfertig vor Anker lagen, wurden daselbst angehalten, und in denselben ward, wie es heißt, Cromwell durch eben den König, den er nachher aufs Schavott brachte, gezwungen zu bleiben. Indessen überstieg der Enthusiasmus,

der noch stärker ist, als die Verfolger, alle Hindernisse, und diese Gegend der neuen Welt ward bald mit Presbyterianern angefüllt. Die Zufriedenheit, die sie in in ihrem Zufluchtsort genossen, zog nach und nach alle diejenigen von ihrer Parthie dahin, deren Seele nicht finster genug war, um an den erschröcklichen Katastrophen, die England nachher zu einem Schauplatz voller Schröcken und Blut machten, ein Vergnügen zu finden. Aussichten von Glück vermehrten die Anzahl ihrer Gefährten in ruhigern Zeiten. Endlich aber trug noch ganz Europa viel dazu bey, die Bevölkerung dort zu verstärken. Tausende von Unglückseligen, die von der Tyranney oder der Religionsunduldsamkeit ihrer Regenten unterdrückt wurden, giengen durch die Gefahren des Weltmeers, Leben und Heil in jener Halbkugel zu suchen. Wir wollen sie aber nicht verlassen, sie nicht vollends durchlaufen, ohne erst zu versuchen, sie genau zu kennen.

III.

Vergleichung der alten und neuen Welt.

Wie lange Zeit blieb die neue Welt nicht, so zu sagen, selbst nachdem man sie entdeckt hatte, unbekannt? Unmenschliche Soldaten, habsüchtige Kaufleute waren nicht geschickt dazu, richtige und tiefgeschöpfte Kenntnisse über diese Hälfte der Welt auszubreiten. Die Philosophie allein war dazu bestimmt, die in den Erzählungen der Seefahrer

und

und Bekehrer zerstreut liegenden Einsichten zu nützen, um Amerika so zu betrachten, wie es die Natur geschaffen hat, und um seine Verhältnisse mit der übrigen Weltkugel zu entdecken.

Man glaubt heut zu Tage gewiß zu seyn, daß die neue Welt nicht eine halb so große Oberfläche enthält, als die alte. Außerdem zeigt ihre Gestalt Aehnlichkeiten, die auf die verführerische Schlüsse leiten könnten, wenn man nicht in den Systemgeist ein Mißtrauen setzen müßte, weil er uns oft mitten auf dem Weg zur Wahrheit zurückhält, um uns zu verhindern, das Ziel zu erreichen.

Beyde Welthälften scheinen gleichsam zwey Streifen Landes auszumachen, die vom Nordpol ausgehen, und sich am Wendezirkel des Steinbocks endigen, ost- und westwärts aber durch das Weltmeer, das sie umgiebt, von einander getrennt sind. Das Gebäude beyder Streifen, und das Gleichgewicht oder die Symmetrie, die in ihrer Gestalt herrscht, sey beschaffen, wie sie wolle, so sieht man wohl, daß ihr waagerechter Stand nicht von ihrer Lage abhängt. Der Unbestand des Meers macht die Festigkeit der Erde aus. Um die Weltkugel auf ihre Grundlage zu befestigen, war dem Anschein nach ein Element erforderlich, welches, indem es beständig um unsern Planeten herum floß, durch seine Schwere allen andern Materien das Gegengewicht halten, und durch seine Flüßigkeit das Gleichgewicht wieder herstellen konnte, das durch den Streit und den Stoß der andern Elemente

hätte zerstört werden mögen. Das Wasser ist durch seine natürliche Beweglichkeit und durch seine Schwere bey weitem das geschickteste, diese Harmonie und dies gleichmäßige Schwanken der Theile der Erdkugel um ihren Mittelpunkt zu erhalten. Hat unsere Halbkugel in Norden eine sehr breite Landmasse, so wird eine eben so schwere Wassermasse bey unsern Gegenfüßlern nie ermangeln, ein Gegengewicht dafür abzugeben. Haben wir unter den Wendecirkeln ein reiches mit Menschen und Thieren bedecktes Land, so wird Amerika unter eben der Breite von einem mit Fischen angefüllten Meer benetzt werden. Indessen Wälder von Bäumen mit den grösten Früchten beladen, Geschlechter der ungeheuersten vierfüßigen Thiere, die zahlreichsten Nationen, Elephanten und Menschen, an den Gränzen der brennenden Zone auf der Erde wiegen, und alle Fruchtbarkeit derselben zu verschlingen scheinen, so schwimmen an beyden Polen die Wallfische, mit unzähligen Kolonien von Stockfischen und Heringen, mit Wolken von Insekten, mit den unendlichen und unermeßlichen Völkerschaften des Meers, gleichsam um die Axe der Erde zu stützen und zu verhindern, daß sie sich auf keine Seite neige, wenn man je sagen könnte, daß die Wallfische und die Elephanten, und die Menschen einiges Gewicht auf einem Erdball haben, wo alle lebendige Wesen nichts, als eine vergängliche Modifikation des Leimes sind, woraus er besteht. Mit einem Wort, der Ocean rollt über diesen Erdball, um ihn nach den allgemeinen Gesetzen der Schwere zu bilden. Bald bedecket, bald entdecket er eine Halbkugel, einen Pol, eine Zone; aber überhaupt scheint er

sich am meisten an den Zirkel des Aequators zu halten, um so mehr da die Kälte der Pole sich der Flüßigkeit, die sein Wesen ausmacht, und ihm seine Thätigkeit giebt, widersetzt. Zwischen den Wendezirkeln ist es, wo sich das Meer hauptsächlich ausbreitet und bewegt; wo es die meisten Veränderungen aushält, sowohl in seinen periodischen und regelmäßigen Bewegungen, als in den Arten von Zuckungen, welche die Sturmwinde von Zeit zu Zeit darinn anrichten. Die anziehende Kraft der Sonne, und die Gährungen, die ihre beständige Hitze in der brennenden Zone anrichtet, müssen einen entsetzlichen Einfluß auf den Ocean haben. Die Bewegung des Monds giebt dieser wirkenden Ursache eine neue Kraft, und das Meer muß, so scheint es, um diesem doppelten Trieb zu gehorchen, sein Wasser nach dem Aequator hin ergießen. Nur die eingedrückte Gestalt der Erdkugel an den Polen giebt einen hinreichenden Grund von der großen Menge Wasser ab, die uns bis dahin die Südländer verborgen hat. Das Meer kann nicht wohl außerhalb den Gränzen der Wendezirkel tretten, wenn nicht die gemäßigten und die Eiszonen dem Mittelpunkt der Erde näher liegen, als die brennende Zone. Also schaft das Meer das Gleichgewicht der Erde, und bestimmt die Anordnung ihrer Materien. Zum Beweis, daß die Gestalt zwey symmetrischer Streifen Landes, worunter die beyden Erdhälften unsrer Weltkugel sich dem ersten Blicke darstellen, ihrer Gestalt nicht wesentlich sind, dient dieses, daß die neue Halbkugel viel länger unter Wasser gestanden ist, als die alte. Außerdem, wenn es schon merkliche Aehnlichkeiten zwischen

den beyden Halbkugeln giebt, so haben sie auch vielleicht eben so viel Verschiedenheiten, welche die vermeynte Harmonie, welche man sich schmeichelt, darinn zu entdecken, zerstören.

Wenn man mit der Weltkarte vor den Augen die lokale Uebereinstimmung ansieht, die sich zwischen den Erdengen von Suez und Panama, zwischen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Kap Horn, zwischen dem ostindischen und dem antillischen Inselmeer, zwischen den Gebirgen in Chili und in Monomotapa befindet, so erstaunt man über das Gleichmaaß, das in den Figuren dieses Gemähldes herrscht: überall glaubt man zu sehen, wie Land dem Land entgegengesetzt sey; wie Gewässer Gewässern die Waage halten; wie Inseln und Halbinseln von den Händen der Natur als Gegengewichte ausgestreut oder gleichsam hingeworfen sind, und wie immer das Meer durch seine Bewegungen und seinen Hang das Gleichgewicht in einem unmerklichen Schwenken erhält. Aber wenn man einerseits die große Fläche des stillen Meers, das beyde Indien trennt, mit dem kleinen Raum, den der Ocean zwischen der Küste von Guinea, und der von Brasilien einnimmt; die starke Masse bewohnten Landes in Norden mit den wenigen bekannten Südländern; die Richtung der Berge in der Tartarey und in Europa, wo sie von Osten nach Westen laufen, mit dem Gang der Cordilleras, die sich von Norden nach Süden erstrecken, vergleicht, so steht der Geist still, und sieht mit Verdruß den Plan von Ordnung und Symmetrie verschwinden, womit er sein Erdesystem ausgeschmückt hatte.

Der

Der Spekulant ist noch unzufriedener mit seinen Träumen, wenn er die übermäßige Höhe der Berge in Peru betrachtet. Dann erstaunt er, ein so hohes, und doch so neues festes Land zu sehen; zu sehen, wie tief das Meer unter den Bergspitzen desselben liegt, und wie neuerlich es von den Ländern herabgeflossen ist, die diese stolzen Vormauern vor allen seinen Anfällen zu schützen schienen. Indessen kann man nicht leugnen, daß dasselbe nicht beyde festen Länder der neuen Halbkugel bedeckt habe. Luft und Erde, alles bezeugt es.

In Amerika sind die Flüsse breiter und länger; unermeßliche Wälder liegen südwärts; grosse Seen und weite Moräste nach Norden hin; ein fast ewiger Schnee zwischen beyden Wendezirkeln: wenig von jenen reinen Sandstrecken, die der Satz der erschöpften Erde zu seyn scheinen; keine ganz schwarze Menschen; sehr weiße Völker unter der Linie; eine kühle und gelinde Luft unter einer Breite, wo Afrika sengend und unwohnbar ist; ein strenges und eisvolles Klima zwischen eben den Parallelzirkeln, zwischen welchen unsere gemäßigten Himmelsstriche liegen; endlich ein Unterschied von zehn bis zwölf Graden in der Luftbeschaffenheit zwischen der alten und neuen Halbkugel, alles dieses sind lauter Kennzeichen einer erst werdenden Welt.

Warum sollte das feste Land in Amerika verhältnismäßig viel wärmer und viel kälter seyn, als in Europa, wenn es nicht die Feuchtigkeit machte, die der Ocean gelassen hat, nachdem unsere Welttheile lange schon bevölkert waren? Das

Meer

Meer allein hat es verhindern können, daß Mexiko nicht seit eben so langer Zeit bewohnt gewesen war, als Asien. Wenn das Wasser, das noch das Innere dieser neuen Halbkugel bespühlt, nicht die Oberfläche derselben überschwemmt hätte, so würde der Mensch da bey Zeiten die Wälder gefällt, die Moräste ausgetrocknet, und einen teigigen Boden dadurch festgemacht haben, daß er ihn umrührte, und den Strahlen der Sonne aussetzte; er hätte den Winden Ausgänge und den Flüssen Dämme bereitet; das Klima hätte sich verändert. Aber eine brachliegende und entvölkerte Halbkugel kann nichts anders, als eine neue Welt andeuten, wenn das ihren Küsten nahe liegende Meer noch heimlich in ihren Adern fließt. Eine minder sengende Sonne, häufigere Regengüsse, tiefrer Schnee, dickere und stockendere Dünste verrathen entweder die Trümmer und das Grab der Natur, oder ihre Kindheit.

Der Unterschied des Klima, der von dem Aufenthalt des Meers auf dem Land in Amerika kömmt, konnte nichts anders, als einen großen Einfluß auf die Menschen und auf die Thiere haben. Aus diesen unterschiedenen Ursachen mußte eine erstaunliche Verschiedenheit von Wirkungen entspringen. Auch sieht man in der alten Welt zwey Drittheile Gattungen von Thieren mehr, als in der neuen; Thiere, die bey gleichen Gattungen beträchtlich größer sind; wildere und blutdürstigere Thiere, nach Verhältniß einer größern Vermehrung von Menschen. Wie sehr scheint hingegen die Natur die neue Welt vernachläßigt zu haben! Die Menschen sind daselbst schwächer,

nicht

nicht so muthig; bart- und haarlos am Leib; in allen Zeichen der Mannheit herab gewürdigt; schwach mit jenem lebhaften und mächtigen Gefühl begabt; mit jener köstlichen Liebe, welche die Quelle aller Liebe, die der Grund aller Neigungen, der erste Trieb, das erste Band zur Gesellschaft ist, ohne welches alle andere künstlichen Bande keine Kraft und keine Dauer haben. Die noch schwächern Frauen sind da von der Natur und den Männern gemißhandelt. Diese sehen, weil sie gegen das Glück, sie zu lieben wenig Empfindung haben, nichts, als Werkzeuge ihrer Bedürfnisse in ihnen; sie widmen sie nicht sowohl ihren Lüsten, als sie selbe ihrer Freyheit aufopfern. Diese Trägheit, deren Schlachtopfer die Weiber, wegen der unaufhörlichen Arbeiten, die man von ihnen verlangt, werden, ist die höchste Wollust, die gröste Seligkeit der Amerikaner. Indessen kann man sagen, daß, wie auf dem ganzen Erdboden, so auch in Amerika, die Männer, als sie die Frauen zur Arbeit verurtheilten, so billig gewesen sind, die Gefahren beym Jagen und Fischen sowohl, als im Krieg für sich zu behalten. Aber die Gleichgültigkeit gegen das Geschlecht, dem die Natur das Geschäft der Hervorbringung anvertraut hat, zeigt eine Unvollkommenheit in den Werkzeugen, eine Art von Kindheit bey den Völkern in Amerika an, wie bey den Individuen in unserm Welttheile, die noch nicht das Alter der Mannschaft erreicht haben. Das ist ein Grundfehler in der andern Halbkugel, deren Neuheit aus dieser Art von Unmacht erhellt.

Wenn die Amerikaner ein neues Volk sind, machen sie dann eine Art von Menschen aus, die von denen, womit die alte Welt besetzt ist, ursprünglich verschieden wäre? Das ist eine Frage, bey deren Entscheidung man sich nicht übereilen muß. Der Ursprung der Bevölkerung von Amerika ist mit unerklärlichen Schwierigkeiten untermengt. Sagt man, daß die Norweger anfangs Grönland bevölkert haben, und die Grönländer nachher nach den Küsten von Labrador gesegelt sind, so werden andere einwenden, es sey wahrscheinlich, daß die Grönländer von den Eskimaux abstammen, denen sie ähnlicher sehen, als den Europäern. Wollt ihr Californien von Kamschatka aus mit Menschen besetzen, wird man fragen, welcher Beweggrund Tartarn an die nordwestliche Küste von Amerika gebracht haben mag? Indessen meynte man, die Einwohner der alten Welt hätten durch Grönland oder Kamschatka in die neue gelangen müssen, da beyde festen Länder durch diese Gegenden verbunden, oder wenigstens am nächsten gebracht sind. Wie soll man außerdem annehmen, daß die brennende Zone der neuen Welt von einer seiner Eiszonen her bevölkert worden sey? Die Menschen drängen sich zwar bisweilen von Norden wieder nach Süden zu; aber unter dem Aequator, wo das Leben mit der Wärme aufkeimt, müssen sie der Natur nach zu entstehen angefangen haben. Haben die Bewohner von Amerika nicht von unserm festen Lande kommen können, und scheinen sie doch neu, so muß man seine Zuflucht zur Sündfluth nehmen, die in der Geschichte der Nationen die Quelle und die Auflösung aller Schwierigkeiten abgiebt.

Man

Man wird annehmen, daß, als das Meer sich über jene Halbkugel ergoß, die alten Einwohner desselben auf die Apalachen, Anden und andern Gebirge, welche viel höher sind, als unser Berg Ararath, geflüchtet seyen. Aber wie werden sie da auf diesen Spitzen von Schnee, mit Wasser umgeben gelebt haben? Wie werden Menschen, die vorher eine reine und reitzende Luft geathmet haben, den Mangel, die Rauhigkeit einer verderbten Luft, alle Plagen, welche die unzertrennlichen Folgen einer Sündfluth sind, haben überleben können? Wie wird sich das Geschlecht in jenen Tagen des Schröckens, worauf Jahrhunderte von Unvermögen folgen mußten, haben erhalten und fortpflanzen können? Ungeachtet aller dieser Hindernisse müssen wir doch gestehen, daß Amerika durch die traurigen Ueberbleibsel seiner Verheerung wieder mit Menschen besetzt worden ist. Alles zeigt eine Krankheit an, die das Menschengeschlecht noch empfindet. Der Ruin der Welt ist ihren Einwohnern noch auf der Stirn gedrückt. Es ist eine in ihrer physikalischen Beschaffenheit, in ihrem Wuchs, in ihrer Lebensart, in ihrem in allen Künsten der Geselligkeit weit zurückgebliebenen Geist herabgewürdigte und ausgeartete Gattung von Menschen. Eine feuchtere Luft, ein morastigerer Boden mußten alle sowohl zum Unterhalt, als zur Vermehrung der Menschen dienlichen Keime bis in der Wurzel verderben. Es haben Jahrhunderte dazu gehört, damit das Menschengeschlecht dort wieder aufleben, und seinen Verlust ersetzen konnte, und noch mehrere Jahrhunderte dazu, bis die ausgetrocknete und bearbeitbare Erde ihren Schooß zum

Grün-

Gründen der Gebäude, zum Anbau der Ländereyen öffnen ließ. Die Luft mußte rein werden, ehe der Himmel heiter werden konnte; und der Himmel mußte heiter werden, ehe sich die Erde bewohnen ließ. Die Unvollkommenheit der Natur in Amerika beweiset also nicht die Neuheit dieses Welttheils, sondern sein Wiederentstehen. Er hat freylich müssen zu eben der Zeit, als der alte mit Menschen besetzt werden; aber er hat können später überschwemt werden. Die grossen Knochen, die man in Amerika aus der Erde gräbt, zeigen, daß ehedem Elephanten, Nashorne und andere ungeheure vierfüßige Thiere darauf gewohnt haben, deren Gattung jetzt aus diesen Gegenden verschwunden ist. Die Gold- und Silberbergwerke, die man dort fast wassergleich entdeckt, beweisen eine Erdeveränderung, die aber viel neuer seyn muß, als die, welche unsere Halbkugel durchwühlt hat.

Und obschon die neue Welt durch einen uns unbekannten Weg von unsern herumstreifenden Horden bevölkert worden wäre, so wäre das doch in einem so entfernten Zeitpunkt geschehen, daß deswegen den Einwohnern Amerikas dennoch ein sehr hohes Alter bliebe. Drey oder vier Jahrhunderte, die man auf die Stiftung der Reiche von Mexiko und Peru rechnen wollte, wären immer nicht genug, indem dabey, daß man in diesen Ländern gar kein Verfahren unsrer Künste, keine Spur der auf dem übrigen Erdboden ausgebreiteten Meynungen und Gebräuche sah, eine politische Verfassung und Gesellschaft, Erfindungen und Verfahren daselbst gefunden wurden, die ohne die geringste Spur von Zeiten von einer Fluth zu zeigen, doch eine ziemlich lange Reihe

von

von Jahrhunderten nach diesem Unfall voraussetzten. Denn obschon in Mexiko, so wie in Aegypten die Gränzen eines mit Gewässern, Bergen oder andern unübersteiglichen Hindernissen umgebenen Landes die Menschen, die darinn eingeschlossen waren, gezwungen haben müssen, sich zu vereinigen, und einen Staat zu stiften, nachdem sie sich erstlich in einem blutigen und beständigen Krieg werden aufgerieben und umgebracht haben, so konnte man doch nur mit der Länge der Zeit einen Gottesdienst und eine Gesetzgebung, die man unmöglich weder von entfernter Zeit, noch von entlegenen Ländern erborgt haben konnte, erdenken und festsetzen. Die bloße Kunst der Rede, und die Kunst, auch bloß hieroglyphisch zu schreiben, erfordern bey einer abgesonderten Nation, die sie beyde geschaffen haben muß, mehr Jahrhunderte, um sie zu erfinden, als ein Kind Tage braucht, um sich in beyden festzusetzen. Jahrhunderte sind der Gattung nicht das, was dem einzelnen Menschen Jahre sind. Jene ist dazu bestimmt, ein ziemlich großes Feld in der Zeit und im Raum einzunehmen; dieser aber hat nur Augenblicke und Zeitpunkte zu erfüllen, oder vielmehr zu durchlaufen. Die Aehnlichkeit und die Einförmigkeit, die in den Zügen und in den Sitten der amerikanischen Nationen herrschen, beweisen, daß sie nicht so alt sind, als die in unserm Welttheil, welche so viel Verschiedenheiten unter sich haben; aber scheinen auch zugleich zu bestätigen, daß sie nicht von einem fremden Welttheil hergekommen sind, womit sie kein Verhältniß haben, das sichtbarlich eine Abstammung andeutete.

IV.

Vergleichung der gesitteten und der wilden Völker.

Es verhalte sich aber auch mit ihrem sehr ungewissen Ursprung und eben so ungewissen Alterthum, wie es wolle, so liegt ein vielleicht noch interessanterer Gegenstand der Neugierde darinn, zu wissen oder zu untersuchen, ob diese noch halbwilden Völker glücklicher oder unglücklicher sind, als unsre gesitteten Nationen; ob der Stand des rohen dem bloßen thierischen Trieb überlassenen Menschen, bey dem ein mit Jagen, mit Essen, mit der Erzeugung seines Gleichen und mit Schlafen zugebrachter Tag, das Bild aller seiner übrigen Tage wird, besser oder schlimmer ist, als der Stand jenes wunderwürdigen Wesens, das Daunen liefet, um sich zu lagern; das den Faden des Seidenwurms spinnt, um sich zu kleiden; das die Höhle, seine erste Wohnung, in einen Pallast verwandelt hat; das seinen Bequemlichkeiten und seinen Bedürfnissen tausend Abwechslungen zu verschaffen gewußt hat.

In der Natur des Menschen muß man seine Mittel zur Glückseligkeit suchen. Was braucht er, um so glücklich zu seyn, als er es werden kann? Den Unterhalt auf die gegenwärtige Zeit; und denkt er auf die Zukunft, die Hoffnung und die Versicherung auf dieses vornehmste Gut. Fehlt es dann wohl aber dem wilden Menschen, wenn ihn die gesitteten Gesellschaften nicht etwan in die Eis-

Eiszonen getrieben oder zurückgehalten haben, an diesem durchaus Nothwendigen? Wenn er keinen Vorrath sammelt, so kömmts daher, weil Erde und Wasser Vorrathshäuser und Behälter sind, die seinen Bedürfnissen immer offen stehen. Fischerey und Jagd lassen sich das ganze Jahr hindurch treiben, oder ersetzen die Unfruchtbarkeit in den todten Jahrszeiten. Der Wilde hat weder wohlverschlossene Häuser, noch einen sehr bequemen Heerd. Allein seine Pelze dienen ihm statt Obdach, Kleidung und Ofen. Er arbeitet nur zu seinem eigenen Nutzen, schläft, wenn er müde ist, kennt weder das Wachen, noch die Schlaflosigkeit. Der Krieg ist bey ihm sein eigener Willen. Die Gefahr ist, so wie die Arbeit, eine Bedingung seiner Natur, und nicht ein Beruf seiner Geburt; eine Nationalpflicht, keine Familienknechtschaft. Der Wilde ist ernsthaft und nicht traurig, man sieht selten auf seiner Stirne den Eindruck der Leidenschaften und der Krankheiten, die so scheußliche oder schröckliche Spuren zurücklassen. Das, was er nicht verlangt, kann ihm nicht fehlen, und was er nicht kennt, kann er nicht verlangen. Die Bequemlichkeiten des Lebens sind meistentheils Mittel gegen Uebel, die er nicht empfindet. Die Vergnügungen sind eine Befriedigung von Begierden, die nichts in seinen Sinnen rege macht. Die Langeweile findet selten Platz in seiner Seele, welche weder Mängel, noch Bedürfniß zu empfinden oder zu handeln fühlt, noch jene Leere, welche die Vorurtheile der Eitelkeit geschaffen haben. Mit einem Wort, der Wilde leidet nur das Ungemach der Natur.

Was hat aber der gesittete Mensch, das glücklicher heißen könnte? Seine Nahrung ist gesünder und zärter, als des Wilden seine. Er hat sanftere Kleider, ein besser verwahrtes Obdach gegen das Toben der Witterung. Aber das Volk, das die Grundlage und der Gegenstand der geselligen Ordnung seyn soll; diese Menge Menschen, die in allen Ständen die mühsamen Arbeiten und die Lasten der Gesellschaft tragen muß; lebt, sage ich, das Volk glücklicher, entweder in den Reichen, wo die Folgen des Kriegs und die Unvollkommenheit der Polizey es in die Sklaverey versetzt haben, oder unter jenen Regierungen, wo der Fortgang der Ueppigkeit und der Staatslist es in die Knechtschaft geleitet haben? Die gemäßigten Regierungen zeigen einige Strahlen von Glückseligkeit in einem Schattenbild von Freyheit, aber um welche Preise ist diese vermeynte Ruhe erkauft worden? Mit Strömen von Blut, die eine Zeitlang die Tyranney zurücktreiben, um sie mit verdoppelter Wuth und Unmenschlichkeit auf eine über lang oder kurz unterdrückte Nation wieder fallen zu lassen. Man sehe nur, wie ein Caligula, ein Nero die Vertreibung der Tarquinier und den Tod des Cäsars gerächet haben.

Die Tyranney ist, sagt man, das Werk der Unterthanen, nicht der Könige. Warum leidet man sie dann? Warum ruft man nicht mit so vielem Eifer gegen die Unternehmungen des Despotismus, als er selbst Gewalt und Arglist gebraucht, um sich aller Fähigkeiten des Menschen zu bedienen? Aber ist es erlaubt, unter der

Ruhe

Ruthe des Unterdrückers zu klagen und zu murren? Heißt das ihn nicht reitzen, nicht antreiben, das Schlachtopfer bis auf den letzten Blutstropfen zu schlagen? In seinen Augen ist das Geschrey der Sklaverey eine Rebellion. Man erstickt es in einem Gefängniß, ja nicht selten auf einem Schaffott. Der Mensch, der die Rechte des Menschen laut verlangte, würde verlassen oder beschimpft sterben. Man ist also genöthigt, die Tyranney unter dem Namen der obrigkeitlichen Gewalt zu leiden.

Und welcher Schmach ist dann nicht von Stund an der gesittete Mensch ausgesetzt? Hat er etwas eigenthümliches, in wie fern ist ihm dessen Besitz gewiß, wenn er das Einkommen davon mit dem Hofmann, der seine Gründe angreifen kann, mit dem Richter, der ihm die Mittel verkauft, es zu erhalten, mit dem Kriegsknecht, der es verheeren kann, und endlich mit dem Steuerbedienten theilen muß, der Abgaben davon erhebt, die in Ansehung der Macht, von der sie verlangt werden, immer uneingeschränkt sind? Wenn er aber nichts eigenthümliches hat, wie kann er sich einen dauerhaften Unterhalt versprechen? Wo ist die Art von Fleiß, die vor den Zufällen des Glücks, oder vor den Eingriffen der Regierung gesichert sey?

In den Wäldern von Amerika richtet man seinen Lauf nach Süden, wenn der Mangel in Norden herrscht. Der Wind oder die Sonne führen eine herumstreifende Völkerschaft nach den minder rauhen Gegenden. Wenn aber Hungersnoth, Krieg oder Pest den Tod in einem Reich

zwischen den Pforten und Ringmauern, womit unsere gesitteten Staaten eingeschlossen sind, verbreitet, so ist dasselbe ein Gefängniß, wo man unumgänglich in dem Schmachten des Elends, oder in den Schröcken des Mordens sterben muß. Der Mensch, der zu seinem Unglück darinn gebohren ist, sieht sich dazu verdammt, alle Plagen, alle Härte auszuhalten, die das Verderben der Luft, oder die Ungerechtigkeit der Regierung darinn verüben können.

In unsern Gefilden umwühlt der Einwohner als glebæ adscriptus, oder als freyer Miethling, Ländereyen, deren Boden und Früchte ihm nicht gehören, und er muß sich noch sehr glücklich schätzen, wenn seine fleißige Arbeit ihm einen Theil der Erndte einbringt, die er ausgesäet hat. Von einem unruhigen und unbarmherzigen Eigenthümer beobachtet oder geplagt, der ihm so gar das Stroh, worauf die Mattigkeit einen kurzen und abgebrochenen Schlaf zu finden hoft, streitig macht, setzt sich dieser Unglückliche täglichen Krankheiten aus, die mit dem Mangel, in den ihn seine Umstände versetzen, vereinigt, ihn zwingen, eher den Tod, als eine kostbare Genesung, worauf Schwächlichkeit und Mühseligkeit folgen soll, zu wünschen. Er sey Hintersaß oder Unterthan, unter doppelter Benennung ein Sklave, sobald er einige Acker Landes besitzt, so geht sein Herr hin und erndtet darauf, was er nicht gesäet hat: sollte er auch nur ein Gespann Ochsen oder Pferde haben, läßt man sie ihm nach den Frohndiensten schleppen; Hat er nichts als seine Person, so nimmt ihn der Landesherr zum Krieg weg. Ueberall sind Heere, und immerfort Drückungen.

In unsern Städten müssen sich der Arbeiter und Handwerker, die keine eigene Werkstätte haben, Gesetze von Habsüchtigen und müßigen Anführern vorschreiben lassen, die durch das Vorrecht des Monopols von der Regierung die Macht erkauft haben, den Fleiß umsonst arbeiten zu lassen, und das, was er hervorbringt, sehr theuer zu verkaufen. Das Volk sieht blos das Schauspiel der Ueppigkeit, deren Opfer es auf doppelte Art ist, erstlich durch das Wachen und die Arbeit, die sie ihn kostet, und dann durch den Uebermuth einer Pracht, die es demüthigt und zu Boden schlägt.

Wenn man auch annähme, daß die Arbeiten und die Gefahren unsrer Menschen tödtenden Handwerker in den Steinbrüchen, Bergwerken, Schmieden und in allen Feuerkünsten, bey der Schiffahrt und der Handlung auf allen Meeren nicht so mühsam, nicht so schädlich wären, als das herumstreifende Leben der jagenden oder fischenden Wilden; wenn man auch glaubte, daß Menschen, die sich um Mühseligkeit, Beschimpfungen und Unfälle beklagen, die bloß in der Einbildung bestehen, nicht so unglücklich sind, als Wilde, die in Martern und in der Todespein selbst keine Thräne vergießen, so bliebe doch noch ein unendlicher Raum zwischen dem Schicksal des gesitteten und dem Schicksal des wilden Menschen; und der Unterschied wäre ganz zum Nachtheil des geselligen Standes. Er besteht in der Ungerechtigkeit, die in der erkünstelten Ungleichheit des Vermögens und der Stände herrscht, welche Ungleichheit aus der Unterdrückung entspringt und sie wieder erzeugt.

Umsonst versenken Gewohnheit, Vorurtheile, Unwissenheit und Arbeit das Volk in eine solche viehische Dummheit, daß es seine Herabwürdigung nicht empfindet. Weder Religion noch Moral können ihm die Augen in Ansehung der Ungerechtigkeit der Vertheilung des Guten und Bösen unter den Menschen nach der politischen Ordnung verschließen. Wie oft hat man Leute aus dem Volk den Himmel fragen hören, was sie dann verbrochen haben, daß sie auf Erden in einem Zustand der äußersten Dürftigkeit und Unterwerfung gebohren seyn? Gesetzt, es sind grosse Plagen unzertrennlich mit einem hohen Stand verbunden, welches vielleicht den Vorzug und alle Vortheile des gesitteten Standes über den Stand der Natur aufhebt, so sieht der im Staub kriechende Mensch, der diese Plagen nicht kennt, in einem hohen Rang nichts, als einen Ueberfluß, der seine Armuth ausmacht. Er beneidet den Reichthum um seine Vergnügungen, davon die Gewohnheit selbst dem Reichen, der sie haben kann, die Empfindung raubt. Wo ist der Bediente, der seinen Herrn lieben kann? Und was heißt wohl die Ergebenheit des Gesindes? Wo ist der Fürst, der wirklich von seinen Hofleuten werth gehalten würde, auch dann, wenn ihn seine Unterhanen hassen? Daß wir aber unsern Zustand dem Stand der wilden Völker vorziehen, kömmt von der Unvermögenheit, worein uns das gesittete Leben versetzt hat, gewisse Uebel der Natur zu erdulden, denen der Wilde mehr ausgesetzt ist, als wir; von unsrer Anhänglichkeit an gewisse Bequemlichkeiten, aus denen die Gewohnheit uns ein Bedürfniß gemacht hat, her. Und dennoch wird

in

in der Kraft des Lebens ein gesitteter Mensch sich unter Wilden wieder gewöhnen, selbst in den Stand der Natur zu tretten, zum Beweis jener Schottländer, der, als er auf die Insel Fernandez geworfen und verlassen ward, nicht länger unglücklich war, als bis ihn die körperlichen Bedürfnisse so sehr beschäftigten, daß er sein Vaterland, seine Sprache, seinen Namen, ja sogar die Aussprache der Wörter vergaß. Nach vier Jahren fühlte sich dieser Europäer von der großen Last des geselligen Lebens befreyt, als er so glücklich war, den Gebrauch des Nachdenkens und des Denkens überhaupt, das ihm das Vergangene wieder in den Sinn brachte, oder wegen des Zukünftigen quälte, zu verlieren.

Da nun endlich das Gefühl der Unabhängigkeit einer der ersten Triebe des Menschen ist, so ist derjenige, der mit dem Genuß dieses Rechts die moralische Gewißheit einer hinreichenden Nahrung verbindet, ohne Vergleich glücklicher, als der reiche Mann, der mit Gesetzen, mit Gebietern, mit Vorurtheilen und mit Moden umgeben ist, die ihm alle Augenblicke den Verlust seiner Freyheit zu fühlen geben. Wenn man den Zustand der Wilden mit dem Zustand der Kinder vergleicht, entscheidet man dadurch nicht die unter den Philosophen so sehr bestrittene Frage über die Vorzüge des Standes der Natur, oder der Gesellschaft? Sind nicht die Kinder trotz des Zwangs der Erziehung in dem glücklichsten Alter des menschlichen Lebens? Ist nicht ihre beständige Lustigkeit, so lange sie nicht unter der Zuchtruthe der Pedanterey sind, das sicherste Merkmal der

Glück-

Glückseligkeit, die ihnen eigen ist. Mit allem dem kann ein Wort diesen großen Streit schlichten. Man frage den gesitteten Menschen, ob er glücklich sey? Man frage den wilden Menschen, ob er unglücklich sey? Wenn beyde nein antworten, so hat der Streit ein Ende.

Gesittete Völker, diese Vergleichung ist freylich betrübt für euch, aber ihr könnt die Plagen, unter deren Last ihr seufzet, nicht stark genug empfinden? Je schmerzlicher dieses Gefühl für euch seyn wird, je fähiger wird es auch seyn, euch auf die wahren Ursachen eurer Uebel aufmerksam zu machen. Vielleicht werdet ihr endlich dahin gelangen, euch zu überzeugen, daß ihre Quelle in der Unordnung eurer Meynungen, in den Fehlern eurer politischen Verfassungen, in den seltsamen Gesetzen, wodurch die Gesetze der Natur unaufhörlich beleidiget werden, liegt.

Von dem moralischen Zustande der Amerikaner wollen wir nun die Augen wieder auf die physikalische Beschaffenheit ihres Landes wenden. Laßt uns sehen, in welchem Zustande es vor der Ankunft der Engländer war, und was es unter ihren Händen geworden ist.

V.

In welchem Zustand die Engländer Nordamerika fanden, und was sie da ausgerichtet haben.

Die ersten Europäer, welche die englischen Pflanzstätte anlegten, fanden unermeßliche Wälder. Die grossen Bäume, die der Erdboden bis in die Wolken hineingetrieben hatte, waren mit kriechenden Pflanzen verwickelt, die den Zugang dazu verwehrten. Wilde Thiere machten diese Wälder noch unwegsamer. Man fand nichts darinn, als einige mit den Haaren und dem Felle dieser Ungeheuer bekleidete Wilden. Die hie und da zerstreuten Menschen flohen einander, oder suchten sie sich auch, so geschah es, um sich zu ermorden. Die Erde schien allda dem Menschen unnüz, und weniger damit beschäftigt, ihn zu ernähren, als andere Thiere zu erzeugen, die den Gesetzen der Natur getreuer wären. Sie brachte alles nach eigenem Gefallen, ohne Hülfe und ohne Führer hervor; sie häufte alle ihre Erzeugnisse mit einer unabhängigen Freygebigkeit auf einander, und schien nur für sich selbst, nicht aber für die Bequemlichkeit und Lust einer einzigen Art von Wesen schön seyn zu wollen. Bald floßen die Ströme frey durch die Wälder; bald rauschten sie, und breiteten sich im Schooß weitläufiger Moräste aus, von wo aus sie durch verschiedene Mündungen sich ergoßen, und Inseln

mit

mit einer Menge Arme umschlossen. Der Frühling entstand wieder aus den Trümmern des Herbsts. Die am Stamme der Bäume verdorrten und verfaulten Blätter gaben ihnen einen neuen Saft, der wieder Blüthen trieb. Stämme, welche die Zeit ausgehöhlt hatte, dienten unzähligen Vögeln zum Aufenthalt. Das längst den Küsten und in den Meerbusen hüpfende Meer, welches dieselben nach Lust benagte und durchlöcherte, warf Schaaren von amphibischen Ungeheuern, von erschröcklichen Seethieren, von Schildkröten und Krabben darauf hin, die an diese unbewohnten Ufer kamen, um sich zu ergötzen und den Freuden der Freyheit und der Liebe sich zu überlassen. Da übte die Natur ihre ganze schaffende Kraft aus, indem sie unaufhörlich die grossen Gattungen erzeugte, die sie in den Tiefen des Weltmeers brütete. Land und Meer waren frey.

Auf einmal erschien da der Mensch, und Nordamerika veränderte seine Gestalt. Er brachte das Richtscheit und die Sense der Symmetrie, zugleich mit den Werkzeugen aller Künste dahin. Alsbald thun sich unwegsame Wälder auf, und erhalten bequeme Wohnung in weiten Beschlägen. Fressende Thiere machen da den häuslichen Heerden, und unfruchtbare Dörnern ergiebigen Kornfeldern Platz. Die Gewässer weichen von einem Theil ihres Gebiets, und fließen durch tiefe Fluthgraben in den Schooß der Erde oder des Meers. Die Küsten füllen sich mit Städten, die Buchten mit Schiffen an, und die neue Welt unterwirft sich dem Joch des Menschen,

eben

eben so wie die alte. Welche mächtige Triebfedern haben dieses wunderbare Gebäude des Fleißes und der Staatsklugheit der Europäer aufgeführt? Laßt uns nun das Bild nach seinen einzeln Zügen ausmahlen. Im Hintergrund ist ein einzelner Gegenstand, der mit dem Ganzen keine Masse ausmacht; das ist die Hudsonsbay.

VI.

Klima der Hudsonsbay; Gebräuche ihrer Bewohner. Handel, der dort getrieben wird.

Diese Meerenge, die zehn Grade in der Tiefe hält, wird in den entfernten und nördlichen Gegenden von Amerika durch den Ocean gebildet. Ihre Mündung ist sechs Meilen breit. Die Einfahrt kann nur vom Anfang des Julius bis Ende des Septembers geschehen, und noch dazu ist sie ziemlich gefährlich. Die Schiffe müssen sich da vor Bergen von Eis hüten, die nach der Erzählung der Seefahrer fünfzehn bis achtzehn hundert Schuh in der Dicke halten sollen, und die zuerst durch einen immerwährenden Winter von fünf bis sechs Jahren in kleinen und ewig mit Schnee bedeckten Meerbusen entstehen, und hernach durch die Nordwestwinde, oder eine andere außerordentliche Ursache losgerissen werden. Das sicherste Mittel dieser Gefahr auszuweichen, ist, so nahe als möglich an der nördlichen Küste wegzufahren, die der Lauf der Winde oder der Ströme unstreitig freyer, und nicht so beschwerlich erhält.

Der

Der Nordwestwind, der fast immer den Winter über, und auch oft im Sommer herrscht, erregt in der Bay selbst abscheuliche Stürme. Sie sind um so furchtbarer, da die Untiefen daselbst sehr gemein sind. Zum Glück findet man hie und da Massen von Inseln, die hoch genug sind, um den Schiffen eine Freystatt darzubieten. Außer diesen kleinen Inselmeeren sieht man in diesem ganzen Meerbusen abgesonderte Massen von nackten und baumlosen Felsen. Außer dem Meergras bringt dieses Meer eben so wenig Seegewächse hervor, als alle andern nördlichen Seen.

In den Gegenden, die an dieser Bay liegen, steigt die Sonne nie auf, und geht nie unter, ohne von einem großen Lichtkegel begleitet zu seyn. Wenn diese Lufterscheinung verschwunden ist, tritt der Nordschein an dessen Stelle, und färbt den Horizont mit so glänzenden gefärbten Strahlen, daß ihr Glanz von dem vollen Mond nicht einmal verdunkelt werden kann. Indessen ist der Himmel selten heiter. Im Frühjahr und im Herbst ist die Luft gewöhnlich mit dichten Nebeln und im Winter mit einer Menge Eisstrahlen angefüllt. Obgleich die Sommerhitze sechs bis acht Wochen lang ziemlich lebhaft ist, so sind doch Blitz und Gewitter selten. Die schwefelichen Dünste sind unstreitig zu zerstreut. Indessen werden sie doch bisweilen durch die Nordscheine entzündet. Diese leichte Flamme senget die Baumrinde, aber ohne bis auf den Stamm zu dringen.

Eine

Eine von den Wirkungen der strengen Kälte oder des Schnees in diesen Weltgegenden ist diese, daß die Thiere, die von Natur braun oder grau sind, im Winter weiß werden. Alle haben von der Natur sanftes, langes, dickes Pelzwerk bekommen, deren Haar aber ausfällt, so wie die Witterung gelinder wird. Die Pfoten, der Schwanz, die Ohren, alle die Theile, wo der Umlauf des Geblüts nicht so lebhaft ist, weil sie am weitesten vom Herzen abliegen, sind bey den meisten dieser vierfüßigen Thiere sehr kurz. Sind bey einigen diese äußern Theile länger, so sind sie auch sehr dicht mit Haaren bewachsen. Unter diesem traurigen und düstern Himmelsstrich werden alle flüßige Dinge dadurch, daß sie gefrieren, feste Körper, und zerbrechen ihre Gefässe, sie mögen gemacht seyn, woraus sie wollen. Der Weingeist selbst verliert da seine Flüßigkeit. Es ist nichts außerordentliches, Stücke Felsen zu sehen, die von größern Massen durch die Kraft des Frostes zerschlagen und abgerissen worden sind. Man hat überdas bemerkt, daß diese Begebenheiten, die im Winter gar nicht ungewöhnlich sind, beym neuen und vollen Monde, der in jenen Gegenden einen Einfluß aufs Wetter hat, dessen Ursachen man nicht kennt, viel schröcklicher sind.

Man hat unter dieser Eiszone Eisen, Bley, Kupfer, Marmor, und eine den Steinkohlen ähnliche Materie gefunden. Außerdem aber ist der Boden daselbst erstaunlich unfruchtbar. Die Küsten ausgenommen, die gemeiniglich morastig sind, und wo ein wenig Gras und weiches Holz wächst, zeigt das übrige Land nichts, als ein sehr hohes Moos, und schwache sehr einzeln stehende Bäumchen.

Alles

Alles sieht da nach der Unfruchtbarkeit der Natur aus. Die Menschen sind in geringer Anzahl und nicht über vier Fuß hoch. So wie bey den Kindern, so ist auch ihr Kopf in Verhältniß gegen ihren Körper ungeheuer dick. Ihre Füße sind so klein, daß ihr Gang wankend und unsicher ist. Kleine Hände, ein runder Mund, welches ein Reitz in Europa wäre, sind bey diesem Volk fast eine Häßlichkeit, weil man nichts daran erblickt, als eine Schwäche im Gebäude, welche die Kraft des Wachsthums, den Fortgang des Thier- und des Pflanzenlebens einschränkt und zwingt. Ob sie gleich weder Haar am Leib noch Bart haben, so haben doch alle Mannspersonen, selbst die jungen Leute ein altes Ansehen. Diese Unannehmlichkeit kommt zum Theil von der Gestalt der Unterlefze her, die bey ihnen dick, fleischig, und weiter hervorragend ist, als die Oberlefzen. So sind die Esquimos beschaffen, die nicht nur in Labrador wohnen, woher sie ihren Namen haben, sondern auch in den Gegenden von der Spitze von Belle-Isle an, bis in die nördlichsten Länder von Amerika.

Die Esquimos in der Hudsonsbay haben, so wie die grönländischen ein plattes Angesicht, eine kleine aber nicht plattgedrückte Nase, einen gelben Augapfel und einen schwarzen Augenring. Ihre Frauen haben Merkmale von Häßlichkeit, die ihrem Geschlecht eigen sind, unter andern lange und schlanke Brüste. Dieser Fehler, der nicht natürlich ist, kömmt von der Gewohnheit her, die sie an sich haben, ihre Kinder bis ins fünfte und sechste Jahr zu säugen. Da sie selbe oft

auf

auf ihren Schultern tragen, so ziehen ihnen diese Säuglinge die Brüste sehr stark mit den Händen, und erhalten sich fast hängend daran.

Die Esquimos haben weder ganz schwarze Horden, wie man es hat behaupten und erklären wollen, noch hohle Wohnungen unter der Erde. Wie konnten sie einen Boden ausgraben, den die Kälte härter, als Stein macht? Wie sollten sie in Höhlen leben, wo sie beym ersten Schmelzen des Schnees überschwemmt werden müßten.

Sollte man glauben, daß diese Völker den Winter unter Hütten, die in der Eile von Steinen erbaut, und durch einen Mörtel von Eis unter einander befestigt sind, ohne ein anderes Feuer, als das Feuer einer Lampe, die mitten in der Hütte brennt, um das Wildpret und die Fische, wovon sie lebten, dabey zu kochen, zubringen? Die Hitze ihres Bluts und ihres Odems, nebst dem Dunst dieser kleinen Flamme ist hinreichend, um aus ihren Hütten Badstuben zu machen.

Die Esquimos leben beständig in der Nähe des Meers, welches ihnen allen ihren Vorrath liefert. Ihr Blut, ihr Fleisch, die Farbe und das äußere Gewebe ihrer Haut, alles trägt Spuren von der Beschaffenheit ihrer Nahrung an sich. Der Fischthran, den sie trinken, das Seehundfleisch, das sie essen, giebt ihnen eine olivenfarbige Haut, einen starken Fischgeruch, einen fetten und klebrigen Schweiß, manchmal eine Art von schuppigen Aussatz. Auch lecken die Mütter die neugebohrnen Kinder, so wie es die Bärinnen thun.

Diese schwache und von der Natur herabgewürdigte Nation ist auf einem immer gefährlichen Meer unerschrocken. Mit Booten, die, so zu sagen, wie Schläuche gestaltet und genähet, aber so gut geschlossen sind, daß das Wasser auch von obenher nicht herein kann, ziehen sie den Kolonien von Heeringen in allen ihren Wanderungen vom Pole aus nach; trotzen sie den Wallfischen und Seehunden in einem Krieg, wo die Streitenden immer das Leben wagen. Der Wallfisch kann mit einem Schlag seines Schwanzes hundert seiner Feinde ersäufen; das kann der Seehund zwar nicht, aber er hat Zähne, um seine Feinde zu zerreißen. Allein der Hunger der Esquimos ist stärker, als die Wuth dieser Ungeheuer. Sie brennen von dem heißesten Durst nach Fischthran. Dieses Getränk erhält die Wärme ihres Magens, und schützt sie gegen die strenge Kälte. Die Menschen, die vierfüßigen Thiere, die Vögel und die Fische in Norden sind von der Natur alle mit einem Fette versehen worden, welches die Muskeln zu bewahren scheint, daß sie nicht erfrieren, und das Blut nicht erstarren läßt. Alles ist ölig oder gummig in jenen Polarländern. Die Bäume selbst sind harzig.

Indessen haben die Esquimos zwey grosse Plagen zu befürchten, den Verlust des Gesichts und den Scharbock. Der beständige Schnee, das Zurückprellen der Strahlen der Sonne auf dem Eis blenden die Augen dermaßen, daß sie fast immer genöthiget sind, Augenschirme zu tragen, die aus zwey dünnen Brettern bestehen, worein man zum Durchsehen zwey kleine Löcher mit einem

einem Fischgrät sticht. Diese von einer langen sechs Monate lang währenden Nacht umgebenen Völker sehen des Tages Gestirn schräg. Und noch dazu scheint es sie nur darum zu erleuchten, um sie blind zu machen. Das süßeste Geschenke der Natur, das Licht ist für sie eine verderbliche Gabe. Die meisten werden dessen frühzeitig beraubt.

Ein noch grausameres Uebel verzehrt sie langsam. Der Scharbock frißt sich in ihr Blut hinein; verderbt, verdickt und verzehrt die Masse desselben. Die Seenebel, die sie einathmen; die dicke und aller Schnellkraft beraubte Luft, die innerhalb ihren Hütten herrscht, indem sie gegen allen Eindruck der äußern Luft verschlossen sind; die beständige Unthätigkeit in ihren langen Wintern; eine wechselweise herumstreifende und sitzende Lebensart, alles reitzt in ihnen diese Krankheit des Scharbocks, die, um das Elend vollkommnen zu machen, ansteckend wird, und sich durch das Zusammenwohnen, vielleicht auch durch die Zeugungsgänge fortpflanzt.

Ungeachtet dieser Ungemächlichkeiten liebt kein Volk sein Vaterland heftiger, als die Esquimos. Der Einwohner des glücklichsten Himmelsstrichs verläßt ihn nicht mit einer solchen Betrübniß, als die ist, die einer dieser Wilden aus Norden empfindet, wenn er sich von einem Land entfernt hat, wo die sterbende Natur nichts, als schwache und unglückliche Kinder zeugt. Es macht, weil diese Völker eine sanftere und lauere Luft nur mit Mühe einathmen. London, Amsterdam, Copenhagen, diese mit Nebeln und stinkenden

Dünsten bedeckte Städte sind eine zu herrliche Wohnung für die Esquimos. Vielleicht sind auch die Sitten der aufgeklärten Völker der Gesundheit der Wilden noch mehr zuwider, als die Himmelsluft. Es ist nicht unmöglich, daß die Annehmlichkeiten eines Europäers ein Gift für einen Esquimos seyn.

So waren die Einwohner des Landes beschaffen, das Heinrich Hudson im Jahr 1607 entdeckte, indem er nordwestlich eine Durchfahrt in das Südmeer suchte. Dieser unerschrockene und geschickte Seefahrer durchschiffte zum drittenmal im Jahr 1711 diese bis daher unbekannte Meerenge, als seine niederträchtigen und treulosen Begleiter ihn, so wie sieben andere ihm ergebene Bootsknechte in einer sehr leicht zerbrechlichen Barke von sich jagten, und ihn ohne Mundvorrath, ohne Waffen allen Gefahren des Meers und des Landes aussetzten. Die Unmenschen, die ihm die Lebensmittel abschlugen, konnten ihm den Ruhm seiner Entdeckung nicht rauben. Die Bay, wo er zuerst einlief, ist und wird immer Hudsonsbay bleiben.

Die von bürgerlichen Kriegen unzertrennliche Plagen machten, daß man in England nicht weiter auf eine Gegend dachte, die nichts Reizendes an sich hatte. Heiterere Tage hatten das Andenken an dieselbe noch nicht wieder erweckt, als Groseillers und Radisson, zwey canadische Franzosen, mit ihrem Vaterland unzufrieden den Engländern, die eben beschäftiget waren, die Wunden der Zwietracht durch den Handel zu heilen,

heilen, Nachricht gaben, daß an dem Pelzwerk, das sie aus einem Lande, an das sie Ansprüche hatten, bekommen könnten, großer Profit zu machen wäre. Diejenigen, welche die Unternehmung vorschlugen, zeigten so viele Fähigkeiten, daß man ihnen auftrug, den Anfang damit zu machen. Die erste Besitzung, die sie anlegten, übertraf ihre Hoffnungen und ihre Versprechungen.

Dieses Glück verdroß Frankreich, welches mit Recht befürchtete, es möchte das schöne Pelzwerk, das ihm die nördlichsten Gegenden von Canada lieferten, nach Hudsonsbay sich hinwenden. Seine Unruhen gründeten sich auf das einmüthige Zeugniß seiner Waldläufer, die seit dem Jahr 1656 gegen viermal bis ans Ufer dieses Meerbusens gelangt waren. Man hätte wohl gewünscht, die neue Kolonie auf eben dem Weg, den diese Herumstreifer genommen hatten, angreifen zu können; aber die Entfernung schien zu groß, ungeachtet der Hülfe, welche die Flüsse darboten. Es ward ausgemacht, daß die Unternehmung zur See ausgeführt werden sollte, und sie ward dem Groseillers und dem Radisson anvertraut, deren Unbeständigkeit man wieder auf französische Seite gelenkt hatte, entweder weil jeder Mensch gern zu seinem Vaterland zurückkehrt, oder weil ein Franzos nur braucht, das Seinige zu verlassen, um es zu lieben.

Diese beyden unruhigen und kühnen Köpfe segelten im Jahr 1682 von Quebeck auf zwey schlecht ausgerüsteten Fahrzeugen ab. Da sie sich bey ihrer Ankunft nicht stark genug befanden, um

den Feind anzugreifen, so begnügten sie sich damit ein Kastel unweit dessen, das sie angreifen sollten, aufzuführen. Nun sah man zwischen zwey, der einen in Canada, den andern in England zum ausschließenden Handel in der Bay errichteter Gesellschaften einen Wetteifer entstehen, der bey Streitigkeiten dieses verderblichen Neides immer wachsen mußte. Ihre gegenseitigen Faktoreyen wurden verschiedentlich eingenommen und wieder gewonnen. Diese elenden Feindseligkeiten hätten ohne Zweifel nicht aufgehört, wenn nicht die bis dahin getheilten Rechte durch den Utrechter-Frieden zum Vortheil Großbritanniens entschieden worden wären.

Hudsonsbay ist, eigentlich zu reden nur eine Niederlage zum Handel. Die strenge Witterung unter diesem Himmelsstrich hat alles Korn, das man da zu verschiednenmalen gesäet hat, getödtet; und den Europäern alle Hoffnung zum Landbau, und folglich zur Bevölkerung geraubt. Man findet auf diesen unermeßlichen Küsten nur etliche neunzig bis hundert Soldaten und Faktoren in vier schlechten Kastelen eingeschlossen, worunter das Fort York das hauptsächlichste ist. Ihre Beschäftigung besteht darinn, das Pelzwerk, das die benachbarten Wilden gegen einige Waaren eintauschen, deren Gebrauch man unter ihnen bekannt und beliebt gemacht hat, einzunehmen.

Obgleich dieses Pelzwerk weit vortrefflicher ist, als was aus den nicht so nördlichen Gegenden herkömmt, so bekommt man es doch wohlfeiler, denn die Wilden geben zehn Bieber für eine Flinte,

zwey

zwey für ein Pfund Pulver, einen für vier Pfund Bley, einen für einen Beil, einen für sechs Messer, zwey Bieber für ein Pfund Glaskörner, sechs für einen Ueberrock von Tuch, fünf für einen Rock, einen Bieber für ein Pfund Toback. Die Spiegel, die Kämme, die Kessel, der Brandtewein gelten auch nach Verhältniß eine nicht geringere Menge von Bieber. Da der Bieber das gemeinschaftliche Maaß bey dem Eintauschen ist, so wird nach einem zweyten, nicht weniger betrüglichen Tarif, zwey Fischottern, oder drey Marderfelle für ein Bieberfell verlangt. Zu dieser rechtgeheißenen Tyranney kömmt noch eine andere, wenigstens geduldete Tyranney. Man betrügt gewöhnlich die Wilden in dem Maaß, dem Gewicht und der Beschaffenheit dessen, was man ihnen liefert, und dieser Betrug beträgt ungefähr ein Drittheil des Werths.

Diese methodische Räuberey muß den Leser gleich errathen lassen, daß der Handel in Hudsonsbay dem Alleinhandel unterworfen ist. Die Gesellschaft, die es besitzt, hatte ursprünglich nur ein Kapital von 241,500 Liv. a), welches nach und nach bis zu 2,380,500 Liv. b) vermehrt worden ist. Dieses Kapital bringt ihr jährlich vierzig bis fünfzig tausend Felle von Biebern und andern Thieren ein, woran sie einen ganz ungeheuren Profit macht, der den Neid und das Murren der Nation erregt. Zwey

a) Oder 110,687 fl. 30 kr.

b) — 1,091,062 fl. 30 —

Drittheile dieses schönen Pelzwerks wird in den drey Königreichen in Natur verzehrt, oder in den Nationalmanufakturen verbraucht. Das übrige geht nach Teutschland hin, wo ihm das Klima einen sehr vortheilhaften Ausweg eröffnet.

VII.

Giebt es in der Hudsonsbay eine Durchfahrt nach Ostindien.

Aber weder die Ausfuhr dieser wilden Schätze, noch der Zuwachs, den der Handel erhalten könnte, wenn er frey gegeben würde, haben allein Englands und ganz Europas Aufmerksamkeit auf diesen beeisten Theil der neuen Welt geheftet. Hudsonsbay ist lange Zeit als der kürzeste Weg von Europa nach Ostindien, nach den reichsten Gegenden Asiens angesehen worden, und man sieht sie noch dafür an.

Cabot war der erste, der einen Gedanken an eine Durchfahrt durch Nordwesten nach dem Südmeer hatte. Alles, was er ausrichtete, war, daß er Terre-Neuve entdeckte. Nach ihm sah man eine große Menge englischer Seefahrer diese Laufbahn betreten, deren viele die Ehre hatten, ihren Namen wilden Küsten beyzulegen, woran kein Mensch vor ihnen gelandet hatte. Diese merkwürdigen und kühnen Unternehmungen zogen mehr Glanz, als Nutzen nach sich. Die glücklichste eröffnete nicht die geringste Muthmaßung wegen des Zwecks, den man vorhatte. Die Holländer

länder konnten ihn bey schwächern und seltnern Versuchen nicht erreichen. Man glaubte endlich, es heisse, Hirngespinnsten nachlaufen, als die Entdeckung der Hudsonsbay die Hoffnung, die zu erlöschen begann, wieder auflebte.

Da bewog diese Begebenheit, die Arbeiten mit neuem Eifer vorzunehmen. Indessen Alt-England mit seinen innern Kriegen allein und gänzlich beschäftigt, oder durch fruchtlose Versuche abgeschröckt ist, vertritt Neu-England seine Stelle in der Verfolgung eines Vorhabens, worauf es wegen des Vortheils seiner Lage stärker besteht. Indessen vermehren sich die Zahl der Reisen mehr, als die Menge der dadurch erhaltenen Einsichten. Die Uneinigkeit der Seefahrer, welche zwischen der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit der gesuchten Durchfahrt getheilt sind, hält die ganze Nation in einem verdrüßlichen Zweifel. Die Nachrichten, die man bekannt macht, verdicken, statt Licht zu verbreiten, noch den Nebel. Sie sind so verworren, so geheimnißvoll, so voller Zurückhaltungen, Unwissenheit oder Betrng, daß man bey der gröSten Ungeduld ein Urtheil darüber zu sprechen, keines auf so verdächtigen Zeugnissen bauen kann. Endlich geschieht die berühmte Fahrt vom Jahr 1746, aus welcher man nach einer dicken Finsterniß, die zwey Jahrhundert lang gedauert hatte, einiges Licht entspringen sieht. Worauf gründen die neuen Seefahrer bessere Hoffnungen? Auf welche Erfahrungen wagen sie, ihre Muthmaßungen zu bauen? Wir wollen ihre Schlüsse hieher setzen.

Drey Wahrheiten in der Naturgeschichte müssen jetzt als erwiesen gelten. Die erste ist die, daß Ebbe und Fluth vom Weltmeer herkommen, und daß sie sich in Ansehung der Tiefe ihres Eindringens in die andern Meere, nach den mehr oder minder beträchtlichen Oeffnungen, wodurch diese Kanäle mit dem großen Wasserbehälter in Verbindung stehen, richten; daher folgt, daß diese periodische Bewegung in der mittelländischen und in der balthischen See, und in den andern diesen ähnlichen Meerbusen nicht statt findet, oder fast gar nicht empfunden wird. Die zweyte Thatwahrheit ist, daß die Fluth später und schwächer an die vom Ocean entfernten Oerter hingelangt, als an die, die ihm näher liegen. Die dritte ist, daß die heftigen Winde, die mit der Fluth wehen, sie über ihre gewöhnliche Gränzen treiben, und sie hingegen zurückhalten, wenn sie ihr entgegen blasen.

Nach diesen Grundsätzen ist es offenbar, daß, wenn die Hudsonsbay ein im Land eingeschlossener Meerbusen wäre, und nur gegen das große Weltmeer offen stände, die Fluth daselbst sehr schwach seyn müßte; sie müßte um so schwächer seyn, je weiter man von der Einfahrt wegkäme, und ihre Kraft verlieren, wenn sie dem Wind entgegen arbeiten müßte. Nun aber ist es durch solche, mit der grösten Genauigkeit und der grösten Einsicht angestellte Beobachtungen erwiesen, daß die Fluth im ganzen Meerbusen sehr hoch steigt. Es ist erwiesen, daß sie tief in der Bay höher steigt, als in der Meerenge und an den Küsten umher. Es ist erwiesen, daß die Höhe noch steigt, wenn die entgegen gesetzten Winde wehen.

Es

Es muß also auch erwiesen seyn, daß die Hudsonsbay andere Verbindungen mit dem Ocean hat, als die schon gefundnen.

Diejenigen, die so augenscheinliche Thatsätze dadurch haben zu erklären suchen, daß sie eine Verbindung der Hudsonsbay mit der Baffinbay oder der Davisstraße annehmen, haben offenbar geirrt. Sie würden keinen Anstand nehmen, ihre Muthmaßung aufzugeben, die ohnehin keinen Grund hat, wenn sie bedächten, daß die Fluth in der Davisstraße und in der Baffinbay viel schwächer ist, als in der Hudsonsbay.

Können die Fluthen, die sich in besagter Bay zeigen, weder vom atlantischen Weltmeer, noch irgend einer andern nördlichen See entspringen, wo sie immer viel schwächer sind, so wird man nicht umhin können anzunehmen, daß sie ihren Ursprung im Südmeer haben müssen. Dieses System muß noch einen Beweis von einer unstreitigen Wahrheit herbekommen, daß nemlich die stärksten Fluthen, die sich an jenen Küsten ereignen, immer durch die Nordwestwinde entstehen, die gerade gegen die Einfahrt wehen.

Nachdem man nun, soviel es die Natur erlaubt, das Daseyn einer so langen und so fruchtlos gesuchten Durchfahrt außer Zweifel gesetzt hat, muß man noch bestimmen, in welcher Gegend der Bay sie zu finden ist. Alles reitzt zu glauben, daß der Welcome an der westlichen Küste die Bemühungen, die bisher nach allen Seiten zu ohne Wahl und ohne Regel gegangen sind, vereinigen muß. Man sieht da den Grund

der See in einer Tiefe von eilf Faden, das ist ein Anzeigen, daß das Wasser von irgend einem Ocean dahinkömmt; denn eine solche Durchsichtigkeit kann mit dem Ausgießen von Fluß- Schnee- und Regenwasser nicht bestehen. Ströme, deren Gewalt man nicht anders erklären kann, als indem man annimmt, daß sie von irgend einem westlichen Meere kommen, halten diesen Ort frey von Eis, indessen der ganze übrige Meerbusen damit bedeckt ist. Endlich befinden sich da Wallfische in großer Menge gegen Ende des Sommers, und da sie in der späten Jahrszeit beständig die wärmern Gegenden suchen, so scheint das einen Weg anzudeuten, um sich nach der Südsee, nicht aber nach dem nördlichen Weeltmeere hin zu begeben.

Es läßt sich aus vernünftigen Gründen muthmaßen, daß die Durchfahrt kurz ist. Alle Flüße, die sich an der westlichen Küste der Hudsonsbay ergießen, sind klein und schwach; und das läßt vermuthen, daß sie nicht von ferne herkommen, und daß folglich das Land, wodurch beyde Meere getrennt werden, nicht weitläufig ist. Dieser Grund wird noch durch die Höhe und die Regelmäßigkeit der Fluthen verstärkt. Ueberall, wo Ebbe und Fluth ungefähr gleiche Zeiten halten, nur mit dem Unterschied, der von der Verzögerung des Mondes wieder in den Mittagszirkel zu treten herkömmt, ist man der Nachbarschaft des Oceans, aus welchem diese Fluthen kommen, gewiß. Ist die Durchfahrt kurz, und geht nicht tief in Norden hinein, wie alle Zeichen es andeuten, so läßt sich muthmaßen, daß sie nicht be-

beschwerlich ist. Die Schnelligkeit der Ströme, die man in diesen Gewässern bemerkt, und die dem Eis nicht erlaubt, darinn zu verweilen, kann dieser Muthmaßung nichts anders, als Gewicht geben.

Der Nutzen, die Vortheile der noch zu machenden Entdeckung sind so sichtbarlich, daß es unvernünftig wäre, wenn man sie aufgeben wollte. Es erfordert der Vortheil sowohl, als die Würde von Großbritannien, daß es seine Versuche fortsetze, bis sie ihm gelungen seyn, oder bis die Unmöglichkeit des Erfolgs erwiesen werde. Der Entschluß, den es im Jahr 1745 gefaßt hat, eine beträchtliche Belohnung den Seefahrern zu versprechen, die diese große Entdeckung machen würden, zeigt seine Weisheit sogar in seiner Freygebigkeit; ist aber nicht hinreichend, um zu dem Zweck, den es sich vorsetzt, zu gelangen. Dem englischen Ministerium muß es bekannt seyn, daß alle Bemühungen des Staats und der Privatpersonen es nicht erzwingen werden, bis der Handel nach der Hudsonsbay ganz frey gegeben ist. Er sollte es auch aus verschiedenen Ursachen seyn, und vorzüglich deswegen, weil der Zeitraum der von Karl II. gemachten Vergünstigung seit langer Zeit verfloßen, und niemals gesetzmäßig erneuert worden ist. Die Gesellschaft, die ihn seit dem Jahr 1670 treibt, begnügt sich nicht damit, den Zweck ihrer Stiftung zu versäumen, indem sie keinen Schritt thut, um die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, sondern hat auch mit aller Macht denjenigen entgegen gearbeitet, welche die Begierde nach Ruhm oder andere Beweggründe

zu diesem großen Unternehmen anspornten. Nichts kann diese bosheitsvolle Gemüthsart verändern, die in dem Wesen des Alleinhandels liegt.

VIII.

Ist der Durchgang aus der Hudsonsbay nach Ostindien auch gehörig gesucht worden?

Vielleicht sind es eben nicht die nördlichen Meere, durch welche man vorzüglich den so sehr gewünschten Durchgang zu entdecken suchen sollte. Ein dunkles Gerücht verbreitete sich vor zwey hundert Jahren, daß ein andrer zu finden wäre, den man bisweilen unter dem Namen Anian bezeichnete. Die Spanier, welche den Weg um das Vorgebirge Horn in das Südmeer nicht kannten, und die dahin nur durch die wegen ihrer Schiffbrüche so sehr berüchtigten magellanischen Straße gelangten, ergriffen mit Wärme diese gemeine Meynung. Sie rüsteten fünf eben so kostbare als unnütze Seezüge aus, und endigten endlich damit, daß sie Europa von einer Fabel befreyten, deren Erdichtung man ihnen zuschrieb, um andere Nationen vor dem Vorsatz abzuschröcken, einen nördlichen Kanal zu suchen.

Diese Ruhe, sagt man, war von keiner Dauer. Als der Hof von Madrid die Nachricht erhielt, daß Neu-England im Jahr 1636 eine neue Ausrüstung veranstaltet, um den Durchgang durch

das

das Eismeer zu finden, so befahl er seiner seits in Peru eine andere Ausrüstung, um diesen Seefahrern in den Weg zu kommen. Der Admiral von Fuente reißte gegen die Mitte des Jahrs 1640 von Kallao mit vier Schiffen ab. Er machte sich sehr schnell von allen Hindernissen frey, welche die Natur seiner Bemühung entgegensetzte, und gelangte selbst in die Hudsonsbay, während daß seine Lieutenants in die Meerenge Davis und in das tartarische Meer bis an die Spitze von Asien eindrangen. Nach der Entdeckung dieser drey Durchgänge langte die kleine Flotte glücklich wieder im Südmeer an, woher sie gekommen war. Man hat vorgegeben, daß der Rath von Indien die Bekanntmachung dieses Vorfalls sehr geheimnißvoll verborgen, und daß er mit der grösten Sorgfalt alle Schriften unterdrückt habe, die denselben eines Tags wieder ins Andenken hätten bringen können. Ihrerseits versichern die Spanier, daß die Seerüstung des Fuente und seine Entdeckung alles bloßes Hirngespinnst sey, und man kann nicht zweifeln, daß sie nicht gänzlich recht haben sollten.

Es ist sehr leicht möglich, daß die bey dieser Gelegenheit neuerlich bekannt gemachten Schriften eine löbliche Neugierde erregt haben. Die Regierung von Mexiko, von dem nemlichen Feuer belebt, das ihr Mutterland zu beseelen anfängt, ließ den 13 Juni des Jahrs 1773 eine Fregatte absegeln, die den Auftrag hatte, Amerika auf der grösten Breite, die möglich seyn würde, zu untersuchen. Die, so sie bestiegen, entdeckten die Küste bis auf den vierzigsten, neun und vier-

zig-

zigsten, und sogar fünf und fünfzigsten Grad, drey und vierzig Minuten gerade an den Ort, wo der Schiffshauptmann Tichivikow bey seiner ersten Ausfahrt von Kamtschatka sie entdeckt hatte. Das Schiff lief in den Hafen von St. Blasi ein, um frische Lebensmittel aufzunehmen, und seinen Lauf wieder anzufangen. Man darf nicht zweifeln, daß die Begierde zur Aufklärung über das, was diesen Durchgang durch Nordwesten betrift, der Hauptendzweck aller dieser Bemühungen sey. Möchte doch nach so vielen fruchtlosen Bemühungen ein Seefahrer erscheinen, dessen starke Seele keine Gefahren kennt, die nicht kleiner, als sie wären; dessen Seele von der Größe und der Verschiedenheit der Bemühungen nicht erschüttert würde; dessen Geduld durch die Dauer nicht ermüdet würde; der von der Ruhmbegierde belebt würde, der einzigen Triebfeder, die über den Werth des Lebens die Augen verschließt, und zu grosse Unternehmungen antreibt; der wohl unterrichtet wäre, um recht zu sehen, und der wahrheitliebend wäre, um nichts zu sagen, als was er wird gesehen haben; dann werden seine Nachforschungen vielleicht einen bessern Erfolg haben.

Dieser außerordentliche Mann hat sich gezeigt. Es ist Coock; Coock, der alle seines gleichen so weit hinter sich läßt, ist nach Otahite abgereißt. Von da soll er sich gegen Norden von Kalifornien wenden, und dort eine nordwestliche Durchfahrt suchen. Er wird, um sich sich zu finden, viele Vortheile für sich haben, die denjenigen mangelten, die den Weg durch die Hudsonsbay, oder die benachbarten Länder genommen haben.

Wenn

Wenn dieser berühmte Kanal sich noch seiner Kühnheit und seinen Einsichten entzieht, so muß man daraus schließen, daß er nicht vorhanden ist, oder daß es den Sterblichen nicht möglich ist, ihn zu entdecken.

O unglaubliche Unbeständigkeit der menschlichen Dinge! O ewige Macht des Schicksals, das unsere Unternehmungen vernichtet oder begünstigt, verspätet oder befördert, verhindert oder aufhält! Cook, den die Natur mit dem zu ausserordentlichen Dingen nöthigen Genie und Unerschrockenheit begabt hatte; Cook, den eine edelmüthige und aufgeklärte Nation mit allen Mitteln versehen hatte, die einen glücklichen Erfolg versichern können; Cook, wegen welches ein junger König, der ohne Zweifel überzeugt war, daß die Tugend auf den Fortgang der Einsichten beruht, die Befehle gegeben hatte, daß man seinem Schiff während der Feindseligkeiten alle Achtung bezeugen, und es, wie in vollem Frieden unterstützen solle; Cook, der einen unermeßlichen Raum durchgegangen war, und das Ende seiner Arbeiten vor sich sahe; Cook findet sein Lebensende unter der Hand eines Wilden. Der Mann, dessen Asche an der Seite der Könige zu ruhen verdient hätte, ist am Fuß eines Baums in einer fast unbekannten Insel begraben.

Wenn sein Lieutenant Clerke, der seine Entwürfe verfolgt, endlich den so hartnäckig gesuchten Durchgang entdeckt, und dieser Durchgang leicht zu befahren ist, so werden die Verbindungen mit Ost- und Westindien lebhafter, schneller und

beträchtlicher werden. Die magellanische Meerenge, das Vorgebirge von Horn werden gänzlich verlassen, und das Vorgebirge der guten Hoffnung viel weniger besucht werden.

Diese Veränderungen, die einen so merklichen Einfluß auf die Hudsonsbay haben können, werden das Schicksal des von Frankeich im Jahr 1760 eroberten Canada niemals verändern.

IX.

Zustand von Canada, seitdem es unter der brittischen Herrschaft steht.

Vier Jahre lang wurde diese Kolonie in drey Militärstatthalterschaften eingetheilt. Die Officiere der Truppen urtheilten über die bürgerlichen und Criminalsachen in Quebeck und zu Trois-Rivieres, während daß diese wichtigen und behutsamen Verrichtungen zu Montreal Bürgern anvertraut wurden. Den einen wie den andern waren die Gesetze unbekannt. Der Befehlshaber jeder Gegend, an welchen man von ihren Aussprüchen appelliren konnte, kannte sie eben so wenig.

Im Jahr 1764 sah man ein neues System entstehen. Man sonderte von Canada die Küste von Labrador ab, die mit Neu-Foundland verbunden wurde. Der See Champlain und die ganze südliche Gegend vom fünf und vierzigsten Grad

Grad der Breite, womit Neu-York vergrößert urde; das unermeßliche westliche Land vom ort la Golette und dem See Nissiping an wurde ne Regierung gelassen. Das übrige wurde un- r dem Namen der Provinz Quebeck einem ein- gen Befehlshaber unterworfen.

Im gleichen Zeitpunkt gab man der Kolonie e englischen Admiralitätsgesetze; aber kaum be- erkte man diese Veränderungen, weil sie nur e Eroberer anbetraf, die im Besitz des ganzen Seehandels waren.

Mehrere Aufmerksamkeit schenkte man der Er- chtung der Criminalgesetze in England. Dieses ar eins der glücklichsten Gesetze, die Canada halten konnte.

Vorher wurde ein wirklicher oder nur vermuth- ch Schuldiger in das Gefängniß geworfen und usgefragt, ohne daß er weder sein Verbrechen, och seinen Ankläger kannte, ohne daß er weder ine Eltern, noch seine Freunde, noch Rathgeber sich rufen konnte. Man ließ ihn schwören, e Wahrheit zu sagen, das ist, sich selbst an- klagen, und was das thörichtste war, ohne inem Zeugniß einigen Werth von Gültigkeit geben. Man bemühte sich hernach, ihn mit erfänglichen Fragen zu verwirren, aus welchen ch das unverschämte Laster leichter, als die be- ürzte Unschuld wickeln konnte. Man hätte sagen önnen, daß die Verrichtung des Richters nur ne feine Kunst sey, Schuldige zu finden. Man ellte ihn nicht eher neben diejenigen, die gegen

ihn gezeugt hatten, als einen Augenblick vor dem Gericht, das entweder seine Entlassung, oder das weitläufigste Verhör, oder die Folter, oder den Tod aussprach. Im Fall der Entlassung erhielt der Unschuldige keine Schadloshaltung. Es folgte vielmehr im Gegentheil auf den Hauptspruch immer die Einziehung der Güter; so war im Kanzen das französische Kriminalverfahren. Der Canadier begriff sehr leicht, und empfand lebhaft den Werth einer Gesetzgebung, die keiner diese Unordnungen Platz gab.

Die bürgerlichen Gesetze Großbritanniens verursachten nicht gleiche Zufriedenheit. Diese Statuten sind verwirrt, dunkel und häufig; sie sind in einer Sprache geschrieben, die damals dem eroberten Volk nicht bekannt war. Diese Betrachtungen ungerechnet hatten die Canadier 150 Jahre unter einer andern Regierung gelebt. Sie hiengen an selbiger durch die Geburt, durch die Erziehung, durch die Gewohnheit, und vielleicht auch aus einem gewißen Nationalstolz. Mußten sie nicht den äußersten Verdruß haben, die Ordnung ihrer Pflichten, den Grund ihres Glücks so abändern zu sehen? Wenn die Unzufriedenheit nicht so weit gieng, daß sie die öffentliche Ruhe störte, so war es deswegen, weil die Einwohner dieser Gegend jenen Geist des blinden Gehorsams noch nicht verloren hatten, der so lange Zeit ihre Handlungen geleitet hatte; und deswegen, weil die Befehlshaber und die Obrigkeiten, die ihnen gegeben wurden, beständig von ihren Vorschriften abwichen, um sich so viel möglich, den schon eingeführt gefundnen Gewohnheiten und Grundsätzen zu nähern.

Diese

Diese Ordnung der Dinge konnte nicht von Dauer seyn. Das Parlement fühlte es. Es setzte fest, daß Canada mit dem 1sten May des Jahrs 1775 seine ersten Gränzen wieder haben sollte; daß es nach seinen alten Rechten, und nach den Criminal- und Seegesetzen Englands regiert werden sollte; daß es die freye Ausübung der katholischen Religion haben solle, ohne daß dieser Gottesdienst jemals den bürgerlichen Freyheiten im Wege stehen sollte; daß der geistliche Zehnte, daß die Lehenrechtspflichten, die seit der Eroberung so glücklich außer Gewohnheit gekommen waren, wieder ihre erste Kraft erhalten sollten. Ein Rath, den der König errichtete, konnte diese Einrichtungen aufheben, allen Gewalt ausüben, nur keine Taxen auflegen. Er sollte aus drey und zwanzig Personen bestehen, die ohne Unterschied aus den zwey Nationen gewählt wurden, und die bloß einen Eid der Treue leisten sollten.

Diese sehr veränderliche und auf eine ganz neue Art errichtete Aristokratie mißfiel allgemein. Die alten Unterthanen Englands, die seit kurzem in dieser neuen Besitzung sich niederließen, waren sehr unzufrieden, sich eines Theils ihrer Vorrechte beraubt zu sehen. Die Canadier, die den Werth der Freyheit kennen zu lernen anfiengen, und denen man die englische Regierungsform versprochen, oder ihnen Hoffnung dazu gemacht hatte, sahen sich mit Schmerzen in ihren Hoffnungen betrogen. Es ist wahrscheinlich, daß der Hof von London selbst nicht günstiger von seinem Verfahren urtheilte. Die bekannte Unzufriedenheit

über die meisten seiner Provinzen in der neue Welt flößte ihm dieses Verfahren ein. Ma muß glauben, daß er wieder zurücktretten wird sobald die Politik und die Umstände ihm solche erlauben werden.

Was ist aber endlich aus Canada während den Lauf dieser in der Regierungsform zu schnell au einander gefolgten Veränderungen geworden?

Die Bevölkerung, welche die Kriege daselbs merklich vermindert hatten, stieg in einem Zeit raum von 16 Jahren auf 130,000 Seelen an Die Provinz hatte diesen Wachsthum nicht neuer Kolonisten zu danken. Kaum langten Englände genug an, um die tausend oder zwölf hunder Franzosen, die nach der Eroberung ausgezoge waren, zu ersetzen. Allein der Friede, der Wohl stand, die Vermehrung nützlicher Arbeiten waren es, welche diese glückliche Veränderung hervor gebracht hatten.

Die ersten Jahre der Ruhe haben dazu ge dient, die Kolonie aus der Art der Verwirrung zu ziehen, in welche sie ein unglücklicher und zerstörender Krieg gestürzt hatte. Die Verbesse rungen ermangelten nicht, darauf zu folgen.

Seit langer Zeit verfertigte man in Canada Strümpfe, Spitzen, grobe Leinwand und gemeine Zeuge. Diese Manufakturen haben sich ausgebrei tet, aber man hat sie nicht vollkommner gemacht. Die zwey letztern müssen in diesem schlechten Zu stand verbleiben, bis daß sie aus den Händen der

Weiber kommen, die sie allein verfertigten, so wie auch andere ihrem Geschlecht besonders zukommende Dinge.

Der Kastor- und Pelzhandel hat nicht so, wie man befürchtete, abgenommen. Er hat sich sogar ein wenig vermehrt, weil die Canadier, die thätiger als ihre Nachbarn sind, und mit den Wilden besser zu handeln wissen, so glücklich gewesen sind, die Verbindungen der Hudsonsbay und von Neu-York näher zusammen zu bringen. Außer diesem haben die Pelzwerke in Europa den doppelten Werth erhalten, indessen die Gegenstände, die man dagegen auswechselt, wenig im Preis gestiegen sind.

Obwohl die benachbarten Meere von Canada sehr fischreich sind, haben sie doch die Canadier nicht fleißig besucht. Die physischen Hindernisse, die sie von der Schiffahrt entfernen, schröcken sie auch von der Fischerey ab. Indessen haben doch seit der Eroberung der Stockfischfang, der ehedem zu Gaspe und Montlouis versucht worden, und derjenige der Salmen und des Seewolfs, die an der Küste von Labrador eingerichtet worden, sehr guten Fortgang gehabt. Man hat sogar den Wallfischfang versucht, aber ohne genugsamen Erfolg, um ihn fortzusetzen. Vielleicht wird man ihn wieder ergreifen, wenn die Anzahl der Bootsknechte die Einsichten, und vielleicht die Belohnungen die Schwierigkeiten gehoben haben.

Die Heerden haben sich vermehrt. Indessen ist noch keine Einsalzung, als für das Innere des Landes und für die ausländische Schiffahrt der Kolonie geschehen. Bald wird man davon nach Westindien schicken, so wie man schon Pferde dahin sendet, die, ob sie wohl klein, dennoch unermüdend sind.

Der Hanfbau, der Flachsbau, der Tobacksbau hat merklich zugenommen. Der Kornbau hat vorzüglich die Aufmerksamkeit der Kolonie auf sich gezogen. Im Jahr 1770 hat sie angefangen, Mehl nach Westindien zu liefern, und hat Korn nach Italien, nach Portugal, nach Spanien, und selbst nach England geliefert, und diese Ausfuhr vermehrt sich beständig.

Im Jahr 1769 stiegen die ins Ausland verkauften Erzeugnisse auf 4,077,602 Liv. 7 Sols 8 Deniers *). Sie wurden durch ungefähr 70 Schiffe aus Alt- oder aus Neu-England fortgebracht, deren Verschiedene blos mit Ballast zurückkamen. Die andern brachten für die Kolonie aus Westindien Rum, Melasse, Zucker; aus Spanien, Italien und Portugal Salz, Oel, Wein und Brandtenwein; und aus dem Mutterland Zeuge, Leinwand und Hausgeräthe mit. Canada besitzt eigenthümlich nur die zum innern Verbrauch nöthigen Schiffe; ein Dutzend Fahrzeuge, die zum Seewolfsfang gebraucht, und fünf oder sechs, die nach den Antillen geschickt werden.

Anstatt

*) Oder 1,868,901 fl. 5 kr.

Anstatt, daß die Erbauung der Schiffe sich seit der Eroberung vermehrt hätte, hat sie sich eher vermindert; und man muß der Theurung der Handarbeiten, die beträchtlicher geworden ist, eine Veränderung zuschreiben, die man natürlicher Weise nicht erwarten konnte.

Diese Unbequemlichkeit hinderte deswegen nicht, daß die Kolonie nicht reicher geworden wäre, als sie es unter einer andern Herrschaft war. Seit dem Jahr 1772 sind ihre Schulden gänzlich bezahlt, und sie hat kein Papiergeld mehr. Ihr baares Geld vermehrt sich alle Tage, sowohl durch die Vermehrung ihrer Waaren, als durch die Ausgaben der Regierung. Dasjenige nicht gerechnet, was Großbritannien für seine Truppen ausgiebt, kostet es die bürgerliche Verwaltung jährlich 625,000 Liv. a). Indessen es nur 225,000 Liv. b) von den Auflagen bezieht, womit es in den Jahren 1765, 1772 und 1773 die Weine, den Brandtenwein, den Rum, die Melasse, die Gläser und die Farben belegt hat.

Die Größe von Canada, die Fruchtbarkeit seines Bodens, die gesunde Luft, die es hat, scheinen es zu großem Glück berufen zu haben; aber mächtige Hindernisse stehen im Weg. Diese Gegend hat nur einen Fluß zu seinen Aus- und Einfuhren, und auch dessen Annäherung verbietet ein sechsmonatliches Eis, und überdies machen dicke Nebel in der übrigen Jahrszeit die Fahrt langsam und

a) Oder 286,458 fl. 20 kr.
b) — 103,125 fl. — —

und schwer. Daher wird es geschehen, daß die andern mitternächtlichen Kolonien, welche die nemlichen Erzeugnisse, wie diese Provinz haben, und die nicht die gleichen Hindernisse überwinden müssen, immer einen entschiedenen Vortheil über sie in Ansehung der grossen Fischereyen in den benachbarten Meeren, und in Ansehung der Fahrt nach Westindien und nach Europa haben werden. In diesem Punkt ist die Insel. St. Johann glücklicher.

X.

Was aus den Inseln St. Johann, Magdalena und dem Vorgebirge Breton, seitdem sie unter die englische Bothmäßigkeit gekommen sind, geworden ist.

Als die Engländer sich St. Johann bemächtigten, das in dem St. Lorenzbusen liegt, hatten sie eine so schlechte Staatskunst, daß sie drey tausend Franzosen, die seit kurzem dorten sich niedergelassen hatten, davon vertrieben. Die Insel war nicht sobald den Siegern durch die Verträge als Eigenthum zuerkannt worden, als der Graf von Egmont Besitzer davon zu seyn wünschte. Er verband sich, zwölf hundert bewaffnete Mann zur Vertheidigung der Insel auf seine Kosten herbeyzuschaffen, wenn ihm nur erlaubt würde, unter den gleichen Bedingungen, und als Afterlehen beträchtliche Theile seines Bodens herzugeben.

Dieses

Dieses Anerbieten gefiel dem Hof zu London; aber ein Gesetz, das in dem merkwürdigen Zeitpunkt der Wiedereinsetzung Karl II. errichtet worden, hatte die Ueberlassung der Krongüter unter einem militärischen Grundzins, oder einer Lehenhuldigung verbotten. Die Rechtsgelehrten entschieden, daß dieses Gesetz die neue wie die alte Welt angieng; und diese Entscheidung brachte bey der Regierung andere Gedanken hervor.

Der lange und grausame Sturm, der den Erdball erschüttert hatte, legte sich. Der gröste Theil der Officiere, deren Blut den Sieg Englands versiegelt hatte, waren ohne Beschäftigung und ohne Unterhalt. Man machte den Entwurf, den Boden von St. Johann unter der Bedingung unter sich zu theilen, daß sie nach zehn Jahren freyen Genußes alle Jahre der Schatzkammer, wie in den meisten Provinzen des festen Landes von Amerika 2 Liv. 10 Sols. $7\frac{1}{2}$ Den. *) für jedes Hundert Morgen Landes, das sie besitzen würden, bezahlen sollten. Sehr wenige dieser neuen Eigenthümer waren geneigt, sich in diesen entfernten Gegenden niederzulassen; sehr wenige waren im Stande, den nöthigen Vorschuß, welchen ein wenig ausgedehntes Land zum Anbau erforderte, zu machen. Beynahe alle überließen für mehr oder weniger Zeit, für einen gröszern oder geringern Jahrgehalt ihre Rechte an Irrländer, und vorzüglich an Bergschotten. Die Anzahl der Kolonisten erstreckt sich noch nicht über zwölfhundert. Der Stockfischfang und verschie-

*) Oder 1 fl. 10 kr.

schiedener Anbau beschäftigt sie. Sie haben gar keine Verbindungsgeschäfte mit Europa. Sie handeln einzig und allein mit Quebeck und mit Hallifax.

Bis ins Jahr 1772 war St. Johann von Neu-Schottland abhängig. In diesem Zeitpunkt bildete es einen besondern Staat. Man gab ihm einen Statthalter, einen Rath, eine Versammlung, eine Güterniederlage, eine Admiralität. Der Hafen La Joire, der gegenwärtig Charlotte-Town genannt wird, ist der Hauptort der Kolonie.

Eine so wenig beträchtliche Insel schien nicht wohl der Würde, zu der sie durch ein günstiges Schicksal berufen war, dessen Ursache uns unbekannt ist, fähig. Um dieser Niederlassung eine Art von Wirklichkeit zu geben, verband man damit die Magdaleneninseln, die von einer kleinen Anzahl Stockfischfänger und Seekühen bewohnt waren; auch wurde die ehemals berühmte Königsinsel, die aber ihre Wichtigkeit verloren hatte, nachdem sie unter andere Herrschaft gekommen war, damit verbunden. Ludwigsburg, der Schröcken des englischen Amerika vor nicht gar zwanzig Jahren, ist nichts mehr, als ein Steinhaufen. Die vier tausend Franzosen, die ein ungerechtes und wenig überlegtes Mißtrauen nach der Eroberung vertrieben hatte, wurden nur durch fünf oder sechshundert Menschen ersetzt, die weniger mit der Fischerey, als mit dem Schleichhandel beschäftiget waren. Man hat sogar aufgehört, an die Steinkohlengruben zu gedenken.

Diese

Diese Gruben sind in der St. Johanninsel sehr häufig, leicht zu bearbeiten, und gewissermassen unerschöpflich. Unter den alten Besitzern herrschte eine Unordnung, welche die neue Regierung vermeiden wollte, indem sie sich das Eigenthum vorbehielt, um es nur denjenigen zu überlassen, die Mittel genug haben würden, es nützbar zu machen. Diejenigen, die diese Unternehmung mit dem nöthigen Vermögen ergreifen werden, finden einen vortheilhaften Absatz nach allen westlichen Inseln von Amerika. Sie werden solchen sogar an den Küsten und in den Häfen des nördlichen festen Landes finden, wo man die Theurung des Holzes schon empfindet, und noch immer mehr empfinden wird. Dieser Zweig von Fleiß wird für die Kolonie eine Schiffahrt entstehen machen, die unaufhörlich wachsen, und die selbst ihre Fischereyen, jedoch nie zu dem Punkt vermehren wird, daß sie denen von Neufoundland gleichkommen kann.

XI.

Beschreibung von der Insel Terre-Neuve, oder Neufoundland.

Diese Insel, die sich zwischen den sechs und vierzigsten und zwey und fünfzigsten Grad nördlicher Breite erstreckt, ist von der Küste Labrador nur durch einen mäßigen Kanal getrennt, der unter dem Namen der Straße Belle-Isle bekannt ist. Ihre dreyeckige Gestalt enthält ein wenig mehr, als drey hundert Meilen im Umkreise.

Man

Man kann nur obenhin von ihrem Innern sprechen, weil man nie sehr tief hineingedrungen ist, und weil wahrscheinlich niemand wegen der Schwierigkeit, die bey diesem Versuch wäre, und des, wenigstens dem Anschein nach geringen Nutzens, den man davon hätte, hineindringen wird. Das wenige, was man davon kennt, ist voller schrofer Felsen, voller Berge mit schlechten Holzungen bekränzt, und voller enger und sandiger Thäler. Diese unzugänglichen Oerter sind mit rothem Wildpret, das sich dort um so stärker vermehrt, da man es nicht verfolgen kann, angefüllt. Man hat nie andere Wilden da gesehen, als einige Eskimos, die in der Jagdzeit weit vom festen Lande dahin gekommen waren. Die Küste ist überall voller Buchten, Rheden, Hafen; hie und da mit Moos, noch mehr aber mit kleinen Steinchen bedeckt, die dazu geschaffen scheinen, den Fisch, den man in der Nachbarschaft fängt, zu trocknen. An allen kahlen Stellen, wo flache Steine die Strahlen der Sonne zurückwerfen, läßt sich eine große Hitze fühlen. Das übrige Land ist ausserordentlich kalt, nicht sowohl seiner Lage wegen, als wegen der Anhöhen, Wälder, Winde, und zumal jener ungeheuern Eisschollen, die von den Nordmeeren herkommen, an diesen Ufern festgehalten werden und bleiben. Die Gegenden nach Norden und Westen haben beständig den heitersten Himmel über sich. Nach Osten und Süden aber, wo die große Sandbank, auf welcher ein ewiger Nebel herrscht, zunahe liegt, ist er lange so rein nicht.

XII.

Zu welcher Zeit und auf welche Art ließen die Engländer und die Franzosen sich in Neufoundland nieder?

Die Entdeckung von Neufoundland geschah im Jahr 1497 durch den Venetianer Johann Cabot. Dieser Vorfall hatte keine Folgen. Bey der Zurückkunft dieses großen Seefahrers war England mit seinen Streitigkeiten mit Schottland zu sehr beschäftiget, um ernstlich an so entfernte Vortheile zu gedenken.

Dreyßig Jahre nachher sandte Heinrich VIII. zwey Schiffe ab, um die Insel zu untersuchen, die man anfangs nur im Vorbeygehen bemerkt hatte. Das eine dieser Schiffe gieng an diesen wilden Küsten unter, das andere erreichte Europa wieder, aber ohne grosse Einsichten erlangt zu haben.

Eine neue Reise, die im Jahr 1536 unternommen wurde, ward nützlicher. Die Abentheurer, die es gewagt hatten, brachten mit Hülfe der Regierung ihrem Vaterland die Nachricht, daß man in Neufoundland eine große Menge Stockfische fangen könne. Dieser Bericht war nicht gänzlich vergebens. Bald hernach kamen kleine Schiffe, die im Frühjahr aus England abgereißt waren, im Herbst mit ganzen Ladungen getrockneter und gesalzener Fische zurück.

In der ersten Zeit gehörte der zur Bereitung des Stockfisches nöthige Boden dem ersten, der sich dessen bemächtigte. Dieser Gebrauch war ein Saame zur Uneinigkeit. Der Ritter Hamphshree, den Elisabeth im Jahr 1582 mit fünf Schiffen in diese Gegenden sandte, wurde bevollmächtiget, jedem Fischer den Theil an der Küste, den er erwählt haben würde, lebenslänglich zuzusichern.

Diese neue Einrichtung der Dinge vermehrte die Ausrüstungen nach Neufoundland so stark, daß im Jahr 1615 zweyhundert und fünfzig englische Schiffe daselbst gesehen wurden, deren Vereinigung 15,000 Tonnen betragen konnte. Alle diese Schiffe waren aus Europa abgesegelt. Erst einige Jahre nachher wurden feste Wohnungen daselbst errichtet. Nach und nach nahmen sie an der östlichen Küste den Raum ein, der sich von der Conceptionsbay bis an den Kap Raz erstreckt. Die wegen der Beschaffenheit des Bodens und ihres Gewerbs in einiger Weite von einander wohnenden Fischer machten gangbare Wege von einer Wohnung zur andern, die sie in dem Holz durchhieben. Ihr allgemeiner Vereinigungspunkt war zu St. Johann. Da fanden sie in einem vortrefflichen Hafen, der zwischen zwey einen Steinwurf von einander liegenden Bergen eingieng, und zweyhundert Schiffe enthalten konnte, Fahrzeuge, die aus dem Hauptlande kamen, und ihre Bedürfnisse befriedigten, wogegen sie das Einbringen ihrer Fischerey einnahmen.

Die Franzosen hatten nicht so lange gewartet, bis der Handel der Engländer so weit gediehen war, um ihre Blicke auf Neu-Foundland zu richten. Sie behaupten sogar, die Küsten dieser Insel schon seit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts besucht zu haben. Dieser Zeitpunkt mag zuweit zurückgesetzt seyn; aber gewiß ist, daß er noch vor dem Jahr 1634 war, diejenige Zeit, wo sie, ihren Nebenbuhlern zufolge von Karl I. die Freyheit erhielten, an diesen Ufern zu fischen, wenn sie eine Abgabe von fünf vom hundert bezahlen würden, aber auch bald hernach die Befreyung von diesem eben so beschwerlichen als erniedrigenden Tribut erlangten.

Wie es auch mit diesem Umstand beschaffen seyn mag, dessen Gewißheit kein Andenken bestätiget hat, so ist erwiesen, daß gegen die Mitten des siebenzehnten Jahrhunderts nach Neufoundland jährlich die Franzosen kamen. Sie bekümmerten sich zwar wirklich nicht um die westliche Küste der Insel, ob sie wohl als ihr Eigenthum angesehen wurde, da sie einen Theil der St. Lorenzenbucht ausmacht; aber sie besuchten die nördliche ziemlich zahlreich, welche sie den kleinen Nord genannt hatten. Einige hatten sich sogar an der mittäglichen festgesetzt, wo sie eine Art von Dorfschaft in der Bay Plaisance errichtet hatten, wo alle nur erwünschte Bequemlichkeiten zu einem glücklichen Fischfang vereinigt waren.

Unter allen Niederlassungen, womit die Europäer die neue Welt bedeckt haben, ist keine einzige von der Art, wie diese. Die andern haben

insgemein den ersten Kolonisten und denen, di
nach ihnen folgten, zum Grabe gedient. Dies
allein hat keinen Mann verschlungen, ja sie ha
sogar verschiednen von denjenigen, welche unge
sündere Gegenden entkräftet hatten, ihre Kräft
wieder gegeben. Die andern sind ein weniger ha
fenswürdiger Schauplatz von Ungerechtigkeiten
von Unterdrückung, von Metzeln gewesen; dies
allein hat die Menschlichkeit nicht verletzt, ha
die Rechte keines Volks beleidigt. Die ander
haben ihre Erzeugnisse nur gegen den Austausch
eines gleichen Werths gegeben; diese allein ha
aus dem Schooß des Wassers einen Reichthum
gezogen, den die Natur allein gemacht, und de
den verschiedenen Gegenden des einen und des
andern Welttheils zur Nahrung dient.

Wie viel Zeit ist verflossen, ehe man diesen
Vergleich gemacht hat! Was waren in den Augen
des Pöbels Fische, in Vergleichung des Silbers,
das man in der neuen Welt holte? Erst spät
begriff man, (wenn man es anders jetzt schon
gut begreift) daß das, was den Werth der
Sache vorstellt, nicht besser ist, als die Sache
selbst; und daß ein Schiff mit Stockfischen an
gefüllt, und eine Gallione zwey Schiffe sind, die
gleich mit Gold beladen sind. Es ist sogar noch
dieser merkwürdige Unterschied dabey, daß die
Bergwerke sich erschöpfen, aber die Fischereyen
nicht. Das Gold erzeugt sich nicht wieder, aber
das Thier fährt fort, sich fortzupflanzen.

Der Reichthum der Fischereyen zu Neufounds-
land hatte den Hof von Versailles so wenig
ge-

gerührt, daß er an diese Küsten nicht vor dem Jahr 1660 dachte, und daß er sich auch damals nur damit beschäftigte, dasjenige zu zerstören, was seine Unterthanen Gutes daselbst ohne seine Mitwirkung gethan hatten. Er überließ das Eigenthum der Bucht Plaisance einem Privatmann, Namens Gargot; aber dieser habsüchtige Mann wurde von den Fischern verstoßen, die man ihm zu plündern erlaubt hatte. Die Obermacht bestand doch nicht hartnäckig darauf, die Ungerechtigkeit zu behaupten, deren sie sich schuldig gemacht hatte; und gleichwohl wurde die Kolonie deswegen nicht weniger unterdrückt. Aus der glücklichen Vergessenheit gezogen, in welcher sie geblieben waren, wurden diese arbeitsamen Menschen, welche das Bedürfniß auf diesem unfruchtbaren und wilden Boden vereiniget hatte, durch die Befehlshaber, die auf einander folgten, und in einem Kastell wohnten, das man erbaut hatte, ohne Aufhören geplagt. Diese Tyranney, die den Kolonisten nie gestattete, den nöthigen Grad des Wohlstandes zu erreichen, um ihre Arbeiten mit Glück fortzusetzen, mußte sie auch verhindern, sich zu erweitern. Die französische Fischerey konnte also der englischen nicht gleich kommen.

Indessen vergaß Großbritannien doch nicht beym Utrechterfrieden, daß diese unternehmenden Nachbarn, von den Canadiern unterstützt, und an die Jagd, an feindliche Unternehmungen gewöhnt, während der zwey letztern Kriege Verwüstung in seinen verschiedenen Besitzungen angerichtet hatten. Das war hinreichend, es zu bewegen, den gänzlichen

Besitz von Neufoundland zu verlangen, und die Unglücksfälle des erschöpften Frankreichs nöthigten es zu diesem Opfer. Diese Macht behielt sich indessen nicht nur das Recht vor, auf einen Theil der Insel, sondern auch auf der großen Sandbank, die als ein Anhängsel davon betrachtet wird, zu fischen.

XIII.

Allein der Stockfisch macht Neufoundland wichtig. Gegenwärtiger Zustand dieser Fischerey, die in die herumirrende und beständige eingetheilt wird.

Der Fisch, weswegen diese Gewässer so berühmt sind, ist der Stockfisch. Nie ist er über drey Fuß lang, und bisweilen noch viel kleiner. Der Ocean erzeugt keinen, dessen Rachen nach Verhältniß seiner Größe breiter, oder der so gefräßig wäre. Man findet sogar in seinem Bauch zerbrochene Töpfe, Eisen und Glas. Sein Magen verdaut solche Dinge nicht, wie man sichs lange eingebildet hat; er kehrt sich um, wie ein Beutel, und entladet sich auf die Art von allem, was ihm beschwerlich fällt. Wenn sich der Magen dieses Fisches nicht umkehren könnte, so würde er weniger gefräßig seyn. Seine Leibesbeschaffenheit macht ihn in Ansehung der Dinge, die er frißt, unachtsam. Die Bildung der Theile ist der Grundtrieb des Hungers in allen lebenden Wesen der drey Reiche der Natur.

Der

Der Stockfisch läßt sich in allen Meeren, die nordwärts von Europa liegen, sehen. Er wird daselbst von dreyßig englischen, sechzig französischen und hundert und fünfzig holländischen Fahrzeugen, jedes von achtzig bis hundert Tonnen gefangen. Ihre Mitwerber hierinn sind die Isländer, besonders die Norweger. Letztere beschäftigten sich vor der Jahrszeit zum Fischen damit, Stockfischeyer an der Küste aufzulesen, welches eine nothwendige Atzung zum Sardellenfang ist. Sie verkaufen ein Jahr ins andere zwanzig bis zwey und zwanzig tausend Tonnen, die Tonne zu 9 Liv. *). Könnte man Abgang dafür finden, so fieng man noch viel mehr; denn ein geschickter Naturforscher, der die Geduld gehabt hat, die Eyer eines einzigen Stockfisches zu zählen, hat ihrer neun Millionen drey hundert vier und vierzig tausend gefunden. Diese Freygebigkeit der Natur muß zu Neufoundland noch größer seyn, weil da der Stockfisch unendlich häufiger ist.

Er ist auch zärter, wenn er schon nicht so weiß ist, aber wenn er frisch ist, läßt sich kein Handel damit treiben. Dann ist seine einzige Bestimmung, denen, die ihn fischen, zur Nahrung zu dienen. Gesalzen und getrocknet, oder bloß gesalzen ist er eine herrliche Waare für einen großen Theil von Amerika und Europa. Der bloß gesalzene wird frischer Stockfisch genannt, und an der großen Bank gefangen.

*) Oder 4 fl. 7 kr. 4 hlr.

Dieser Streif Landes ist einer von jenen Bergen, die unter dem Wasser von den Trümmern des festen Landes entstehen, die das Meer mit fortschleppt, und auf einander häuft. Die beyden äußersten Enden dieser Bank gehen dermaßen spitz aus, daß sich die Gränzen derselben nicht leicht bestimmen lassen. Man rechnet sie gemeiniglich auf hundert und sechzig Meilen lang, und beyläufig neunzig breit. Gegen die Mitte an der Seite nach Europa zu ist eine Art von Bay befindlich, die man la Fosse genannt hat. Die Tiefe des Wassers ist in dieser ganzen Strecke sehr ungleich. Man findet es zwischen fünf bis zu sechzig Faden. Die Sonne zeigt sich fast niemals daselbst, und der Himmel ist gemeiniglich mit einem dichten und kalten Nebel bedeckt. Die Wellen sind immer in Bewegung, und die Winde immer heftig um der ganzen Bank herum; das muß daher kommen, weil das durch Ströme, die bald da bald dorthin ihre Richtung haben, unordentlich getriebene Meer mit Gewalt gegen die Ufer stößt, die überall schnurgerade in die Höhe gehen, und mit eben der Gewalt davon zurückgestoßen wird. Diese Ursache ist um so wahrscheinlicher, da man an der Bank selbst in einiger Entfernung vom Ufer, ruhig, wie in einer Rhede liegt, wo nicht ein außerordentlich starker Wind von fern herkömmt.

Der Stockfisch verschwindet fast immer von der großen Bank, und den benachbarten kleinen Bänken, während der Zeit von der Mitte des Juli bis Ende Augusts. Diesen Zeitraum ausgenommen, kann man ihn das ganze Jahr da fischen.

Ehe

Ehe man auf den Fang ausgeht, macht man eine Gallerie auf dem Schiff, die vom großen Mast an bis ans Hintertheil, und manchmal von einem Ende des Schiffs bis zum andern geht. Diese äußere Gallerie ist mit Fässern besetzt, woran der oberste Boden ausgeschlagen ist. Da setzen sich die Matrosen hinein, und haben den Kopf vor der bösen Witterung mit einem gepichten Dach, das an diesen Fässern befestigt ist, geschützt. So wie sie einen Stockfisch fangen, schneiden sie ihm die Zunge aus, nachher geben sie ihn einem Schiffjungen, der ihn dem Ausweider bringt. Dieser schneidet ihm den Kopf ab, reißt ihm Leber und Eingeweyde aus dem Leib, und läßt ihn alsdann durch eine Lücke in das falsche Verdeck fallen, wo der Bereiter ihm das Rückgrad bis an der Mitte herausnimmt, und ihn dann durch eine andere Lücke in den Raumschaft. Da wird er gesalzen und in Stößen gelegt. Der Einsalzer giebt Achtung, daß zwischen den Schichten, woraus ein solcher Stoß besteht, genug Salz liege, damit die Fische sich nicht berühren, aber daß auch nicht mehr dazwischen komme, als nöthig ist. Zu viel oder zu wenig Salz ist eines so gefährlich, als das andere: beydes erzeugt Haverey an dem Stockfisch.

Eine erwiesene Naturbegebenheit ist diese, daß sobald dieser Fischfang angefangen ist, das Meer fett und süßer wird, und daß die Barquen auf der Oberfläche des Wasser, wie auf einem polirten Spiegel fahren. Wenn der Wallfisch zerhauen wird, so verursacht das Fett, das davon fließt, die nemliche Wirkung. Ein neu betheertes Schiff

besänftiget das Meer unter sich und um die Schiffe, die ihm nahe sind. Im Jahr 1756 bemerkte Dr. Fränklin, als er nach Ludwigsbourg mit einer großen Flotte gieng, daß die Fahrt zweyer Schiffe ganz sonderbar eben war, während daß die der andern in Bewegung war. Er fragte den Schiffshauptmann um die Ursache, der ihm diesen Unterschied durch das Spühlwasser der Küchengeschirre erklärte, eine Ursache, die den Naturforscher nicht zufrieden stellt, aber deren Wahrheit er durch eine Folge von Versuchen erkannte, wo er einige Tropfen Oel, die zusammen keinen Löffel voll betragen hätten, die Wellen auf mehr als hundert Klafter Länge mit einer Geschwindigkeit von Ausdehnung, die eben so bewundernswürdig, als seine Zertheilung war, beruhigen sahe. Es scheint, daß das Oel aus dem Gewächsreich mehrere Wirksamkeit hat, als das aus dem Thierreich. Man schätzt die Dauer der Ruhe, die daraus entspringt, in vollem Meer auf zwey Stunden, wo diese Wirkung den Ausguß einer beträchtlichen Menge Oels erfordert. Die Aufopferung einiger Tonnen dieser Flüßigkeit hat grosse Schiffe vor dem Schiffbruch, womit sie von dem abscheulichsten Sturm bedroht wurden, gerettet.

Ungeachtet einer Menge Thatsachen ist es doch bis jetzt noch zweifelhaft, ob das Oel, oder überhaupt alle fetten Körper, sie seyen flüßig oder zertheilt, die Kraft haben, die Höhe der Wellen zu vermindern. Sie scheinen, ihre Wirkung nur auf die Wellen, die gegen die Felsen schlagen, zu äußern.

Man

Man sagt, das Meer bricht sich, wenn es sich sehr hoch kochend erhebt, und Wassersäulen, die mit Gewalt zurückprellen, bildet. Wenn das Meer hoch ist, so steigen die Wellen, aber folgen regelmäßig auf einander, und die Schiffe folgen dieser Bewegung, die sie in die Wolken zu erheben, oder in den Abgrund zu stürzen scheint, ohne Gefahr. Wenn aber die Wellen heftig, durch Winde, die gegen einander wehen, oder durch eine andere Ursache bewegt werden, so ist es ganz anders. Zwey Schiffe, die nahe genug sind, um mit einander sprechen zu können, sehen sich plötzlich. Zwischen ihnen erhebt sich ein Wasserberg, welcher, wenn er gegen sie losbricht, und auf sie einstürzt, hinlänglich ist, um sie zu Grunde zu richten. Dieser Zustand des Meers ist nicht oft vorhanden. Man kann lange Zeit reisen, ohne dieser Gefahr ausgesetzt zu seyn. Sollte aber der Gebrauch des Oels auch nur ein Schiff von der Menge derer, die den Ocean bedecken, in vielen Jahren retten, so würde doch die Wichtigkeit dieser leichten Hülfe noch sehr groß seyn.

Die Schiffer von Lissabon und die von den Bermuden geben dem Wasser die Ruhe und die Durchsichtigkeit mit ein wenig Oel wieder, welches plötzlich die Unregelmäßigkeit der Lichtstrahlen aufhält, und ihnen die Fische wieder sehen läßt. Die neuern Taucher, welche die Perlen auf dem Meersgrund suchen, sind gewohnt, nach dem Beyspiel der alten Taucher sich den Mund mit Oel anzufüllen, das sie tropfenweise in der Maaße fallen lassen, als ihnen die Undurchsichtigkeit ihre

Beute

Beute entzieht. Einige vermuthen die Gegenwart des Seewolfs und die Anwesenheit des Herings an denjenigen Oertern, wo das Meer eine Stille hat, die an dem übrigen Ufer nicht herrscht. Die einen sagen, es sey die Wirkung des Oels, das aus dem Körper des Herings schwitzt; die andern, daß es unter dem Zahn des Seewolfs, der ihn verschlingt, herauskomme. Sie bedienen sich des gleichen Mittels, bald um die Felsenspitzen, welche die Bewegung der Wellen verbirgt, zu sehen, bald um mit weniger Gefahr zu landen. Zu dem Ende hängen die einen hinten an ihre Barken einen Büschel Gedärme, die mit dem Fette des Sturmvogels, eines Vogels, der den Fischthran, womit er sich nährt, rein von sich giebt, angefüllt sind. Andere ersetzen diese Gedärme durch eine umgekehrte Flasche, aus welcher das Oel nach Willkühr durch ein in den Zapfen angebrachtes Loch herauströpfelt.

Das schröckliche Element, welches das feste Land getrennt hat; die Länder überschwemmt; die Thiere und die Menschen vor sich her jagt, und früh oder spat ihre Wohnungen verschlingen wird, wird ruhig werden, wenn ihr mit einer in Oel getauchten Feder auf seiner Oberfläche hin und her fahrt. Wer weis, was noch die Folgen dieser Entdeckung seyn werden, wenn man eine Kenntniß mit diesem Namen belegen kann, die weder dem Arioft, noch dem Plinius streitig gemacht werden kann? Wenn eine Feder in Oel getaucht die Wellen besänftiget, was werden nicht lange Flügel zuwegen bringen, die beständig mit dieser Feuchtigkeit angefeuchtet, und künstlich an unsere Schiffe angefügt sind?

Dieser

Dieser Gedanke wird den seichten Köpfen zum Spott dienen; aber schreibt man dann für sie? Wir verachten die Gedanken der geringern zu sehr. Wir entschieden zu übereilt über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Dinge. Wir sind mit unserm Urtheil über den Naturforscher Plinius von einem Ende zum andern gesprungen. Unsere Vorfahren haben dem Ariost zu viel zugeschrieben; wir, wir haben ihm vielleicht mehr abgesprochen, als es Menschen geziemt, unter denen der Gelehrteste nicht genug wußte, um seinem Buch von den Thieren entweder Beyfall zu geben, oder es zu widerlegen. Diese Verachtung würde ich etwan vielleicht einem Büffon, Daubenton oder Linne verzeihen, aber ich werde immer unwillig, wenn es derjenige thut, der aus seiner wahren Sphäre heraustritt, und den Ruhm flieht, der ihm entgegen eilt, um nach demjenigen zu laufen, der ihn flieht, und der es wagt, mit einer Unerschrockenheit die beleidigen würde, wenn sie auch mit den glänzendsten und unwidersprechlichsten Titeln unterstützt wäre, über Männer von Genie ein Urtheil zu fällen.

Nach dem Recht der Natur hätte die Fischerey an der großen Bank allen Völkern der Erde offen stehen sollen. Indessen hatten es die beyden Mächte, welche Pflanzstädte in Nordamerika angelegt hatten, ganz leicht dahin gebracht, sie sich zuzueignen. Spanien, das allein einigen Anspruch darauf machte, und das wegen der Menge seiner Mönche Rechte darauf zu haben schien, die sich auf dieser ihre Bedürfnisse gründeten, hat sie beym letzten Frieden aufgegeben. Die Engländer und die Franzosen besuchen diese Gewässer allein.

Im

Im Jahr 1773 schickte Frankreich 125 Schiffe dahin, die 9375 Tonnen ausmachten, und mit 1684 Mann bemannt waren. Man fieng 2,141000 Stockfische, die 122 Fässer Thran gaben. Der ganze Fang wurde für 1,421,615 Liv. *) verkauft.

Ihre Nebenbuhler machten noch einen weit beträchtlichern Fang. Wenige von denen, die dazu gebraucht wurden, waren von Europa abgereißt. Der gröste Theil kam von Neu-England, von Neu-Schottland, und von Neu-Foundland selbst an. Ihre Schiffe waren klein, leicht zu regieren, wenig über das Wasser erhaben, und gaben nicht leicht den Stössen der Winde und den Wellen nach. Sie hatten Bootsknechte, die mehr abgehärtet, mehr an die Kälte, mehr an eine strenge Zucht gewöhnt waren, auf ihren Schiffen. Sie brachten eine Atzung mit sich, die weit besser, als diejenige war, die man am Ort selbst fand. Ihr Fang war auch weit vorzüglicher gegen den französischen. Da sie aber weniger Auswege für den frischen Stockfisch hatten, so wurde der gröste Theil des Fisches an die benachbarten Küsten gebracht, wo man ihn in ausgetrockneten Stockfisch verwandelt.

Diese zweyte Art Stockfisch erhält man auf zweyerley Art. Was man den irrenden Fang nennt, ist für die Schiffe, die jährlich aus Europa nach Neu-Foundland gegen Ende des März oder Anfang Aprils abgeschickt werden. Oft treffen sie nahe um die Insel auf eine Menge Eis, das die

*) Oder 651,573 fl. 32 kr.

die Ströme von Norden nach Süden hintreiben, sich in seinem gegenseitigen Stoß einander zerschmettert, und früher oder später nach der Wärme der Jahrszeit schmelzt. Diese Eisschollen haben manchmal eine Meile im Umfang, erheben sich über das Meer so hoch, als die höchsten Berge, und gehen unter dem Wasser sechzig bis achtzig Faden tief. Mit andern nicht so grossen Eisschollen zusammen genommen, nehmen sie hundert Meilen in der Länge, und fünf und zwanzig bis dreyßig in der Breite ein. Der Eigennutz, der die Schiffer antreibt, so geschwind als möglich an die Landungsplätze zu gelangen, um die zur Fischerey am besten gelegenen Rheden zu wählen, macht, daß sie die Strenge der Jahrszeiten und der Elemente, die sich gegen den menschlichen Fleiß verschwören, trotzen. Die furchtbarsten Verschanzungen der Kriegskunst, die Donner einer belagerten Festung, die Manöuvres bey dem geschicktesten und hartnäckigsten Seetreffen, haben nichts an sich, das so viele Kühnheit, Erfahrung und Unerschrockenheit erfordere, als die ungeheuern schwimmenden Vormauern, welche die See jenen kleinen Fischerflotten entgegen stellt. Aber der heftigste unter allem Hunger, der quälendste unter allem Durst, der Hunger und Durst nach Gold dringt durch alle Schranken, und schlägt sich durch diese Berge von Eis; und man gelangt endlich nach der Insel, wo alle Schiffe Fisch laden sollen.

Nach der Landung muß man Holz fällen und die Gerüste bauen oder ausbessern. Mit dieser Arbeit beschäftigt sich das ganze Schiffsvolk.

Wenn

Wenn sie geschehen ist, so theilt man sich. Die Hälfte der Mannschaft bleibt am Lande, um dem Stockfisch alle die erforderlichen Zubereitungen zu geben. Die andere Hälfte begiebt sich auf Boote. Zur Kaplanfischerey sind vier Mann auf einem Boote; zum Stockfischfang drey. Letztere, welche die gröste Anzahl ausmachen, gehen mit Tagesanbruch in See, entfernen sich drey, vier bis fünf Meilen vom Ufer, und kommen des Nachts zurück, um das Einbringen ihrer am Tage über gethanen Arbeit auf die am Ufer des Meeres gebauten Gerüste zu werfen.

Der Ausweider schneidet erst dem Stockfisch den Kopf ab, räumt das Eingeweyde aus, und übergiebt ihn dem Bereiter, der ihn zerlegt und ins Salz thut, wo er acht bis zehn Tage liegen bleibt. Nachdem er hierauf gewaschen worden ist, wird er auf groben Sand ausgebreitet, wo er so lange liegen bleibt, bis er recht getrocknet ist. Alsdann legt man ihn in Stößen über einander, wo er einige Tage schwitzt. Dann wird er noch einmal auf die Dörrstelle gelegt, wo er vollends ausdörrt, und die Farbe annimmt, die er in Europa hat.

Keine Mühe kömmt der gleich, die man bey dieser Arbeit aushalten muß. Kaum hat man dabey des Nachts vier Stunden Ruhe. Zum Glück erhält die gesunde Luft die Gesundheit des Menschen gegen so heftige Prüfungen. Man würde indessen die Mühe nicht rechnen, wenn man nur besser durch das Einbringen dafür bezahlt würde.

Aber es giebt Rheden, wo die Därrstellen vom Meere zu weit abliegen, und machen, daß man zuviel Zeit verliert. Es giebt andere, wo der Grund Fels und ohne Meergras ist, wo also kein Fisch hingelockt wird. Es finden sich welche, wo er wegen des süßen Wassers, das hinein fließt, gelb; und noch andere, wo er von dem Zurückprellen der Sonnenstrahlen, die sich an den Bergen brechen, verbrannt wird.

Selbst in den günstigsten Rheden ist man eines glücklichen Fangs nicht versichert. Der Stockfisch kann nicht in allen gleich häufig seyn. Er begiebt sich bald nach Norden, bald nach Süden, und manchmal an der Mitte der Küste hin, so wie ihn die Richtung des Kaplanfisches oder der Winde reitzt oder treibt. Wehe den Fischern, die ihre Anlagen weit von den Stellen gemacht haben, wo er sich gerne aufhält. Die Kosten ihrer ganzen Rüstung gehen, wegen der Unmöglichkeit, dem Fisch mit aller der Geräthschaft zu folgen, die dieser Fang erfordert, verloren.

Gleich in den ersten Tagen des Septembers hat es damit ein Ende; denn die Sonne hat alsdann nicht mehr Kraft genug, um den Stockfisch zu dörren. Man wartet nicht einmal so lange, um sich wegzubegeben, wenn der Fang glücklich gewesen ist, sondern man eilt, daß man nach Westindien, oder nach den katholischen Ländern in Europa hinkömmt, um die Vortheile der frühen Zeit zu erlangen, die man Gefahr laufen würde, zu verlieren, wenn sich zu viele Waare zum Verkauf darböthe.

Aus den französischen Seehäfen fuhren im Jahr 1773 hundert und vier Schiffe auf diese Fischerey ab, die 15621 Tonnen ausmachten, und 7263 Bootsknechte enthielten. 190,160 Centner, und 2825 Fässer Thran waren die Belohnung ihrer Arbeiten. Diese beyden Gegenstände machten zusammen einen Werth von 3,816,580 Liv. *) aus.

Aber wie gieng es wohl zu, daß ein Reich, dessen Bevölkerung unermeßlich ist, und dessen Gränzen so ausgebreitet sind; daß eine Regierung, die so grosse Bedürfnisse, sowohl für ihre Provinzen, als für ihre Kolonien in der neuen Welt hat; wie gieng es zu, daß die wichtigsten ihrer Fischereyen so weit herunter gesetzt worden? Innerlichen und äußerlichen Ursachen haben diesen Vorfall erzeugt.

Der Stockfisch war lange Zeit mit Abgaben bey seiner Einfahrt ins Reich überladen. Sein Verbrauch verursachte neue Taxen. Man hofte im Jahr 1764, daß diese Neckereyen ein Ende nehmen würden. Der Rath wurde unglücklicher Weise uneinig. Einige Mitglieder widersetzten sich der freyen Einfuhr des gesalzenen Fisches, weil sich andere Mitglieder gegen die Ausfuhr des Brandenweins, des Ciders und des Birnmasts setzten. Die Vernunft gewann endlich die Oberhand. Im Jahr 1773 willigte die Schatzkammer in das Opfer der Hälfte der Auflagen, die bis daher diesem Zweig des Fleißes entrissen worden waren, und zwey Jahre hernach in die gänzliche Nachlassung dieser wenig ergiebigen Quelle.

Das

*) Oder 1,749,265 fl. 50 kr.

Das Salz ist ein Hauptartikel, und zwar ein sehr wesentlicher bey dem Stockfischfang. Dieses Erzeugniß des Meers und der Sonne war in Frankreich zu einem außerordentlich hohen Preis gestiegen. Im Jahr 1768 und 1770 gestattete man den Fischern nur für ein Jahr die Freyheit, sich mit auswärtigem zu versehen, und im Jahr 1774 für eine unbestimmte Zeit. Diese Erleichterung wurde ihnen seitdem abgeschlagen, aber man wird sie ihnen wohl wieder erlauben. Das Ministerium wird einsehen, daß ihre Seefahrer ohne die äußerste Nothwendigkeit niemals spanisches oder portugiesisches Salz aus Vorzug vor dem sehr vortrefflichen Salz von Poitou und Bretagne gebrauchen werden.

Wenn der frische Stockfisch aus dem nördlichen Amerika ankömmt, so bleibt zwischen seinen verschiedenen Lagen eine beträchtliche Menge nicht geschmolzenes Salz. Die Generalpächter der Krone mißbrauchten lange Zeit den großen Einfluß, den sie auf die öffentlichen Entschließungen gewonnen hatten, um es als unnütz oder gar gefährlich auszuschreyen. Erst nach einem Jahrhundert von Bitten und Beweisen wurde es mit vielem Vortheil bey den Fischereyen des getrockneten Stockfisches zu gebrauchen erlaubt.

Diese Schranken sind nun meistens durchbrochen, welche eine über ihren Vortheil wenig aufgeklärte Macht selbst ihrem Wohl entgegensetzte. Wir wollen sehen, was von denjenigen zu halten ist, welche eine gehäßige Eifersucht aufgeführt hat.

Neufoundland hatte ehedem zwey Herren. De
Utrechterfriede versicherte das Eigenthum dieser
Insel an Großbritannien; und die Unterthanen des
Hofs zu Versailles behielten nichts, als das
Recht bey, daselbst vom Kap: Bonaviste gegen
die nördliche Seite bis zur See Pointriche zu
fischen. Aber diese letzte Markungslinie fand sich
in keiner derjenigen Karten, die vor dem Traktat
erschienen waren. Der englische Weltbeschreiber
Herman Moll war der erste, der im Jahr 1715
ihrer gedachte, und er setzte sie zum Kap: Raye.

Man glaubte ziemlich allgemein, daß es so
seyn müßte, als im Jahr 1764 das brittische
Ministerium auf das Zutrauen eines Briefs vom
Prior hin, der die Gränzberichtigung zu besorgen
hatte, und auf eine Vorstellung, die durch die
englischen Fischer im Jahr 1716 dem Parlement
gemacht wurde, behauptete, daß man Pointeriche
unter den fünfzigsten Grad dreyßig Minuten der
Breite setzen müßte. Der Rath Ludwigs XV.
willigte augenblicklich in Behauptungen, denen
er hätte widersprechen können; da er aber in sei-
nen Archiven selbst eine von der Hand gezeichnete
Karte entdeckte, die zur Unterhandlung gedient
hatte, und welche der Pointeriche unter den neun
und vierzigsten Grad der Breite an das Ufer
und die nördliche Bucht der drey Inseln setzte,
so forderte er für seine Beweise die nemliche
Nachsicht, die er für diejenigen gehabt hatte,
die ihm vorgelegt worden. Dies war die Stimme
der Vernunft und der Gerechtigkeit. Indessen
erfuhren die Franzosen, die sich unterstanden, in
den bestrittnen Raum einzufahren, die Beschimpfung

und

und den Schaden, daß ihre Schiffe weggenommen wurden. So war der Zustand der Sachen beschaffen, als die Feindseligkeiten zwischen beyden Nationen wieder anfiengen. Man muß hoffen, daß der Hof von Versailles bey dem nächsten Friedensschluß die Wiederherstellung dieses Eingriffs erhalten wird.

Er wird sich hoffentlich noch mit einem wichtigern beschäftigen. Seine Unterthanen sollten durch die Utrechter- und Pariser-Friedensverhandlungen den Raum zu genießen haben, der wischen dem Kap-Bonaviste uud St. Johann ist. Drey tausend Engländer haben daselbst zu verschiedenen Zeiten feste Wohnsitze errichtet, und haben also nothwendig Seefahrer, die alle Jahre von Europa dahin kamen, davon entfernt. Frankreich hat sich gegen diese Mißbräuche gesetzt, und hat auch so viel erhalten, daß das brittische Ministerium seinen Fischern anbefehlen würde, ihr Gewerbe anderswo zu treiben. Der Befehl wurde nicht vollzogen, und konnte es nicht seyn. Hierauf verlangte der Hof zu Versailles zum Ersatz die freye Fischerey von Pointeriche bis an die St. Petersinsel und Miquelon. Die Vereinigung schien zu Stande zu kommen, aber die neuen Unruhen verdarben alles, und man muß diese Einrichtung noch von dem nächsten Frieden erwarten.

Dieser wird auch den französischen Seefahrern die ausschließende Fischerey an demjenigen Theil von Neufoundland zusichern, den sie zu besuchen berechtiget sind. Dieses Recht ist ihnen vor dem Jahr 1763 nicht widersprochen worden. Bis dahin

hatten sich die Engländer begnügt, während dem Winter Seewölfe daselbst zu fangen; sie hatten ihr Geschäft immer vor dem Frühjahr geendet, und die Gegend verlassen. Zu diesem Zeitpunkt fiengen sie an, die nemlichen Häfen zu besuchen, die ihre Mitbuhler vorher allein besaßen. Der Hof von Versailles wäre so weit erniedriget worden, daß er die fischreichen Küsten von Labrador, Gaspe, von St. Johann und Kap-Breton hätte aufopfern müssen, damit eine über ihre Siege zu stolze Nation diese neuen Forderungen hätte machen können. Ihre Admirale trieben die Unverschämtheit so weit, daß sie den französischen Fischern verboten, den Stockfisch Sonntags zu verfolgen, unter dem Vorwand, daß die englischen Fischer sich ebenfalls enthielten, an diesem Tag zu fangen. Wir halten uns berechtiget, zu glauben, daß der Rath zu St. James Unternehmungen, die so augenscheinlich dem Geist der Verträge zuwider waren, nicht billigte. Er fühlte es, daß der Vorbehalt, den Frankreich bey der Uebergabe von Neufoundland gemacht hatte, leerer Traum wurde, wenn seine Fischer die fischreiche Plätze schon durch Nebenbuhler besetzt finden mußte, die, da sie an den benachbarten Küsten wohnten, allzeit am ersten anlangen konnten. Gleichwohl entschloß er sich, bloß zu behaupten, daß er Genuß beyden Völkern gemein seyn sollte. Er hätte mehr Gewalt und mehrere Herzhaftigkeit besitzen müssen, um dem Geschrey des Gegentheils und dem Gemurre, das seine Gerechtigkeit erregt hätte, zu trotzen. Man zählte freylich auf die Schwachheit Ludwigs XV., und man betrog sich nicht. Die Umstände und der Charakter

seines

seines Nachfolgers sind nicht die nemlichen. Dieser Nachtheil wird, wie viele andere wieder verbessert werden. Ja es ist nicht unmöglich, daß die beständigen Fischereyen dieser Krone einigen Zuwachs erhalten.

Unter beständiger Fischerey muß man diejenige verstehen, welche die Europäer, die an den Küsten Amerikas wohnen, wo der Stockfisch im Ueberfluß ist, treiben. Sie ist unendlich einträglicher, als der streifende Fang, weil sie weniger Kosten erfordert, und länger fortgesetzt werden kann. Die Franzosen genoßen diesen Vortheil, ehe sie die Fehler ihrer Regierung in den Verlust der weitläufigen Ländereyen, die sie in diesen Gegenden besaßen, gebracht hatte. Der Friede vom Jahr 1763 schränkte ihre Besitzungen auf die Insel St. Pierre und die beyden Inseln Miquelon ein, die sie nicht einmal die Erlaubniß haben, zu befestigen.

Es ist einfach und ganz natürlich, daß ein Eroberer sich seine Eroberungen so gut zu Nutzen macht, als er kann, daß er seinen Feind schwäche, indem er sich vergrößert; aber niemals soll er fortdauernde Gegenstände der Erniedrigung, die ihm keinen Nutzen verschaffen, und die Wuth in die Herzen derjenigen bringen, über die er gesiegt hat, zurücklassen. Die Reue über einen Verlust schwächt sich und verliert sich mit der Zeit. Die Empfindung der Schande erneuert sich alle Tag, und hört nicht auf. Kömmt der Augenblick, wo sie ausbrechen kann, so zeigt sie sich mit desto größerer Wuth, je länger sie gedauert hat.

Mächte der Erde, seyd also bescheiden in den Bedingungen, die ihr dem Ueberwundenen auferlegt, und bey den Denkzeichen, durch welche ihr das Andenken eurer Siege verewigen wollt. Es ist unmöglich, einen entehrenden Vertrag mit Aufrichtigkeit zu unterschreiben. Man findet ohnehin schon gar zu vielen falschen Vorwand, und ungerechte Beweggründe, um die Verträge zu brechen, ohne einen so gesetzmäßigen und dringenden beyzufügen, als derjenige ist, sich dem Schimpf zu entziehen. Fordert in Ansehung des Wohlstandes nur solche Opfer, denen ihr euch im Unglück selbst, ohne zu erröthen, unterwerfen würdet. Eine Denksäule, die beleidigt, und auf welche ein Feind, der eure Hauptstadt durchzieht, nicht die Augen wenden kann, ohne einen tiefen Unwillen zu empfinden, ist eine stäte Aufmunterung zur Rache. Wenn es jemals möglich wäre, daß eine, der auf dem Platz Victoire beschimpften Nationen, wo man sie durch die niedrigste und unverschämteste Schmeicheley auf eine unwürdige Art gefesselt sieht, siegreich in Paris einziehen würde, so zweifle ich nicht, daß die Natur des stolzen Monarchen, der dieses unverschämte Ehrenzeichen annahm, in einem Augenblick in Stücken zerschlagen seyn würde; vielleicht würde eine lang unterdrückte Rache die prächtige Stadt, die es einschließt, in Asche verwandeln. Man kann euch immerhin mit Siege gekrönt zeigen, aber duldet nicht, daß man euern Fuß auf den Kopf euers Feindes stelle. Seyd ihr glücklich gewesen, so denkt, daß ihr aufhören könnt, es zu seyn, und daß es schimpflicher ist, selbst ein Denkmal zu vernichten, als es Ruhm ist, es errichtet zu haben.

Die

Die Engländer hätten vielleicht ihren Aufseher aus einem der französischen Hafen zurückgezogen, wenn sie hätten wissen können, mit welcher Ungeduld er daselbst gesehen würde, und wie oft die Franzosen im Innersten ihres Herzens gesagt haben: sollen wir noch lange diese Demüthigung ertragen?

St. Pierre hat fünf und zwanzig Meilen im Umfang; einen Hafen, wo zwanzig Schiffe eine sichere Zuflucht finden; eine Rhede, die vierzig Schiffe, von welcher Größe sie seyn mögen, enthalten kann; Küsten, die zur Trocknung vieler Stockfische sehr bequem sind; im Jahr 1773 waren sechshundert und vier Familien daselbst wohnhaft, und eine ungefähr gleiche Anzahl Matrosen brachten die Zwischenzeit von einer Fischerey zur andern daselbst zu.

Die zwey Miquelons, die in allem Betracht weniger wichtig waren, enthielten nur sechs hundert neun und vierzig Einwohner; und während dem Winter wohnen nur hundert und sieben und zwanzig fremde Fischer daselbst.

Die Arbeiten dieser Insulaner mit denjenigen verbunden, die vierhundert und fünfzig Menschen, die auf fünf und dreyßig Schiffen aus Europa angekommen waren, verrichteten, brachten nur 36,670 Centner Stockfische, und 253 Fässer Thran zuwegen, die für 805,490 Livres *) verkauft wurden.

*) Oder 369,182 fl. 55 kr.

Dieser Werth mit 1,421,615 Liv. a) verbunden, welche der frische Stockfisch, der auf der großen Bank gefangen wurde, einbrachte; und mit den 3,816,580 Liv. b), die man aus der Fischerey des trockenen Stockfisches auf Neufoundland selbst zog, brachte die französische Fischerey im Jahr 1773 auf den Werth von 6,033,685 Liv. c).

Von diesen drey Einkünften hat sich in den folgenden Jahren nur die von St. Pierre und von Miquelon vermehrt.

Diese Inseln sind nur drey Meilen von dem mittäglichen Theil von Neufoundland entfernt. Durch die Verträge nimmt der Besitz der Küsten diesen Raum weg. Er sollte also gemeinschaftlich oder zwischen den französischen und den englischen Fischern getheilt seyn, deren Rechte gleich waren. Die Gewalt, die selten nach Recht verfährt, eignete sich alles zu. Die Vernunft oder die Staatskunst flößten ihr endlich gemäßigtere Gesinnungen ein, und im Jahr 1776 willigte sie in eine gleiche Vertheilung des Kanals. Diese Veränderung setzte St. Pierre und Miquelon in den Stand, das folgende Jahr 70,104 Centner trockenen Stockfisch, und 76,794 Centner frischen Stockfisch zu fangen.

Aber

---

a) Oder 651,573 fl. 32 kr.

b) — 1,749,265 fl. 50 —

c) — 2,765,438 fl. 57 —

Aber dieser Zuwachs setzte Frankreich nicht in Stand, fremde Märkte zu beschlagen, so wie es solches zwanzig Jahre vorher thun konnte. Kaum reichte sein trockner zum Verbrauch im Königreich hin. Es blieb nichts, oder beynahe nichts für seine Kolonien übrig, deren Bedürfnisse so vielfältig waren.

Dieser wichtige Handel war ganz seinen Nebenbuhlern in die Hände gefallen, seitdem der Sieg ihnen das nördliche Amerika in die Hände gespielt hatte. Sie lieferten den Stockfisch dem mittäglichen Europa und nach Westindien; sie lieferten ihn sogar den französischen Inseln, ungeachtet der 4 Liv. a) Abgaben, womit man ihn belegt hatte, um ihn abzuhalten; und ungeachtet einer Belohnung von 35 Sols b) vom Centner, die der Nationalfischerey zugestanden worden. Großbritannien sah mit großer Zufriedenheit, daß ungeachtet des Verbrauchs in seinen verschiednen Besitzungen dieser Zweig des Fleißes alle Jahr seinen Unterthanen der neuen und der alten Welt eine beträchtliche Menge Geld und viele Waaren zuwandte. Dieser Gegenstand der Ausfuhr würde noch beträchtlicher geworden seyn, wenn der Hof von London zur Zeit der Eroberung nicht die Unmenschlichkeit gehabt hätte, von der Insel Royale und St. Johann die Franzosen, die sich daselbst niedergelassen hatten, wegzujagen, die niemals ersetzt wurden, und es niemals seyn werden. Eine so schlimme Staatskunst ist ehemals in Neu-Schottland ausgeübt worden; denn es ist eine Folge der Eifersucht, die der Stolz hat, daß sie, um Besitzer zu werden, vorher zerstört.

XIV.

---

a) Oder 1 fl. 50 kr.

b) Oder 48 kr.

XIV.

Entwurf von Neu-Schottland. Die Franzosen lassen sich daselbst nieder. Ihr Betragen in dieser Besitzung.

Der Name Neu-Schottland, der heut zu Tage die drey hundert Meilen lange Küste anzeigt, welche zwischen den Gränzen von Neu-England bis an das südliche Ufer des Flußes St. Laurent liegt, scheint anfangs nichts weiter bedeutet zu haben, als eine große dreyeckig gestaltete Halbinsel, die in der Mitte dieses großen Strichs liegt. Diese Halbinsel, welche die Franzosen Akadien nannten, ist ihrer Lage nach sehr geschickt, den Fahrzeugen, die von den Antillen kommen, zum Zufluchtsort zu dienen. Sie zeigt ihnen von ferne eine Menge vortrefflicher Hafen, in welchen man mit allen Winden aus- und einfährt. Man sieht viele Stockfische am Ufer, und noch mehr an kleinen Sandbänken, die nur einige Stunden davon liegen. Das benachbarte feste Land lockt durch den Reitz von einigem Pelzwerk. Die dürren Küsten bieten Grand dar, um den Fisch zu dörren, und die Güte der weiter im Land hinein liegenden Ländereyen ladet zu allen Arten von Landbau ein. Das dortige Holz ist zu vielen Arten von Dingen brauchbar. Ob es sich gleich der Lage nach unter dem gemäßigten Himmelsstrichs befindet, so hat man da doch lange und strenge Winter auszuhalten, worauf auf einmal übermäßige Hitze folgt, aus welcher dicke Nebel entstehen, die sich zwar selten, oder wenigstens langsam zertheilen, diesen

Auf-

Aufenthalt indessen dennoch nicht ungesund, wohl aber unangenehm machen.

Im Jahr 1604 ließen sich die Franzosen vier Jahre, ehe sie die geringste Hütte in Canada gebaut hatten, in Akadien nieder. Anstatt sich auf der östlichen Küste der Halbinsel anzubauen, welche ein weites Meer, eine leichte Schiffahrt, einen großen Ueberfluß an Stockfisch darbietet, erwählten sie eine enge Bay, die keinen von allen diesen Vortheilen besaß. Man nannte sie nachher die Franzosenbay. Man hat vorgegeben, sie hätten sich durch den Hafen Port-Royal verleiten lassen, der tausend Schiffe vor allen Winden gedeckt enthalten kann, dessen Grund überall vortrefflich ist, und der immer vier bis fünf Faden tief Wasser, und an der Einfahrt achtzehn hält. Es ist aber natürlicher zu glauben, daß die Stifter der Kolonie diese Lage deswegen wählten, weil sie dadurch den Oertern näher wohnten, wo Pelzwerk, dessen ausschließenden Handel sie erlangt hatten, in Ueberfluß war. Diese Muthmaßung wird noch dadurch bestärkt, daß die ersten Monopolisten und ihre Nachfolger sich es immer angelegen seyn ließen, von Reutung der Wälder, vom Anziehen der Heerden, von der Fischerey und vom Landbau alle diejenigen unter ihren Landsleuten abwendig zu machen, die ihr unruhiger Geist oder die Noth in diese Gegend gebracht hatte; und die Thätigkeit dieser Abentheurer lieber auf die Jagd und auf den Handel mit den Wilden lenken wollten.

Eine Unordnung, die aus einem falschen Verwaltungssystem entsprang, machte, daß man endlich die verderblichen Folgen der ausschließenden Privilegien einsah. Wir würden die Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche die Seele eines Geschichtschreibers seyn müssen, aufs höchste beleidigen, wenn wir sagten, die höchste Gewalt habe in Frankreich angefangen, die Rechte der Nation zu einer Zeit zu ehren, wo sie am offenbarsten verletzt wurden. Dieses Wort, welches allein die Wohlfahrt der Unterthanen sicher stellen, und die Macht der Könige heiligen kann, ist dort nie gekannt worden. Aber in den willkührlichsten Regierungen thut man bisweilen aus Ehrgeitz, was die gerechten und gemäßigen Regierungen aus Gerechtigkeitsgrundsätzen thun. Die Ministers Ludwig XIV, die ihrem Herrn eine große Rolle wollten spielen lassen, um selbst einige Würde in der Welt zu erlangen, sahen ein, daß das ohne Reichthümer nicht angieng; und daß ein Volk, dem die Natur keine Bergwerke gegeben hat, nicht anders, als durch Landbau und Handel Geld bekommen könnte. Beyde waren bis dahin durch die Fesseln, die man allem anlegt, wenn man sich in alles mischen will, in den Kolonien erstickt gewesen. Zum Glück wurden sie zerschlagen, aber Akadien hatte entweder die Mittel oder die Einsicht nicht, diese Freyheit zu nützen.

Diese Kolonie lag noch in der Wiege, als sie in ihrer Nachbarschaft eine Besitzung entstehen sah, die nachher unter dem Namen von Neu-England so blühend ward. Der schleunige Fort-

gang

gang des Landbaues in dieser neuen Kolonie zog nur eine sehr schwache Aufmerksamkeit von Seiten der Franzosen an sich. Diese Art von Flor brachte unter beyden Nationen gar keinen Wetteifer hervor. Aber sobald die Franzosen nur argwohnen konnten, daß sie im Biber- und Pelzhandel bald einen Mitwerber erhalten würden, so suchten sie Mittel, allein Herren davon zu werden, und waren unglücklich genug, sie zu finden.

Als sie nach Akadien kamen, waren die Halbinsel und die Wälder des benachbarten festen Landes voller kleinen wilden Völkerschaften. Sie führten den gemeinschaftlichen Namen Abenaquis. Ob sie gleich einen eben so kriegerischen Sinn hatten, als die andern wilden Nationen, waren sie doch geselliger. Die Missionarien hatten sich leicht bey ihnen eingeschmeichelt, und fanden nachher Mittel, ihnen den Kopf von ihren Lehrsätzen so stark einzunehmen, daß sie selbe sogar zu Enthusiasten machten. Mit der Religion, die man ihnen predigte, nahmen sie den Haß gegen die Engländer an, der ihren Aposteln so natürlich war. Dieser Grundartikel ihres neuen Glaubens war derjenige, der den stärksten Eindruck auf ihre Sinne machte; der einzige, der ihre Neigung zum Krieg begünstigte: sie nahmen ihn mit der ihnen natürlichen Wuth an. Sie begnügten sich nicht damit, sich zu weigern, den geringsten Handel mit den Engländern einzugehen, sondern sie beunruhigten und verheerten oft die Gränzen dieser Nation. Die Anfälle wurden häufiger, hartnäckiger und regelmäßiger, nachdem sie den Saint-Castetins, einen Hauptmann des Regiments von

Cari-

Carignan, der sich unter ihnen niedergelassen, eine Frau aus ihren Mitteln geheyrathet hatte, und sich in allen nach ihren Gebräuchen bequemte, zum Anführer erwählten.

Da die Regierung von Neu-England vergebens alles gethan hatte, um diese Wilden durch Geschenke wieder zu Freunden zu machen, oder sie in ihren Wäldern, wo sie sich tief hinein begaben, und unaufhörlich wieder heraus kamen, zu zerstören, so wandte sie ihre ganze Erbitterung gegen Akadien, welches sie mit Recht als das einzige Triebrad so vieler Unfälle ansah. So bald die geringste Feindseligkeit zwischen beyden Hauptländern vorfiel, so fieng man immer damit an, die Halbinsel anzugreifen. Man nahm sie immer weg, denn ihre einzige Wehr bestand in Port-Royal, das nur schwach mit einigen Palisaden umgeben war, und weil sie gar zu weit von Canada ablag, um Hülfe von daher zu erhalten. Unstreitig war es in den Augen der Neu-Engländer etwas, diese Kolonien zu verheeren, und ihren weitern Fortgang zu verzögern; aber das war nicht genug, um das Mißtrauen zu vertreiben, das eine Nation erweckte, die immer durch das, was sie vermag, furchtbarer gewesen ist, als durch das, was sie thut. Mit Verdruß sahen sie sich bey jedem Friedensschluß gezwungen, ihre Eroberung wieder zu geben, und warteten ungeduldig, bis Großbritanniens Ueberlegenheit so hoch gestiegen wäre, daß sie das nicht mehr brauchten. Die Begebenheiten in dem spanischen Erbfolgekrieg brachten diesen entscheidenden Augenblick hervor; und der Hof zu

Ver-

Versailles mußte erleben, daß ihm eine Besitzung, deren Wichtigkeit er nicht einmal geargwohnt hatte, auf ewig abgenommen wurde.

XV.

Frankreich wird gezwungen, Neu-Schottland an England abzutretten.

Die Hitze, welche die Engländer dabey hatten blicken lassen, sich dieses Gebiets zu bemächtigen, blieb sich bey den Bemühungen, es zu behalten, oder einträglich zu machen, nicht gleich. Nachdem man Port-Royal obenhin befestiget hatte, welches zu Ehren der Königin Annapolis genannt wurde, begnügte man sich damit, eine mäßige Besatzung hinzuschicken. Die Gleichgültigkeit der Regierung theilte sich der Nation mit; ob das schon in freyen Ländern nicht gewöhnlich ist. Nur fünf bis sechs englische Familien wanderten nach Akadien. Es blieb immer mit seinen alten Kolonisten besetzt. Man konnte diese sogar auf keine andere Art bewegen, da zu bleiben, als daß man ihnen versprach, sie sollten niemals gezwungen werden, gegen ihr ehemaliges Vaterland zu dienen. So war die Liebe beschaffen, die damals Frankreichs Ehre und Ruhm allen seinen Kindern einflößte. Von ihrer Regierung geliebt; von fremden Nationen geehrt; ihrem König durch eine Reihe von glücklichen Thaten, wodurch ihr Vaterland berühmt und erweitert worden war, ergeben, hatten sie denjenigen Patriotismus, der aus dem Glück entspringt. Es

war

war schön, den Namen eines Franzosen zu führen; es wäre zu betrübt gewesen, wenn man ihn hätte verlieren sollen. Auch wurden die Akadier, die, als sie sich einem neuen Joch unterwerfen mußten, geschworen hatten, nie gegen ihr altes Panier zu fechten, die neutralen Franzosen genannt.

Welche mächtige Ermunterung ist nicht dieses Beyspiel der Anhänglichkeit, und tausend andere, die vorhergiengen und nachfolgten, für den Monarchen von Frankreich stets am Glück einer solchen Nation zu arbeiten; einer Nation, die so sanft, so stolz, so edelmüthig ist. Eine Schandthat war zuweilen das Verbrechen eines einzeln, oder einer besondern Gesellschaft, aber nie wurde es das der Unterthanen. Die Franzosen sind es, die mit unendlicher Geduld die längsten und grausamsten Neckereyen aushalten können, und welche die aufrichtigsten und die auffallendsten Merkmale der Erkenntlichkeit bey dem geringsten Merkzeichen der Gnade ihres Regenten äußern. Sie lieben ihn, sie schätzen ihn hoch; es hängt nur von ihm ab, von ihnen angebetet zu seyn. Der Regent, den sie verachten würden, müßte der elendeste Mensch seyn; derjenige, den sie hassen würden, müßte der schlimmste aller Regenten seyn. Ungeachtet aller Gewalt, die man Jahrhunderte durch angewandt hat, um in unsern Seelen den Patriotismus auszulöschen, so besteht er doch vielleicht bey keiner einzigen Nation lebhafter und kräftiger. Ich bestätige es mit der Fröhlichkeit bey ruhmürdigen Anlässen, die unser Elend um nichts erleichtern. Was würden wir nicht seyn, wenn das allgemeine Wohlergehen auf den Ruhm unsrer Waffen folgen würde.

Zwölf bis dreyzehn hundert waren in der Hauptstadt ansäßig, die andern auf dem platten Land herum vertheilt. Man gab ihnen keine Obrigkeit, um sie zu regieren. Sie kannten nie die englischen Gesetze. Niemals ward ihnen weder Zins, noch Abgabe, noch Frohne abgefordert. Ihr neuer Landesherr schien, sie vergessen zu haben, und er selbst war ihnen ganz fremd.

XVI.

Sitten der Franzosen, die in Neu-Schottland der englischen Regierung unterthan blieben.

Die Jagd, die ehedem die Lust der Kolonie gewesen war, und sie noch erhalten konnte, gefiel einem gutherzigen und ungekünstelten Volk, das am Blut keine Freude hatte, nicht mehr. Der Landbau war seine Beschäftigung. Diesen hatte man in dem tiefliegenden Land dadurch angelegt, daß man mit Gewalt der Dämme das Meer und die Flüsse, womit die Gefilde bedeckt waren, zurücktrieb. Diese Moräste warfen fünfzig für eins in der ersten Zeit, und nachher wenigstens fünfzehn bis zwanzig für eins ab. Waitzen und Haber waren das Getraide, das dort am besten gedeihte; aber Roggen, Gerste und Mays wuchsen auch da. Kartoffeln aber, die allgemein in Gebrauch gekommen waren, fand man dazumal in Menge.

Unermeßliche Wiesen waren mit zahlreichen Heerden bedeckt. Es wurden gegen die sechzig tausend Stück Hornvieh gezählt. Die meisten Familien hatten verschiedene Pferde; obgleich das Ackern mit Ochsen geschah.

Die Wohnungen, die fast alle von Holz gebaut wurden, waren sehr bequem, und mit der Reinlichkeit meublirt, die man bisweilen bey unsern wohlhabendsten Landleuten in Europa findet. Es ward dort eine Menge Federvieh aufgezogen. Das diente dazu, in die Nahrung der Kolonisten, welche überhaupt gesund und in Ueberfluß vorhanden war, mehr Abwechslung zu bringen. Aepfelmost und Bier machten ihr Getränk aus. Bisweilen fügten sie noch Rum hinzu.

Ihr Flachs, ihr Hanf, die Wolle ihrer Schaafe dienten zu ihrer gewöhnlichen Kleidung. Daraus verfertigten sie gemeine Leinwand und grobe Tücher. Wenn einige unter ihnen ein wenig Neigung zur Ueppigkeit hatten, so erhielt er das Nöthige dazu aus Annapolis oder Louisbourg. Dagegen bekamen diese beyden Städte Korn, Vieh und Pelzwerk.

Weiter hatten die neutralen Franzosen ihren Nachbarn nichts zu geben. Die Täusche unter sich waren noch unbeträchtlicher, weil jede Haushaltung gewohnt und fähig war, alle ihre Bedürfnisse selbst zu befriedigen. Auch wußte man nichts von dem Papiergeld, das in Nordamerika so gewöhnlich ist. Das wenige Geld, das sich gleichsam in die Kolonie eingeschlichen hatte, erregte daselbst nicht die Thätigkeit, die der wahre Nutzen desselben ist.

Ihre

Ihre Sitten waren erstaunlich einfach. Nie reignete sich ein so wichtiger bürgerlicher oder einlicher Rechtshandel, daß man nöthig gehabt hätte, ihn nach Annapolis vor den dort bestell- en Gerichtshof zu bringen. Die kleinen Zwi- tigkeiten, die von Zeit zu Zeit zwischen den Ko- onisten entstehen mochten, wurden immer durch ie Aeltesten friedlich beygelegt. Die geistlichen Hirten setzten alle Akten auf, schrieben alle Testa- mente nieder. Für diese weltlichen und für ihre geistlichen Verrichtungen gab man ihnen freywillig en sieben und zwanzigsten Theil der Erndte.

Diese war ergiebig genug, um der Freygebig- eit mehr Mittel, als Gelegenheiten zur Ausübung u lassen. Armuth war da nicht bekannt, und Wohlthätigkeit kam dem Betteln zuvor. Unglücks- älle wurden, so zu sagen, ehe man sie fühlte, ieder gut gemacht. Gutesthun geschah einer- eits ohne Prahlerey, auf der andern ohne De- nüthigung. Es war eine Gesellschaft von Brü- ern, die eben so geneigt waren, das, was sie ls gemeinschaftlich für alle Menschen hielten, zu eben, als anzunehmen.

Diese kostbare Einmüthigkeit verhinderte sogar iese buhlerischen Verbindungen, die den Haus- rieden so oft stören. Man sah in dieser Gesell- chaft nie einen verbotenen Umgang unter beyden Geschlechtern. Das machte aber, weil niemand m ehelosen Stand schmachtete. Sobald ein junger Mensch das zum Heyrathen schickliche Alter er- eicht hatte, so ward ihm ein Haus gebaut, Ländereyen umher gereutet und bestellt, und die nöthigen Lebensmittel auf ein Jahr hineingethan.

Da empfieng er die Gefährtin, die er sich gewähl
hatte, und die ihm Vieh zur Mitgift einbrachte.
Diese neue Familie wuchs, und blühte auf die
Art nach dem Beyspiel der andern. Alle zusammen
machten achtzehn tausend lebendige Menschen aus.

Wer wird nicht von der Unschuld der Sitten
und von der Ruhe dieser glücklichen Völkerschaf
gerührt seyn? Wer wird nicht Wünsche für die
Dauer ihres Glücks machen? Wer wird nicht
in Gedanken eine unüberwindliche Mauer auf
führen, die diese Kolonisten von ihren ungerech
ten und unruhigen Nachbarn trennt? Des Uebel
standes der Völker sieht man kein Ende; hinge
gen ist das Ende ihres Wohlstandes immer nahe.
Es gehört eine lange Reihe günstiger Begeben
heiten dazu, um sie aus dem Elend zu ziehen,
aber es bedarf nur einen Augenblick, um sie hinein
zu stürzen. Möchten doch die Akadier von die
sem allgemeinen Fluch ausgeschlossen seyn! Ach
ich fürchte sehr, daß nichts daran seyn werde.

Zu der Zeit sahen die Engländer ein, welchen
Vortheil ihrem Handel der Besitz von Akadien
verschaffen könnte. Der Friede, der viele Hände
unbeschäftigt lassen mußte, gab durch das Ab
danken der Truppen ein Mittel an die Hand,
ein so weitläufiges und fruchtbares Gebiet mit
Menschen zu besetzen. Das brittische Ministerium
bot jedem Soldaten, jedem Matrosen, jedem
Handwerker, der in Akadien ansäßig werden wollte,
an, ihm fünfzig Acker Landes, und überdas noch
zehn für jede zu seiner Familie gehörige Person
zu geben; die Unterofficiere sollten achzig Acker

und

und fünfzehn für ihre Frau und für jedes Kind, die Fähndriche zwey hundert, die Lieutenants drey hundert, die Hauptleute vier hundert, und alle Officiere vom höhern Rang sechs hundert Acker haben, nebst dreyßig für jede ihnen angehörige Person. Zehn Jahre lang sollte das gereutete Land gar keiner Abgabe unterworfen seyn, und nachher konnte es in alle Ewigkeit nie höher belegt werden, als mit einem Schilling für fünfzig Acker. Außerdem machte sich der Staat anheischig, die Reisekosten vorzuschießen oder wieder zu erstatten; Wohnungen bauen zu lassen, alle zum Landbau oder zur Fischerey nöthige Geräthschaften sammt dem Unterhalt für das erste Jahr zu liefern. Diese Aufmunterungen bewogen drey tausend sieben hundert und fünfzig Personen, im Monat May des Jahrs 1749 Europa zu verlassen, wo sie Gefahr liefen, Hungers zu sterben, um in Amerika zu leben.

Die neue Völkerschaft war dazu bestimmt, eine Pflanzstadt an der südöstlichen Seite der Halbinsel Akadien anzulegen, an einem Ort, den die Wilden ehemals Chiboukton, und die Engländer nachher Hallifax nannten. Den besten Hafen in Amerika daselbst zu befestigen; in der Nachbarschaft einen vortrefflichen Stockfischfang anzulegen: das waren die Ursachen, warum man diesen Platz allen vorgezogen hatte, die man auf einem ergiebigern Boden finden konnte. Aber da es auch die beste Gegend im Land in Ansehung der Jagd war, so mußte man mit den Mikmaks, die es am häufigsten besuchten, darum streiten. Diese Wilden vertheidigten ein Gebiet, das ihnen

die Natur gegeben hatte, sehr hartnäckig, und die Engländer litten einen ganz ansehnlichen Verlust, ehe sie diese rechtmäßigen Besitzer vertreiben konnten.

Dieser Krieg war noch nicht zu Ende, als man bey den neutralen Franzosen Unruhe zu bemerken anfieng. Diese ungekünstelten und freyen Menschen hatten schon eingesehen, daß man sich nicht ernstlich mit den Gegenden, die sie bewohnten, beschäftigen könnte, ohne daß ihnen nicht etwas von ihrer Unabhängigkeit abgieng. Mit dieser Furcht vereinigte sich noch die, ihre Religion in Gefahr zu sehen. Pfarrer, die durch ihren eigenen Enthusiasmus, oder durch das Zublasen der Befehlshaber in Canada erhitzt wurden, redeten ihnen von den Engländern, die sie Ketzer nannten, alles, was sie wollten, ein. Dieses Wort, das von jeher so mächtig gewesen ist, um den Haß in verführten Seelen zu erregen, bewog die glücklichste Völkerschaft in Amerika, ihre Wohnplätze zu verlassen, um sich nach Neu-Frankreich zu begeben, wo man ihr Ländereyen anbot. Die meisten führten diesen Entschluß auf der Stelle aus, ohne die geringste Vorkehrung auf die Zukunft zu treffen. Die übrigen machten sich gefaßt, ihnen zu folgen, wenn sie alles auf einen sichern Fuß eingerichtet hätten. Die englische Regierung wollte, entweder aus übler Laune oder Staatsklugheit diesem Ausreißen durch eine Art von Verrätherey, die bey denjenigen, denen die landesherrliche Gewalt die Mittel zur Güte und Mäßigung in die Hand giebt, immer niederträchtig und grausam ist, zuvor kommen.

Die

Die neutralen Franzosen, die noch nicht abgereiset waren, wurden unter dem Vorwand, den Eid, den sie dem neuen Herrn von Akadien ehemals geleistet hatten, zu erneuern, zusammengebracht. Sobald man sie beysammen hatte, setzte man sie auf Schiffe, die sie nach andern englischen Pflanzörtern brachten, wo die meisten nicht sowohl vor Elend, als vor Verdruß starben.

Dieses sind die Früchte des Nationalneides, jener Habsucht der Regierung, die Land und Menschen verzehrt. Man rechnet sich alles, was ein Nachbar gewinnt, zum Verlust, und alles, um das man ihn bringen kann, zum Gewinnst an. Kann man eine Festung nicht einnehmen, so schließt man sie ein, daß die Einwohner vor Hunger sterben: kann man sie nicht behalten, so legt man sie in die Asche, oder schleift sie. Lieber, als sich zu ergeben, sprengt man ein Schiff, eine Verschanzung mit Hülfe des Pulvers und der Minen in die Luft. Despotische Regierungen legen zwischen ihren Feinden und ihren Sklaven grosse Wüsteneyen an, um den Einfall jener, und die Auswanderung dieser zu verhüten. Spanien hat sich lieber selbst entvölkern, und aus Süd-Amerika einen Gottesacker machen mögen, als die Reichthümer desselben mit den Europäern zu theilen. Die Holländer haben alle mögliche geheime und öffentliche Verbrechen begangen, um den andern handelnden Nationen den Bau der Gewürze vorzuenthalten; sie haben oft lieber ganze Ladungen ins Meer geworfen, als sie um einen geringen Preis zu verkaufen. Die Franzosen haben Louisiana an die Spanier überlassen, aus

Furcht, es möchte den Engländern in die Hände fallen. England brachte die neutralen Franzosen in Akadien um, damit sie nicht wieder nach Frankreich zurückkehrten. Und man sagt dann noch, daß Staatsverfassung und Gesellschaft zum Glück der Menschen geschaffen sind! Ja zum Glück des mächtigen, zum Glück des boshaften Menschen.

XVII.

Gegenwärtiger Zustand von Neu-Schottland.

Seit der Auswanderung eines Volks, das sein Glück und seine Tugenden der Dunkelheit, worinn es lebte, zu verdanken hatte, besitzt Neu-Schottland nur noch wenig Einwohner. Es scheint, daß der Neid, der dieses Land verwüstete, einen Fluch darauf gebracht habe. Zum wenigsten fällt doch da die Strafe der Ungerechtigkeit auf die Urheber derselben zurück. Die so häufigen Unglücksfälle in Europa trieben endlich einige Unglücklichen dahin. Im Jahr 1769 zählte man 26000 daselbst. Die meisten waren zerstreut. Nur in Hallifax, Annapolis und Lüneburg sah man sie in einiger Anzahl vereinigt. Diese letztere Völkerschaft, die aus Teutschen besteht, war die blühendste. Ihr blühender Fortgang kam von derjenigen Sparsamkeit, von derjenigen Lust zur Arbeit her, welche unterscheidende Kennzeichen eines weisen und kriegerischen Volks sind, das sich damit begnügt, sein Land zu vertheidigen, und selten herauszieht, als um diejenigen anzubauen, die es zu erobern keine Lust hat.

Die-

Dieses Jahr sandte die Kolonie vierzehn grosse, und hundert acht und vierzig kleine Schiffe ab, die in allem 7324 Tonnen enthielten. Sie erhielt zwey und zwanzig grosse, und hundert zwanzig kleine Schiffe, welche 7007 Tonnen ausmachten. Sie erbaute drey Schaluppen, welche nicht 110 Tonnen enthielten.

Seine Ausfuhr nach Neu-England und nach den andern Welttheilen belief sich nicht über 729,850 Liv. 12 Sols 9 Den. a).

Der Ermunterungen ungeachtet, welche das Hauptland an diese Kolonie zu verschwenden nicht aufhörte, um seinen Anbau zu befördern, hatte sie doch selbst 450,000 Livres b) entlehnt, von denen sie sechs vom hundert Interesse bezahlte. Sie hatte damals noch kein Papiergeld, und hat seitdem noch keines erfunden.

Die Unruhen, die gegenwärtig Nordamerika zerrütten, sind nicht bis nach Neu-Schottland gedrungen. Es hat sogar einigen Vortheil davon bezogen. Seine Bevölkerung ist durch die Ankunft der vorsichtigen oder kleinmüthigen Bürger, die den Krieg flohen, auf 40000 Seelen angestiegen. Die Nothwendigkeit, den brittischen Armeen und Flotten Bedürfnisse zu liefern, hat die Lebensmittel vermehrt. Unermeßliche Summen, welche die Truppen in Umlauf brachten, haben alles belebt, den Menschen und den leblosen Dingen eine schnelle Bewegung gegeben.

Wenn

a) Oder 334,514 fl. 52 kr. b) Oder 206250 fl.

Wenn sich die andern Kolonien von ihrem Mutterland trennen, und wenn ihm Neu-Schottland bleibt, so wird diese Provinz, die nichts war, sehr wichtig werden. Kein Mittel zum Wohlstand fehlt ihr. Ihre Waiden sind zur Viehzucht, und ihre Felder zur Kornvermehrung, vorzüglich zum Flachs und Hanfbau dienlich. Man kennt wenige Küsten, die eine eben so günstige Lage zur großen Fischerey hätten; und ihre Schiffe können leicht sieben Reisen auf die große Sandbank von Neufoundland thun, während daß die von Neu-England nur fünf mit großer Schwierigkeit zurücklegen. Die englischen Inseln versichern ihr einen sichern, leichten und fast ausschließlichen Absatz.

Die Furcht eines Ueberfalls wird die Gemüther nicht beunruhigen. Hallifax, das ehedem nur durch einige Batterien vertheidiget wurde, die schlecht oder gut angelegt waren, ist gegenwärtig mit guten Festungswerken umgeben, die man noch vermehren kann.

XVIII.

Stiftung von Neu-England.

Neu-England hat sich, sowohl wie das alte, durch blutkostende Rasereyen bekannt gemacht. Die Tochter empfand den Schwindelgeist, der die Mutter plagte. Sie verdankte ihre Geburt jenen stürmischen Zeiten, und die schröcklichsten Unruhen plagten ihre Kindheit. Gegen Anfang des vorigen

Jahr-

Jahrhunderts ward dieses Land unter dem Namen von Nord-Virginien entdeckt, empfieng aber erst im Jahr 1608 Europäer. Diese erste schwache und schlecht geleitete Pflanzstadt verlor sich in ihrer ersten Anlage. Man sah hernach von Zeit zu Zeit einige Abentheurer ankommen, die im Sommer Hütten anlegten, um mit den Wilden einen Tauschhandel zu treiben, und das übrige Jahr hindurch, eben so wie diese verschwanden. Der Fanaticismus, der Amerika in Süden entvölkert hatte, sollte es in Norden bevölkern. Die englischen Presbyterianer, welche die Verfolgung in Holland, in jenem allgemeinen Hafen des Friedens und der Freyheit zusammengebracht hatte, und die ihres Zustandes, nach welchem sie in der Welt nichts mehr vorstellten, da sie in ihrem Vaterlande Märtyrer gewesen, überdrüßig waren, beschloßen, in eine neue Erdhälfte zu gehen, um da eine Kirche für ihre Sekte zu stiften. Sie kauften also im Jahr 1621 die Rechte der englischen nord-virginischen Gesellschaft an sich, denn sie waren nicht so arm, daß sie ihren Flor von ihrer Geduld und von ihren Tugenden hätten erwarten müssen.

Den 6 September im Jahr 1621 schifften sie sich zu Plymouth hundert und zwanzig an der Zahl unter dem Panier des Enthusiasmus ein, der, er mag sich auf Wahrheit oder auf Irrthum gründen, immer grosse Dinge thut. Sie kamen zu Anfang eines Winters an, der sehr streng war. Das ganz mit Holz bedeckte Land zeigte für Menschen, die von den Arbeiten der gethanen Reise ganz erschöpft waren, keine Hülfe. Beynahe

die

die Hälfte ward durch Kälte, Scharbock und Elend aufgerieben. Die übrigen erhielten sich durch die muthvolle Sinnesart, welche die geistliche Verfolgung in Schlachtopfer erweckte, welche dem Schwerd der bischöflichen Kirche entkommen waren. Aber dieser Muth fieng an zu sinken, als der Besuch von sechzig wilden Kriegern, die unter Anführung eines Oberhaupts im Frühjahr ankamen, alle Hoffnungen wieder belebte. Die Freyheit lächelte bey dem Anblick dieser beyden Völkerschaften, welche von den äußersten Enden der Welt durch sie zusammen gebracht worden war. Sie verbanden sich durch feyerliche Versprechungen von Dienstleistungen und Freundschaftsbezeugungen. Die alten Einwohner traten den neuen alle um die Pflanzstadt, die sie unter dem Namen Neu-Plymouth angelegt hatten, herumliegende Länder auf ewig ab. Ein Wilder, der ein wenig englisch verstand, blieb bey den Europäern, um sie in dem Maysbau und in der Art an der Küste, die sie bewohnten, zu fischen zu unterweisen.

Diese Menschlichkeit setzte die ersten Kolonisten in den Stand, Gefährten, Hausthiere, Saat, und alle Hülfe, die sie aus Europa erhalten sollten, zu erwarten. Diese Mittel zur Anlegung eines dauerhaften Pflanzorts kamen anfangs langsam an, aber die Verfolgung gegen die Puritaner in England beschleunigte ihren Anwachs in Amerika. Das folgende Jahr kam deren eine solche Menge an, daß man sie vertheilen mußte. Die Völkerschaften, die sie errichteten, machten die Provinz Massachuset aus. Aus ihrem Schooß

ent-

entsprangen bald die Kolonien von Neu-Hampshire, Konnektikut und Rhode-Island, die eben so viele abgesonderte Staaten ausmachten, und die alle eine besondere Urkunde von dem Hof zu London empfiengen.

Das Blut der Märtyrer war zu jeder Zeit, und allen Orten immer der Saame zu neuen Proselyten. Anfangs waren nur einige Geistlichen, die ihrer Meynungen wegen um ihre Pfründe gekommen waren, und einige Anhänger, welche neue Lehrsätze sich häufig unter dem Volk erwerben, nach Amerika abgegangen. Die Auswanderungen wurden nach und nach in andern Klassen der Bürger gemein. Mit der Zeit bereiteten sich grosse Herren, welche Ehrgeitz, Laune oder auch wohl Gewissenhaftigkeit zu Puritanern gemacht hatte, im Voraus eine Freystatt in jenen entfernten Gegenden. Sie ließen sich daselbst Häuser bauen und Ländereyen reuten, in der Absicht, sich dahin zu begeben, wenn ihnen das Vorhaben, die bürgerliche Freyheit unter dem Schutz der Reformation einzuführen, mißlänge. Der Fanaticismus, der im Hauptland Anarchie gebahr, brachte Subordination in der Kolonie hervor, oder vielmehr strenge Sitten vertraten in einem wilden Lande die Stelle der Gesetze.

XIX.

Die in Neu-England errichtete Regierungsform.

Die Einwohner von Neu-England lebten lange Zeit in Frieden, ohne irgend eine regelmäßige Regierungsverfassung. Nicht als wenn ihnen ihre Urkunde nicht das Recht gegeben hätte, die ihnen selbst anständige Regierungsform anzulegen; allein diese Enthusiasten beschäftigten sich nicht damit, und das Hauptland nahm nicht Antheil genug an ihrem Schicksal, als daß es sie hätte nöthigen sollen, ihre Ruhe auf einen sichern Grund zu bauen. Erst im Jahr 1630 empfanden sie die Nothwendigkeit eines Gesetzbuches.

Man kam zu dieser Zeit überein, daß man alle Jahre eine Versammlung halten wolle, deren Abgeordnete von dem Volk erwählt werden sollten, und bey welcher keine andere Mitglieder, als die der herrschenden Kirche sollten sitzen können; ein Oberhaupt sollte ihr, jedoch ohne besondere Gewalt vorstehen. Zu gleicher Zeit wurden zwey merkwürdige Verordnungen gemacht. Die erstere setzte den Preis des Korns fest. Nach der andern sollte den Wilden jedes Land, das sie nicht anbauen würden, weggenommen werden; und es war allen Europäern bey einer schweren Strafe verboten, ihnen starke Getränke oder Kriegsgeräthe zu verkaufen.

Der Nationalrath hatte den Auftrag, die Staatsgeschäfte zu besorgen. Auch lag ihm ob, alle Streitigkeiten, aber nur nach dem bloßen Licht der gesunden Vernunft ohne die Hülfe oder Verwirrung eines Gesetzbuchs zu entscheiden.

Man entwarf auch keine Kriminalgesetze, sondern nahm die jüdischen an. Die Todesstrafe war sowohl auf Zauberey, Gotteslästerung und falsches Zeugniß gesetzt, als auf Ehebruch und auf das Verbrechen der Kinder, welche die Urheber ihres Daseyns verfluchen oder schlagen würden. Man verurtheilte alle diejenigen, die sich in Lügen, in der Trunkenheit, oder in der Lustbarkeit des Tanzens betreffen lassen würden, öffentlich gestäupt zu werden. Das Vergnügen war so, wie ein Laster oder Verbrechen verboten. Uebrigens konnte man, um eine starke Geldbuße fluchen, und den Sonntag entheiligen. Das war auch noch eine Gelindigkeit, daß man die Versäumung eines Gebeths, oder einen unbedachtsamen Fluch mit Geld büßen konnte.

Dieses Betragen kündigt ein Volk an, das dem niedrigsten Aberglauben ergeben ist. Er wurde so weit getrieben, daß man die Namen der Tage und Monate änderte, weil sie einen heidnischen Ursprung hätten. Der Beyname Heiliger wurde ebenfalls den Aposteln, ihren Nachfolgern und allen den Oertern entzogen, die unter dieser Benennung bekannt sind, damit diese anscheinende Gleichheit mit der römischen Kirche wegfallen möchte. Andere eben so sonderbare Neuerungen sind noch durch die sichersten Beweise bestätiget.

Eben

Eben so ist erwiesen, daß von der Regierung die Verehrung der Bilder den Puritanern bey Todesstrafe verboten ward, so wie Moses ehemals dem hebräischen Volk die Anbetung fremder Götter untersagt hatte. Eben die Strafe setzte man auf die katholischen Priester, die, nachdem sie einmal verwiesen worden, wieder in die Kolonie kämen.

Ganz Europa erstaunte über eine so verhaßte Intoleranz. Aber hat nicht jede christliche Sekte immer unter den Wörtern: Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und Verfolgung die Strenge verstanden, worunter sie leiden mußte? Hat nicht jede die Meynung, daß Strafe, Verweisung, Hinrichtung derer, die sie Gottlose nannte, ein Opfer für die göttliche Rache, ein Recht der Erwählten Gottes wider seine Feinde sey, unter ihren Lehrsätzen, oder iheen Vorurtheilen aufgenommen? Diese Wuth ist gegen Anhänger, von denen man verlassen wurde, noch viel heftiger gewesen. In den geistlichen Familien ist, so wie in den andern, der Bruderhaß der unersättlichste von allen. Die Abtrünnigen werden zuerst der Verwünschung, dem Anathema der Frommen geweiht.

Dieses ist der unauslöschliche und traurige Charakter des Unglücks, das durch den Aberglauben erzeugt wird, daß es niemals aufhört, als um wieder neu anzufangen. Alle Art Gottesdienst entspringt aus einem einzigen Stamm, der in Ewigkeit besteht und bestehen wird, ohne daß man ihn angreifen darf, ohne daß man die Natur der Zweige, die er neu treiben wird, voraus

sehen

sehen kann, ohne daß man hoffen darf, einen einzigen ohne Blutvergießen ausreissen zu können. Vielleicht wäre ein Mittel vorhanden; dies wäre eine so vollkommene Gleichgültigkeit der Regierungen, daß sie ohne einige Rücksicht auf die Verschiedenheit des Gottesdienstes die Talente und die Tugend allein zu den Staatsstellen und den obrigkeitlichen Begünstigungen befördern würden. Alsdann würde sich vielleicht der kirchliche Unterschied auf unbedeutende Schulstreitigkeiten einschränken. Der Katholik und der Protestant würden eben so friedlich einer an der Seite des andern leben, als der Cartesianer und der Newtonianer. Wir sagen vielleicht, denn bey den Materien der Religion geht es nicht, wie bey den Materien der Philosophie. Der Vertheidiger des vollen und des leeren Raums glaubt durch sein System, Gott weder zu beleidigen, noch zu verehren. Auch der eifrigste würde für die Vertheidigung oder Verbreitung seiner Meynung weder seine Ruhe-, noch seine Ehre, noch sein Glück, noch sein Leben aufs Spiel setzen. Er mag auf seiner Meynung verharren oder sie verlassen, er wird deswegen kein Apostat genannt. Seine Lehren werden nicht als gottlos, als gotteslästerlich verschrien, wie es bey den Religionszänkereyen geschieht, wo man die Ehre Gottes verwickelt glaubt; wo man für seine zukünftige Glückseligkeit und vor der Verdammniß der seinigen zittert; wo diese Betrachtungen die Schandthaten heiligen, und sich allen Opfern unterwerfen.

Was ist also zu machen? Soll man nach dem Beyspiel eines unschuldigen und einfältigen Volks, das das Religionsfeuer seine friedsame Hütten zu verzehren bereitet sah, verbieten, von Gott weder Gutes noch Böses zu reden? Nein gewiß nicht. Das Gesetz eines Stillschweigens, dessen Beobachtung ein Laster wäre, würde nur Oel ins Feuer gegossen seyn. Soll man sie zanken lassen, ohne sich darein zu mischen? Dieses wäre ohne Zweifel das beste. Aber dieses Beste wäre nicht ohne Nachtheil; so lange die erstern Jahre unserer Kinder Männern anvertraut seyn werden, die ihnen mit der Milch das Gift der Schwärmerey, davon sie betrunken sind, einflößen werden. Und wenn die Väter allein die Religionslehrer ihrer Kinder seyn wollten, würde nicht mehr Unordnung zu fürchten seyn? Ich zweifle nicht daran. Noch einmal, was ist dann zu thun? Unaufhörlich von der Liebe unsers gleichen zu reden. Man liest von der Insel Ternate, daß die Priester daselbst stumm waren. Es war ein Tempel daselbst, mitten im Tempel eine Pyramide, und auf dieser Pyramide stand: Bete einen Gott an, halte das Gesetz, liebe deinen Nächsten. Der Tempel öffnete sich wöchentlich einmal. Die Insulaner kamen dahin. Alle warfen sich vor der Pyramide nieder; der Priester, an der Seite stehend, zeigte stillschweigend mit dem Ende seines Stabs auf die Innschrift. Das Volk stand wieder auf, zog sich zurück, und die Thüren des Tempels wurden wieder auf acht Tage verschlossen. Man könnte leicht versichern, daß in den Jahrbüchern dieser Insel weder von Religionszänkereyen, noch von Religionskriegen die Rede war. Aber wo

wird man jemals ein gleichgültiges Ministerium, einen so kurzen Katechismus, und einen stummen Priester finden? Laßt uns also trachten, uns in alle Unglücksfälle eines unverträglichen Ministeriums, eines verwickelten Katechismus, und eines redenden Priesters zu schicken.

XX.

Der Fanaticismus bringt unzählige Unfälle in Neu-England hervor.

Das erfuhren die unglückseligen Einwohner von Neu-England, die nicht so wüthend waren, als ihre Brüder, und es zu sagen wagten, die Obrigkeit habe in Religionssachen kein Zwangsrecht. Das war in den Augen von Theologen, die lieber ihr Vaterland verlassen hatten, als einige Achtung für die bischöfliche Würde zu zeigen, eine Gotteslästerung. Nach jenem Hang des menschlichen Herzens, vermöge welchem es von der Unabhängigkeit zur Herrschsucht übergeht, hatten sie ihre Grundsätze zugleich mit der Himmelsgegend verändert, und schienen, sich die Freyheit zu denken, nur darum angemaßt zu haben, um sie den andern zu untersagen. Dieses unduldende System ward mit dem Schwerd der Gerechtigkeit unterstützt, welches die Meynungen dadurch bändigen wollte, daß es den Dissidenten Lebensstrafen auferlegte. Die Menschen, die des Tolerantismus überführt, oder nur in Verdacht waren, wurden so grausamen Beunruhigungen

ausgesetzt, daß sie gezwungen waren, ihre neu Freystatt zu verlassen, um eine andere zu suchen die weniger Stürmen ausgesetzt wäre.

Diese Religionskrankheit erstreckte ihre Streng bis auf die an sich gleichgültigsten Dinge. Das kann man aus einer öffentlichen Berathschlagung beweisen, die aus dem Archiv der Kolonie selbs abgeschrieben ist.

„ Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß
„ der Gebrauch lange Haare, nach Art der alle
„ Sittlichkeit entblößten Personen, und der in
„ dischen Barbarn zu tragen, nicht anders, als
„ mit gotteslästerlicher Verachtung des ausdrück
„ lichen göttlichen Befehls, nach welchem es
„ heißt: es sey einem Manne, der die ge
„ ringste Sorge für seine Seele trägt,
„ schädlich, langes Haar zu tragen, in Eng
„ land hat Eingang finden können. Da nun
„ aber dieser Greuel den Aerger aller gottesfürch
„ tigen Menschen erweckt; so erklären wir obrig
„ keitliche, und für die Reinigkeit des Glaubens
„ eifrig gesinnte Personen ausdrücklich und feyer
„ lich, daß wir den gottlosen Gebrauch, sich das
„ Haar wachsen zu lassen, verdammen; welchen
„ Gebrauch wir als eine offenbar unanständige
„ und schändliche Sache ansehen, welche die
„ Menschen abscheulich entstellt, züchtige und
„ ehrbare Seelen so sehr beleidigt, als sie die
„ guten Sitten verdirbt. Voller gerechten Wi
„ derwillens gegen diesen ärgerlichen Gebrauch,
„ bitten, ermahnen und ersuchen wir inständig
„ alle Kirchenältesten auf unserm festen Lande,

„ ihren

„ ihren Eifer gegen diese verhaßte Gewohnheit
„ an den Tag zu legen; sie auf alle Art und
„ Weise auszurotten, und zumal Sorge zu tra-
„ gen, daß die Glieder ihrer Kirche nicht damit
„ befleckt werden: damit diejenigen, die ungeachtet
„ dieser strengen Verbote und der Züchtigungen,
„ die deswegen gebraucht werden sollen, nicht die-
„ sen Gebrauch schleunig ablegen, Gott und die
„ Menschen zugleich wider sich haben mögen. "

Diese Strenge, die den Menschen erst hart ge-
gen sich selbst, dann ungesellig; erst zum Schlacht-
opfer, dann zum Tyrannen macht, fiel über die
Quaker her. Sie wurden ins Gefängniß gewor-
fen, gestäupt, verbannt. Die stolze Einfalt die-
ser neuen Enthusiasten, die mitten in den Martern
und dem Schimpf Gott und die Menschen segneten,
flößte Ehrfurcht für ihre Personen ein, machte ihre
Gesinnungen beliebt, und vermehrte ihre Prosely-
ten. Dieses Glück erbitterte ihre Verfolger, und
bewog sie zu dem blutgierigsten Verfahren. Sie
ließen fünf dieser Unglücklichen hängen, die heim-
lich aus ihrer Verbannung zurückgekehrt waren.
Man hätte denken sollen, die Engländer wären
nur darum nach Amerika gegangen, um an ihren
Landsleuten alle die Grausamkeiten auszuüben,
welche die Spanier an den Indiern verübt hatten:
entweder weil die Veränderung des Himmelsstrichs
die Europäer grausamer machte; oder weil die Re-
ligionswuth kein anderes Ziel kennt, als den Tod
ihrer Apostel oder ihrer Gegner. Endlich ward der
Verfolgungsgeist von dem Hauptland aus, wo er
hergekommen war, selbst gehemmt.

Ein Volk von melancholischem Charakter war düster und wild geworden. Das Blut seines Monarchen floß noch vor seinen Augen. Die einen beweinten in Geheim diesen großen Mord; die andern hätten gern einen Festtag daraus gemacht. Die Nation war in zwey heftige Parthien getheilt. Hier bereitete man die Rache, dort beschäftigte man sich damit, ihr durch Anklagen zuvorzukommen, auf welche allzeit Landesverweisung, Gefängniß und Hinrichtung folgten. Das Mißtrauen trennte Vater und Kinder, Freunde von Freunden. Der mißtrauische Tyrann hatte mißtrauische Höflinge um sich, die seine Unruhen unterhielten, es sey, um sich auf die höchsten Stellen zu schwingen, oder um ihre Feinde und Nebenbuhler von denselben herabzustürzen. Das Beil war über alle Köpfe aufgespannt. Die häufigen Empörungen erzeugten häufige Hinrichtungen, und die häufigen Hinrichtungen angesehener Personen und finstrer Bürger pflanzten den Schröcken des Volks fort.

Cromwell verschwand endlich. Enthusiasmus, Scheinheiligkeit, Fanaticismus, die in seiner Seele wie in ihrem Brennpunkt vereinigt waren; die Parthien, die Empörungen, die Proscriptionen; alle diese Ungeheuer waren mit ihm ins Grab gefahren. Ein heiterer Tag leuchtete über England. Karl II. hatte, indem er wieder zur Regierung gelangte, den Geist der Geselligkeit, die Lust zum Schmausen, zur Galanterie, zu angenehmen Gesprächen, zu Schauspielen, zu allen Vergnügungen wieder unter seinen Unterthanen eingeführt, die er in Europa hatte verbreitet gefun-

funden, als er von einem Hof zum andern irrte, um eine Krone wieder zu erlangen, welche sein Vater auf dem Blutgerüste verloren hatte. Er hatte zu Aposteln seiner Grundsätze eine Menge galanter Damen, ausschweifender Günstlinge, und ausgelassene Freygeister. In kurzer Zeit änderte er die allgemeinen Sitten, und es gehörte nichts weniger, als eine solche Veränderung in den Sitten dazu, um die Ruhe seiner Regierung auf einem blutigen Thron zu sichern. Dieser Fürst war einer von jenen feinen Wollüstlingen, welche die Liebe zu sinnlichen Vergnügungen bisweilen menschlich, und gegen das Mitleiden empfindlich macht. Von den Quaalen der Quacker gerührt hemmte er ihren Lauf in Amerika durch eine Verordnung im Jahr 1661, aber den Verfolgungsgeist konnte er daselbst nicht gänzlich ausrotten.

Die Kolonie hatte zu ihrem Oberhaupt Heinrich Vane, den Sohn desjenigen Vane, der sich in den Unruhen seines Vaterlandes so hervorgethan hatte, erwählt. Dieser junge Mensch war ein Enthusiast, auf seinen Sinn bestehend, in allem seines Vaters würdig; und da er also weder mit sich selbst in Ruhe leben, noch die andern darinn lassen konnte, so erweckte er wieder die so lächerlichen als veralteten Streitigkeiten, über Gnade und Freyheit. Diese dunkeln und eiteln Fragen entzündeten die Leidenschaften. Vielleicht hätten sie sogar einen bürgerlichen Krieg erregt, wenn nicht einige unter einander verbundene wilde Nationen über die Pflanzungen der Engländer hergefallen wären, und eine große Menge

ermordet hätten. Dank den theologischen Zänkereyen, empfanden die Kolonisten einen so harten Verlust nur sehr schwach. Aber endlich ward die allgemeine Gefahr so dringend, daß man nach den Waffen griff. Kaum war der Feind zurückgeschlagen, so verfiel die Kolonie wieder in ihren Geist der Zwietracht. Dieser Schwindelgeist brach sogar im Jahr 1692 in solche Abscheulichkeiten aus, davon die Geschichte nicht viele Beyspiele liefert.

In einer Stadt von Neu-England, Salem genannt, lebten zwey Mädchen, die manchmal Zuckungen bekamen, wobey sich ganz außerordentliche Symptomen zeigten. Ihr Vater, der Pfarrer der dortigen Kirche hielt sie für behext. Er warf einen Verdacht auf eine indische Magd, die bey ihm diente, sie habe seiner Familie etwas angethan, und durch vieles Mißhandeln brachte er sie endlich dahin, zu gestehen, sie sey eine Hexe. Andere Frauenspersonen, durch das Vergnügen, Aufsehen in der Gegend zu machen verführt, glaubten, daß Zuckungen, die nur von der Beschaffenheit ihres Geschlechts herkamen, aus derselben Quelle entsprängen. Drey Einwohner, die man aufs gerathewohl angiebt, werden alsbald ins Gefängniß geworfen, der Hexerey angeklagt, zum Strange verurtheilt, und ihre Leichname werden den wilden Thieren, den Raubvögeln preisgegeben. Kurze Zeit nachher ergeht ein gleiches Gericht über sechszehn Personen und einen Rechtsgelehrten, der, weil er sich weigerte, wider sie den Proceß zu führen, gleich als überführt betrachtet wurde, daß er ihr Mitschuldiger sey.

Diese

Diese traurigen und abscheulichen Auftritte entflammen die Einbildungskraft des großen Haufen. Die Schwachheit der kindischen Jahre, die Gebrechen des Alters, die Ehre des weiblichen Geschlechts, die Würde der Aemter, das Vermögen, die Tugend, nichts schützt vor einem verhaßten Verdacht, in den Gedanken eines durch die Schröckbilder des Aberglaubens verfolgten Volks. Man bringt zehnjährige Kinder ums Leben, junge Mädchen zieht man nackend aus, und sucht mit unverschämter Neugierde auf ihrem ganzen Körper Hexenzeichen: Scharbocksflecken, die das Alter auf die Haut der Greise bildet, werden für Eindrücke der höllischen Gewalt gehalten. Fanaticismus, Bosheit, Rache wählen ihre Schlachtopfer nach Gefallen. In Ermanglung der Zeugen braucht man Martern, und die Mörder legen den Beklagten die Geständnisse, die sie heraus haben wollen, selbst in den Mund. Wenn die obrigkeitlichen Personen sich weigern, diese abscheulichen Hinrichtungen fortzusetzen, so werden sie selbst der eingebildeten Verbrechen angeklagt, die sie nicht ferner bestrafen mögen. Die Prediger der Religion erwecken ihnen Ankläger, die da machen, daß sie die späten Gewissensbisse, die ihnen die Menschlichkeit abzwingt, mit dem Kopf bezahlen müssen. Gespenster, Erscheinungen, Schröcken, Bestürzung vermehren diese Wunder von Unsinn und Abscheulichkeit. Die Gefängnisse werden voll, die Galgen bleiben immer aufgerichtet. Alle Bürger sind in ein schweigendes Schröcken versenkt. Die weisesten entfernen sich, seufzend, aus einem verfluchten, von Blut rauchenden Lande, und die, welche da bleiben,

wünschen nur, ein Grab darinn zu finden. Man erwartete den gänzlichen Untergang dieser beklagenswürdigsten Kolonie; als in dem stärksten Sturm die Wellen fallen und sich legen. Alle Augen gehen auf einmal auf. Das Uebermaaß des Uebels erweckte die Gemüther, die davon betäubt waren. Auf jene tiefe Hirnlosigkeit folgt eine nagende und schmerzhafte Gewissensangst. Ein allgemeiner Fasttag, öffentliche Gebeter suchen Verzeihung vom Himmel zu erhalten, daß man ihn bey solchen Opfern angerufen, und geglaubt hatte, ihn durch ein seinen Zorn erweckendes Blut zu versöhnen. Man benetzt einen Boden, der so lange unschuldig und rein geblieben war, bis ihn der gotteslästerliche und mörderische Gottesdienst der Europäer befleckt hatte, mit Thränen.

Die Nachkommenschaft wird freylich niemals erfahren, welches der Ursprung, und welches das Heilungsmittel dieser Seuche war. Vielleicht hatte sie ihre Quelle in der Melancholie, welche verfolgte Enthusiasten aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten; die sich durch den Scharbock, den sie auf der See bekommen, genährt, und durch die Dünste eines neugereuteten Landes, und durch die, von einer Veränderung in der Lebensart und in der Himmelsluft, unzertrennlichen Krankheiten und Mühseligkeiten verstärkt hatten. Diese Seuche hörte auf, wie alle ansteckende Krankheiten, durch das Anstecken selbst, wodurch sie sich erschöpfte, so wie alle Krankheiten der Einbildungskraft, die in der Raserey verdünsten. Die Ruhe trat nach dem hitzigen Fieber wieder ein; und dieser finstre Anfall befiel die Puritaner in Neu-England nicht weiter.

Aber

Aber ob sie schon dem Verfolgungsgeist, der alle Sekten mit Blut bezeichnet hat, entsagt hatten, so behielten doch die Einwohner dieser Kolonie einen noch zu starken Ueberrest von Schwärmerey und Wildheit, der nach den traurigen Tagen ihrer Kindheit schmeckte.

Die Blattern, die in Amerika weniger häufig, aber mörderischer sind als in Europa, richteten im Jahr 1721 in Massachuset eine entsetzliche Verheerung an. Dieses Unglück brachte die Einpfropfung in Erinnerung. Um die Wirksamkeit dieses glücklichen Vorbauungsmittels zu beweisen, pfropfte ein geschickter und herzhafter Arzt seine Frau, seine Kinder und sein Hausgesinde ein, ja er pfropfte sich selbst ein. Man beschimpfte ihn; man betrachtete ihn als ein Ungeheuer, das die Hölle ausgespien hätte; man droht, ihn zu ermorden. Da diese Raserеyen einen jungen Menschen, an dem vieles gelegen war, nicht hinderten, seine Zuflucht auch zu diesem heilsamen Mittel zu nehmen, so stieg ein abergläubischer Mörder des Nachts zu seinem Fenster, und warf eine Granate mit brennbaren Materien angefüllt in sein Zimmer.

Die vernünftigsten Bürger wurden von so vielem Unsinn nicht aufgebracht, und ihr Unwillen fiel auf diejenigen verwegnen Köpfe, die lieber zur Wissenschaft der Menschen ihre Zuflucht nehmen, als sich den göttlichen Schicksalen unterwerfen. Durch diese unsinnigen Reden wurde der Pöbel in seinem Entschluß, keine Neuerung zu leiden, die dem Staat die unfehlbaren und

erschröcklichen Wirkungen des göttlichen Zorns zuziehen könnte, gestärkt. Die Obrigkeit, die einen Aufruhr befürchtet, befiehlt den Aerzten, sich zu versammeln. Aus Ueberzeugung, aus Schwachheit oder aus Staatsklugheit erklären sie die Einpfropfung für gefährlich. Eine Bill verbot sie, und diese Bill wurde mit einem Beyfall aufgenommen, davon man kein Beyspiel weis.

Ihr empfindet, daß sich eure Haare auf dem Haupt bewegen. Ihr zittert vor Abscheu, und ihr vergeßt, was diese heilsame Anstalt unter euch für Widerstand gefunden hat; und ihr denkt nicht, daß ihr vor zweyhundert Jahren die gleichen Schandthaten verübt hättet. Gesteht also einmal den wichtigen Dienst, den euch die Aufklärung geleistet hat. Habt für ihre Beförderer diejenige Achtung und Dankbarkeit, die ihr nützlichen Menschen schuldig seyd, die euch vor so vielen Lastern, die ihr aus Unwissenheit oder Aberglauben begangen hättet, bewahrt haben.

Wenige Jahre hernach öffnete sich eine neue Scene, die noch schröcklicher war. Seit langer Zeit ward in diesen Provinzen eine hassenswerthe Belohnung denjenigen bewilligt, die einen Indier umbrachten. Diese Belohnung wurde im Jahr 1724 bis auf 2250 Liv. *) getrieben. Johann Lovewel, durch einen so beträchtlichen Preis aufgemuntert, errichtete eine Gesellschaft von Menschen, die eben so wild, als er war, um auf die Wildenjagd zu gehen. Eines Tags entdeckte er

*) Oder 1031 fl. 15 kr.

er deren zehn, die ruhig um ein Feuer herum eingeschlafen waren. Er ermordete sie, brachte ihr Haupthaar nach Boston, und erhielt die versprochene Belohnung. Amerikanische Engländer, solltet ihr jetzt den Spaniern Vorwürfe machen können? Was haben sie gethan? Was hätten sie unmenschlichers thun können? .... Und ihr waret Menschen, und gesittete Menschen? Nein! ihr waret Ungeheuer zum Ausrotten; ihr waret Ungeheuer, gegen welche eine Verbindung weniger strafbar gewesen wäre, als diejenige, die Lovewel gegen die Wilden gemacht hatte. Wenn mir der Leser das Datum dieser Grausamkeit abfordert, ob sie seit der Stiftung der Kolonie, oder von neuern Zeiten her ist, so hoffe ich, daß er mir die Antwort schenken wird.

XXI.

Uebertriebene Strenge, die in Neu-England selbst noch nach ausgerotteter Schwärmerey fortdauert.

Es befinden sich in diesen Gegenden noch immer zu strenge Gesetze. Das kann man aus der Rede urtheilen, die vor nicht gar langer Zeit ein Mädchen vor der Obrigkeit hielt, das überführt war, zum fünftenmal ein uneheliches Kind gebohren zu haben.

„Ich hoffe, sagte sie, daß mir das Gericht erlauben wird, ein Wort zu meinem Besten zu sagen.“

„Ich

„ Ich bin ein armes unglückliches Mädchen, „ das kaum meinen Unterhalt verdienen kann, „ und folglich nicht die Mittel habe, Advokaten „ zu bezahlen, um meine Sache zu führen. Ich „ will also die Vernunft reden lassen. Da sie „ allein das Recht hat, Gesetze zu machen, „ so kann sie selbe auch alle untersuchen. Das- „ jenige, nach welchem ich vor eurem Richterstuhl „ gebracht werde, hat schon über mich gesprochen. „ Ich verlange nicht, daß man davon abgehe, „ um mir Gnade zu ertheilen. Aber ich bitte „ Sie, meine Herren, bey der Regierung ein „ Vorwort, einzulegen; daß sie die Gnade habe, „ mir die Geldbuße zu schenken, wozu Sie mich „ verurtheilen werden. "

„ Das ist das fünftemal, daß ich vor ihnen „ desselben Vergehens wegen erscheine. Zweymal „ habe ich starke Geldbußen bezahlt, und zwey- „ mal war ich zu arm, um meinen Fehler durch „ eine Geldstrafe zu büßen, deswegen ich eine „ schmerzhafte und beschimpfende Strafe ausge- „ halten habe. Diese Strafen sind durch das „ Gesetz verordnet, das weis ich. Wenn man „ aber die Gesetze abschaffen muß, wenn sie unver- „ nünftig oder mildern muß, wenn sie zu strenge „ sind; so getraue ich mich, Ihnen zu sagen, „ daß dasjenige, worunter ich leide, gegen mich „ so ungerecht als grausam ist. Das Verbrechen „ ausgenommen, dessen mich dieses Gericht an- „ klagt, und der Himmel lossricht, habe ich bis „ dahin einen untadelhaften Wandel geführt. Ich „ biete meinen Feinden Trotz, wenn ich so un- „ glücklich bin, unverdient welche zu haben, mir

„ das

„ das geringste Unrecht zur Last zu legen. Ich
„ untersuche mein Gewissen und meine Aufführ-
„ rung, und ich sage es frey, beyde scheinen
„ mir rein, wie der Tag, der über mich leuch-
„ tet; und wenn ich mein Verbrechen suche, so
„ finde ich es blos in dem Gesetz. "

„ Mit Gefahr meines Lebens habe ich fünf
„ Kinder zur Welt gebracht. Ich habe sie mit
„ meiner Milch und Arbeit genährt, ohne dem
„ Publikum oder irgend jemand zur Last zu seyn.
„ Ich habe mich mit allem Muth der mütterlichen
„ Zärtlichkeit den mühsamen Sorgen gewidmet,
„ die ihre Schwachheit und ihr Alter erforderten.
„ Ich habe sie zur Tugend gebildet, die nichts
„ anders ist, als die Vernunft. Sie lieben schon
„ ihr Vaterland, wie ich. Sie werden Bürger
„ seyn, wie ihr selbst; wenn ihr ihnen nicht
„ etwa durch neue Geldbußen den Grund zu
„ ihrem Unterhalt raubt, und sie zwingt, eine
„ Gegend zu fliehen, die sie von der Wiege an
„ verstieß. "

„ Ist es dann ein Verbrechen, nach dem Bey-
„ spiel unsrer gemeinschaftlichen Mutter der Erde
„ zu befruchten oder zu gebähren? Die Zahl der
„ Kolonisten eines neuen Landes, das nichts, als
„ Einwohner verlangt, zu vermehren? Ich habe
„ keiner Frau ihren Mann verführt; ich habe
„ nie einen jungen Menschen in mein Netz gelockt.
„ Niemand hat ein Recht, über mich zu klagen;
„ wo nicht etwa der Prediger und der Friedens-
„ richter, die böse seyn könnten, daß sie um die
„ Gebühr für ihre Verrichtungen gekommen sind,

„ weil

„ weil ich Kinder gebohren habe, ohne vor ihnen
„ verheyrathet zu werden. Aber ist es meine
„ Schuld? Ich berufe mich auf Sie, meine
„ Herren. Sie gestehen, daß es mir an Ur-
„ theilskraft nicht fehlt. Wäre es nicht eine
„ Dummheit, eine Raserey, wenn ich mich den
„ mühsamsten Pflichten des Ehestandes unterzo-
„ gen, und das Ehrenvolle in demselben nicht
„ gesucht hätte? Ich bin immer geneigt gewesen,
„ mich zu verheyrathen, und bin es noch; und
„ ich schmeichle mich, daß ich eines so ehrwür-
„ digen Standes, mit der Fruchtbarkeit, dem
„ Fleiß, der Sparsamkeit und Genügsamkeit,
„ womit mich die Natur begabt hat, nicht un-
„ werth wäre, denn sie hatte mich dazu be-
„ stimmt, eine ehrliche und tugendhafte Frau zu
„ seyn. Ich hofte es zu werden, als ich noch
„ eine Jungfrau die ersten Bitten der Liebe nur
„ unter dem Versprechen der Ehe erhörte. Aber
„ das unbedachtsame Vertrauen, das ich in den
„ ersten Menschen, den ich liebte, setzte, brachte
„ mich um meine Ehre, indem ich auf die sei-
„ nige rechnete. Ich bekam ein Kind von ihm,
„ und dann ließ er mich sitzen. Sie alle kennen
„ diesen Menschen; er ist eine obrigkeitliche Per-
„ son geworden, so wie Sie. Ich sollte glauben,
„ daß er sich heute in diesem Gericht würde ha-
„ ben sehen lassen, um die Strenge Ihres Spruchs
„ zu mildern. Wenn er erschienen wäre, hätte
„ ich nichts gesagt. Aber wie könnte ich nicht
„ das Unrecht meines Schicksals beklagen, wel-
„ ches gebeut; daß der, der mich verführt und
„ zu Grunde gerichtet hat, nachdem er die Ur-
„ sache meines Unglücks gewesen ist, Ehre und

„ Macht

„ Macht besitze, in dem Gericht, wo man mein
„ Unglück mit Ruthen und mit Schimpf bestraft,
„ eine Stelle habe. Wer war der unmenschliche
„ Gesetzgeber, der zwischen beyden Geschlechtern
„ sprach und das stärkste begünstigte, und gegen
„ das schwächere wüthete; gegen das unglückliche
„ Geschlecht, das für ein Vergnügen tausend
„ Gefahren und tausend Krankheiten zählt; ge-
„ gen das Geschlecht, dem die Natur eben die
„ Freuden, die sie euch so freygebig schenkt, um
„ einen Preis verkauft, der fähig wäre, die aus-
„ gelassensten Leidenschaften zu erschröcken.“

„ Ich habe mich nicht gescheut, um die Natur
„ nicht zu verletzen, mich ungerechter Schande,
„ schimpflichen Strafen auszusetzen. Ich habe
„ lieber alles leiden mögen, als an dem Wunsch
„ zur Fortpflanzung treulos zu handeln, als
„ meine Kinder vor oder nach der Empfängniß
„ zu ersticken. Zwar habe ich nicht, ich gestehe
„ es, nach dem Verlust meiner Jungfrauschaft
„ ehelos bey einem heimlichen und unfruchtbaren
„ Hurenstande leben können, und ich verlange
„ noch die Strafe, die meiner wartet, lieber,
„ als daß ich Früchte der Fruchtbarkeit, die der
„ Himmel dem Mann und der Frau als seinen er-
„ sten Seegen gegeben hat, verbergen sollte.“

„ Man wird mir freylich sagen, daß ich die
„ bürgerlichen Gesetze bey Seite gestellt, auch
„ die Vorschriften der Religion verletzt habe?
„ Aber der Religion kömmt es zu, mich zu
„ strafen, wenn ich wider sie gesündiget habe.
„ Ach! ist es nicht genug, daß sie mich von

„ der Gemeinschaft meiner Brüder, die ein Trost
„ für mich wäre, ausgestoßen hat? Ich habe,
„ sagen Sie, den Himmel beleidigt, und muß
„ ewige Pein erwarten. Wenn sie das glauben,
„ warum überhäufen Sie mich mit Züchtigungen
„ in dieser Welt? Nein meine Herren, der
„ Himmel ist nicht unerbittlich, nicht ungerecht,
„ wie Sie. Wenn ich glaubte, daß das, was
„ Sie eine Sünde nennen, wirklich ein Verbre-
„ chen wäre, ich besäße nicht die Dreustigkeit,
„ die Bosheit, es zu begehen. Aber wie sollte
„ ich glauben, Gott sey erzürnt, mich Kinder
„ zeugen zu sehen, wenn er ihnen einen starken
„ und gesunden Körper giebt, den er mit einer
„ unsterblichen Seele zu schmücken beliebt. Ge-
„ rechter und gütiger Gott! Gott der Vergüter
„ des Leidens und der Ungerechtigkeiten! auf dich
„ berufe ich mich wegen des Urtheilspruchs meiner
„ Richter! Räche mich nicht; straf sie nicht:
„ aber erleuchte, rühre sie! Hast du dem Mann
„ auf dieser mit Dornen besäeten Erde die Frau
„ zur Gefährtin gegeben, so laß ihn nicht Schimpf
„ auf ein Geschlecht häufen, das er selbst ver-
„ führt hat; so laß ihm nicht Schande und
„ Elend über Vergnügungen streuen, mit wel-
„ chen du den Trost seiner Mühseligkeiten ver-
„ bunden hast: so laß ihn nicht undankbar und
„ unmenschlich, selbst im Schooß des Vergnü-
„ gens dadurch seyn, daß er die Schlachtopfer
„ seiner Lüste den Strafen überliefert! Mache,
„ daß er bey seinen Begierden die Schamhaftig-
„ keit, die er schätzt, scheue, oder daß, wenn
„ er sie in seinen Vergnügungen verletzt hat, er
„ sie wenigstens bedaure, anstatt sie zu schänden:

„ oder

, oder mache vielmehr, daß er Handlungen nicht
, zu Verbrechen umschaffe, die du selbst erlaubt
, oder geboten hast, als du seinem Geschlecht ge-
, botest, zu wachsen und sich zu vermehren. "

Diese Rede, die man oft in unsern Gegenden und überall hören könnte, wo man moralische Begriffe mit physischen Handlungen, die sich nicht zusammen vertragen, verbunden hat, wenn die Weiber die Unerschrockenheit der Polli-Backer hätten, dieses war der Name der Angeklagten. Diese Rede bewirkte eine rührende Veränderung in allen Gemüthern. Das Gericht sprach sie von aller Geldbuße und Strafe frey; und um ihren Triumph vollkommener zu machen, heyrathete sie einer ihrer Richter. So sehr ist die Stimme der Vernunft über alle Zauberkraft einer studirten Beredsamkeit erhaben. Aber das öffentliche Vorurtheil hat wieder seine Macht erhalten; entweder weil oft das politische und gesellschaftliche Gut dem Ruf der Natur Schweigen gebietet, oder weil unter der englischen Regierung, wo die Religion nicht zum ehelosen Stand bewegt, der unerlaubte Umgang zwischen beyden Geschlechtern weniger Entschuldigungen anführen kann, als in den Staaten, wo die Klerisey, der Adel, die Ueppigkeit, das Elend und das schändliche Beyspiel des Hofs und der Kirche, den Ehestand verderben, überladen, erniedrigen und abrathen.

Neu-England hat wenigstens eine Hülfe gegen böse Gesetze, in seiner Verfassung selbst, wo das die Gesetze selbst gebende Volk leicht die Miß-

bräuche abschaffen kann, die es empfindet, und in seiner lokalen Beschaffenheit, die dem Arbeitstrieb und der Bevölkerung ein weites und freyes Feld darbieten.

XXII.

Größe, Beschaffenheit, Bevölkerung, Landbau, Fischerey, Manufakturen und Ausfuhr von Neu-England.

Diese Kolonie, die nach Norden Canada, nach Westen Neu-York, nach Süden und Osten Neu-Schottland und den Ocean zur Gränze hat, hält nicht weniger, als dreyhundert Meilen längst den Ufern der See, und erstreckt sich über fünfzig Meilen*) ins Land hinein.

Das Ausreuten geschieht da nicht auf Gerathewohl, wie in den andern Provinzen. Gleich in den ersten Zeiten ward es Gesetzen unterworfen, die seit der Zeit unveränderlich geblieben sind. Ein Bürger, er sey, wer er will, hat nicht das Recht, sich selbst auf einem herrnlosen Boden niederzulassen. Die Regierung, welche hat haben wollen, daß alle ihre Glieder vor den Streifereyen der Wilden geschützt seyn sollten, hat angeordnet, daß immer ein ganzes Amt auf einmal angelegt wer-

*) Bey beyden sind englische Meilen zu verstehen, wornach dann die Länge 60, und die Breite 10 teutsche Meilen beträgt.

werden sollte. Sobald sechzig Familien sich erbieten, eine Kirche zu bauen, einen Pastor zu unterhalten, einen Schulmeister zu besolden, so weiset ihnen die Generalversammlung eine Stelle an, und giebt ihnen das Recht, zwey Repräsentanten in dem gesetzgebenden Korps der Kolonie zu halten. Die Strecke, die man ihnen anweißt, gränzt immer an schon gereutete Länder, und enthält gewöhnlich sechs englische Quadratmeilen *). Dieses neue Völkchen wählt sich eine zum Wohnplatz schickliche Lage aus, und erbauet ihn gemeiniglich viereckig. Die Kirche steht in der Mitte. Die Kolonisten theilen das Land unter sich, und ein jeder schließt sein Eigenthum mit einer lebendigen Hecke ein. Einiges Holz läßt man als Gemeinholz stehen. So wächst Neu-England beständig, ohne daß es aufhört, ein wohlgeordnetes Ganzes auszumachen.

*) Wenn man jede Familie zu fünf Personen annimmt, so kommen 300 Menschen auf sechs englische Quadratmeilen. Da die teutsche Quadratmeile 25 englische enthält, so wird das Land gleich im ersten Ansatz zu 1800 Menschen und darüber auf die Quadratmeile bevölkert. Nur ein Land, wo Freyheit herrscht, und wo diese die Mittel an die Hand giebt, daß eine in Europa kaum denkbare Bevölkerung Unterhalt finde, erlaubt es, die Menschen gleich im Anfang so dicke anzusetzen.

Ob sie schon mitten in der gemäßigten Zo
liegt, so genießt die Kolonie doch nicht einer
sanften Himmelsluft, als die Provinzen Europa
die mit ihr unter gleichen Parallelzirkeln lieger
Sie hat längere und kältere Winter, kürze
und heißere Sommer. Der Himmel ist gemeinigli
heiter, und der Regen mehr stark als anhaltend
Die Luft ist reiner geworden, so wie man de
Umlauf derselben durch Fällen des Holzes beför
dert hat. Niemand beklagt sich mehr über jen
bösen Dünste, die in den ersten Zeiten einig
Einwohner wegrafften.

Das Land ist in vier Provinzen getheilt, di
ursprünglich fast nichts mit einander gemein hat
ten. Die Nothwendigkeit, sich wider die Wil
den gerüstet zu halten, bewog sie im Jahr 1643,
einen Bund unter einander zu schließen, in dem
sie den Namen der vereinigten Kolonien
annahmen. Vermöge dieser Vereinigung sollten
sie zwey Deputirten aus jeder Besitzung an einem
bestimmten Ort einfinden, um über die Angele-
genheiten von Neu-England nach den Anwei-
sungen der besondern Versammlung, deren Re-
präsentanten sie waren, zu entscheiden. Diese
Verbindung verletzte nicht im geringsten das Recht,
das jedes der Glieder derselben hatte, sich in allem
nach seinem Willen zu betragen.

Ihre Unabhängigkeit vom Hauptland war nicht
weniger vollkommen. Als man diese Niederlas-
sungen bestätiget hatte, so wurde festgesetzt, daß
ihr Gesetzbuch in nichts dem Gesetzbuch des Mut-
terlandes entgegen seyn sollte; daß die Entscheidung

aller

aller grossen Verbrechen, die in ihren Ländern begangen werden, ihm vorbehalten werden soll; daß ihre ganze Handlung an seine Küsten gehen soll. Keine dieser Pflichten wurde beobachtet. Andere geringere Verbindlichkeiten wurden gleichfalls vernachläßigt. Der republikanische Geist hatte schon zu großen Fortgang gewonnen, als daß man sich an diese Versprechungen hätte binden sollen. Die ganze Unterwürfigkeit der Kolonisten schränkte sich darauf ein, den König von England als ihren Regenten im weitläufigsten Verstande zu erkennen.

Massachuset, die blühendste der vier Provinzen erlaubte sich noch mehrere Dinge, als die andern, und zwar öffentlich. Eine so stolze Aufführung zog die Rache Karls II. auf sie. Dieser Prinz vernichtete im Jahr 1684 die Urkunde, die ihnen sein Vater gegeben hatte; er errichtete eine fast willkührliche Verwaltung, und fürchtete sich nicht, Auflagen für seine eigene Rechnung zu erheben. Der Despotismus verminderte sich unter seinem Nachfolger nicht. Sein Statthalter wurde auch bey der ersten Nachricht seiner Absetzung gefangen genommen, in Fesseln gelegt, und nach Europa zurückgesandt.

Wilhelm III, ob er wohl über diesen warmen Eifer sehr zufrieden war, setzte Massachuset doch nicht wieder in seine alten Vorrechte ein, so wie es solches wünschte, und es vielleicht gehoft hatte. Er gab ihm in der That ein Vorrecht wieder, aber ein solches, das mit dem erstern in keiner Vergleichung stand.

Nach der neuen Urkunde sollte der vom Ho
ernannte Gouverneur das ausschließende Rech
haben, die Nationalversammlungen zusammenzu
berufen, zu verlängern und zu entlassen. Er al
lein konnte den Gesetzen und den Auflagen, di
diese Versammlung bewilligt hatte, Gültigkei
ertheilen. Die Vergebung aller Kriegsbedienun
gen war diesem Befehlshaber vorbehalten. Mi
dem Rath besetzte er die obrigkeitlichen Stellen.
Die zwey Kammern hatten die Vertheilung der
geringern Stellen nur mit seiner Bewilligung.
Der öffentliche Schatz öffnete sich nur auf seinen
Befehl, durch den Beyfall des Raths unterstützt.
Noch erstreckte sich sein Ansehen auf einige
Punkte, welche die Freyheit sehr im Zwang hielten.
Da die Provinzen Connektikut und Rhode-Is-
land der Strafe durch ihre Unterwerfung zuvor-
gekommen waren, als Massachuset alles verlor,
so blieben sie im Besitz ihres ursprünglichen Ver-
trags. Was Neu-Hampshire betrift, so ward
es fast immer nach der Regierungsform beherrscht,
die man der Provinz Massachusetsbay auferlegt
hatte. Der nemliche Gouverneur regierte alle vier
Provinzen, aber nach den Grundsätzen, welche
der Staatsverfassung einer jeden Provinz ange-
messen sind.

Nach einem Verzeichnis, das der Generalcon-
greß des englisch-amerikanischen festen Landes be-
kannt gemacht, befinden sich in Massachuset
400,000 Einwohner; in Connektikut 192,000; in
Hampshire 150,000; in Rhode-Island 59678;
das in allem in dieser einzigen Niederlassung eine
Bevölkerung von 801,678 Seelen ausmacht.

Eine

Eine so große Menschenvermehrung sollte wohl einen vortrefflichen Boden ankündigen. Es ist aber dem nicht also. Einige Kantone in Konnekticut ausgenommen waren die andern Ländereyen ursprünglich mit Fichten bedeckt, und folglich gänzlich unfruchtbar oder wenig fruchtbar. Kein europäisches Korn kömmt daselbst fort, und niemals hat ihr Erzeugniß zur Ernährung derselben hingereicht. Man sah sie stäts gezwungen, vom türkischen Korn zu leben, oder einen Theil ihres Unterhalts anders woher zu ziehen. Auch ist der Feldbau, obschon im Durchschnitt das Land zum Fruchtbau, zum Hülsenfrüchtenbau und zur Viehzucht dienlich ist, dennoch nicht das wichtigste in diesen Gegenden. An seine mit Felsen besetzten Küsten hat sich die Bevölkerung hingezogen, die Thätigkeit ist gewachsen, und der Wohlstand gemein geworden.

Die Unzulänglichkeit der Erndten mußte in Neu-England eher und lebhafter den Fleiß aufmuntern, als in dem übrigen Theil dieser Länder. Man erbaute daselbst für die fremden Seefahrer viele Schiffe, wozu die Materialien, die gegenwärtig theuer und selten sind, lange Zeit gemein und wohlfeil waren. Die Leichtigkeit, sich Biberhaare zu verschaffen, gab zur Errichtung einer beträchtlichen Hutfabrik Anlaß. Leinen- und Hanftücher kamen aus den Werkstätten. Mit ihrer Schaafwolle bereitet die Kolonie zwar grobe, aber dichte Zeuge.

Zu diesen Manufakturen, die man einheimische nennen könnte, gesellte sich noch eine andere, die von fremden Materien unterhalten wurde. Der Zucker giebt einen Rest, der unter dem Namen Syrupp oder Melasse bekannt ist. Die Neu-Engländer holten ihn anfangs in Westindien, und bedienten sich dessen, so wie er war, zu verschiednem Gebrauch. Sie kamen auf den Einfall, ihn zu destilliren. Sie verkauften eine entsetzliche Menge dieses Brandenweins an benachbarte Wilde, an Stockfischfänger, und an alle nördliche Provinzen, sie brachten ihn sogar an die afrikanische Küste, wo sie ihn mit einem merklichen Vortheil an die Engländer, die sich mit dem Sklavenhandel beschäftigten, verkauften.

Dieser Handlungszweig und andere Umstände setzten die Neu-Engländer in den Stand, sich einen Theil der süd- und nordamerikanischen Waaren zuzueignen. Der Tausch dieser beyden Gegenden, der einer dem andern so nothwendig ist, gieng durch ihre Hände. Sie wurden gleichsam die Mäkler, oder die Holländer der neuen Welt.

Indessen war doch immer die Fischerey die beste Quelle dieser Provinzen. Selbst an ihrer Küste ist sie sehr beträchtlich. Es ist kein Fluß, keine Bucht, kein Hafen, wo man nicht eine grosse Menge Schiffe sehen konnte, um Salmen, Hausen, Stockfische und andere Fische, die alle einen guten Abgang finden, zu fangen.

Die Makerellenfischerey, die vorzüglich an der Mündung des Pentagont geschieht, der sich in die Fundi = oder französische Bucht am äußersten Ende der Kolonie ergießt, beschäftigt den Frühling und Herbst hindurch vierzehn bis fünfzehn hundert Schiffe, und fünf und zwanzig hundert Menschen.

Der Stockfischfang ist für Neu = England noch nützlicher. Aus seinen zahlreichen Häfen gehen alle Jahr an verschiedene, mehr oder weniger entfernten Ufer fünfhundert Schiffe von fünfzig Tonnen mit vier tausend Mann besetzt ab. Sie fischen wenigstens zweymal hundert und fünfzig tausend Centner Stockfische.

Auch der Wallfischfang beschäftigt diese Kolonien. Vor dem Jahr 1763 that Neu = England diesen Fang im März, April und May in dem Meerbusen von Florida; und im Juni, Juli und August an der östlichen Seite der großen Bank von Neu = Foundland. Damals sandte man nur hundert und zwanzig Schaluppen dahin, jede von siebenzig Tonnen und sechszehn hundert Mann. Im Jahr 1767 beschäftigte dieser Fang sieben tausend zweyhundert und neunzig Bootsknechte. Wir müssen die Ursachen dieser beträchtlichen Vermehrung angeben.

Die Begierde, den Wallfischfang mit den Holländern zu theilen, beunruhigte lange Zeit Großbritannien. Um zum Zweck zu gelangen, befreyte man gegen das Ende der Regierung Karls II. alles, was die Einwohner des Königreichs von dieser

dieser Fischerey in den nordischen Meeren erhalten würden, von allen Niederlagsabgaben; aber diese Gunst erstreckte sich nicht auf die Kolonien, deren Thran und Fischbeine bey ihrer Einfahrt ins Hauptland 56 Liv. 5 Sols a) von der Tonne geben, eine Abgabe, die erst dann auf die Hälfte herunter gesetzt wurde, als selbiges solche auf ihren eignen Schiffen einführte.

Zu dieser schon zu beschwerlichen Abgabe fügte man im Jahr 1699 noch eine andere von 5 Sols 7 Den. b) auf jedes Pfund Fischbein, sowohl des amerikanischen als des europäischen. Diese neue Taxe hatte so traurige Folgen, daß man sie im Jahr 1723 unterdrücken mußte; aber sie wurde nur für die Wallfische aufgehoben, die in Grönland, oder in der Meerenge Davis, oder in den benachbarten Meeren gefangen wurden. Die Fischerey des mitternächtlichen festen Landes blieb der neuen und der alten Abgabe immer unterworfen.

Als das Ministerium sah, daß die Befreyung von der Auflage nicht hinlänglich wäre, den englischen Eifer zu ermuntern, so nahm es seine Zuflucht zu Belohnungen. Man bewilligte im Jahr 1732 eine Belohnung von 22 Liv. 10 Sols c), und sechzehn Jahre hernach eine von 45 Liv. d) für jede Tonne der Schiffe, die zu diesem wichtigen Fischfang gebraucht worden. Diese Edelmüthigkeit der Regierung brachte einen Theil der guten

---

a) Oder 25 fl. 47 kr.
b) — — 8 —
c) Oder 10 fl. 18 kr.
d) — 20 fl. 37 —

guten Wirkung hervor, die man davon erwartete. Gleichwohl war Großbritannien noch nicht so weit, daß es hätte auf den fremden Märkten Mitwerber mit seinen Nebenbuhlern seyn können, noch genöthiget, alle Jahre von ihnen für 3 bis 400,000 Liv.*) Thran oder Fischbeine zu kaufen.

So war der Zustand der Dinge beschaffen, als bey dem letztern Frieden (1763) die französischen Meere von Nordamerika eine brittische Besitzung wurden. Sogleich segelten die Neu-Engländer haufenweise dahin, um Wallfische zu fangen, die da sehr häufig sind. Das Parlement befreyte sie von der Auflage, unter der sie geseufzt hatten, und ihre Thätigkeit verdoppelte sich noch. Natürlich muß sie sich auch den benachbarten Kolonien mittheilen. Es ist wahrscheinlich, daß die vereinigten Provinzen mit der Zeit diesen wichtigen Zweig ihres Handels verlieren werden.

Der Wallfischfang geschieht im St. Lorenzbusen, und an Ufern, die ihn an weniger stürmische Meere, und die weniger mit Eis beschwert sind, als Grönland angränzen machen. Sodann fängt sie auch bälder an, und endiget später. Man hat da weniger widrigen Zufälle auszustehen. Die Schiffe, die dahin gebraucht werden, sind kleiner und weniger beladen. Diese Ursachen müssen Amerika Vortheile gewähren, welche die holländische Sparsamkeit niemals wird ins Gleichgewicht setzen können. Selbst die europäischen Engländer schmeichelten sich, daß sie mit ihren Kolonisten dieses

Ueber-

*) Oder 137,500 — 183,333 fl. 20 kr.

Uebergewicht würden theilen können, weil sie den Vortheil der Belohnung dieser Fischerey mit demjenigen des Verkaufs zu vereinigen gedachten; eine Quelle, die denjenigen versagt war, welche die Meerenge von Davis, oder die grönländischen Meere besuchten.

Die Handelserzeugnisse von Neu-England sind der Stockfisch, der Thran, der Wallfisch, Unschlitt, Cyder, gesalzenes Fleisch, türkisches Korn, Schweine und Ochsen, Pottasche, Hülsenfrüchte, Maste zu Kaufmanns- und Kriegsschiffen, und Hölzer aller Art. Die Azoren, Madera, die canarischen Inseln, Portugal, Spanien, Italien, Großbritannien, und vorzüglich Westindien haben diese Waaren bisher verbraucht. Im Jahr 1769 belief sich die gesammte Ausfuhr der vier Provinzen auf 13,844,430 Liv. 19 Sols 5 Den. a). Aber diese Kolonie erhielt gewöhnlich mehr, als sie gab, weil sie dem Hauptlande beständig 24 bis 25000,000 Liv. b) schuldig waren.

Es fahren von allen Rheden, die an diesen Küsten sehr häufig sind, einige Schiffe ab. Indessen geschehen doch die vornehmsten Versendungen von Connektikut, von Neu-Haven; die von Rhode-Island, von New-York; die von Hampshire, von Portsmouth; und die von Massachuset von Boston aus.

Dieser letztere Ort, den man als die Hauptstadt von Neu-England ansehen kann, liegt auf einer vier Meilen langen Halbinsel, im Grunde der

a) Oder 6,345,364 fl. 12 kr.

b) — 11,000,000 fl. bis 11,758,333 fl. 20 kr.

der schönen Massachusetsbay, die ungefähr acht Meilen tief ins Land hinein geht. Die Oeffnung dieser Bay wird gegen die Gewalt der Wellen durch eine Menge Felsen, die über das Wasser hervorragen, und durch ein Dutzend kleiner gröstentheils bewohnter Inseln vertheidigt. Diese natürlichen Dämme und Brustwehren lassen nur drey Schiffe zugleich hineinkommen. Auf diesem einzigen und sehr engen Kanal ward zu Ende des verwichenen Jahrhunderts auf der Schloßinsel ein reguläres Citadell, unter dem Namen Fort-Wilhelm erbaut. Es enthält hundert Stück Kanonen von der gröstenArt, die sehr gut ausgetheilt sind. Eine Meile vorwärts liegt ein sehr hohes Wachthaus, dessen Signale von der Festung aus gesehen werden können, welche sie alsbald für die Küste wiederholt; indessen Boston die seinigen hat, die zugleich in dem innern umher liegenden Lande Lärmen machen. Außer den Augenblicken eines sehr dicken Nebels, die einige Schiffe benützen könnten, um sich in die Inseln hinein zu schleichen, hat die Stadt immer fünf bis sechs Stunden Zeit, sich zu bereiten, den Feind zu empfangen, bis die zehn tausend Mann Militz, die sie in vier und zwanzig Stunden zusammen bringen kann, ihr zu Hilfe kommen. Wenn gleich eine Flotte ungestraft unter dem Geschütz des Schlosses hersegelte, so fände sie doch süd- und nordwärts des Orts zwey Batterien, welche die ganze Bay bestreichen, und sie also gewiß aufhalten, mithin allen Fahrzeugen Zeit geben würden, sich vor dem Kanonenfeuer in dem Fluß Charles sicher zu stellen.

Die Rhede zu Boston ist groß genug, daß sechs hundert Segel sicher und bequem darinn ankern können. Man hat darinn einen prächtigen so weit vorliegenden Damm erbaut, daß die Schiffe ohne Hilfe des geringsten Lichters in die Waarenlager, die man nordwärts angelegt hat, abladen. Am Ende des Dammes sieht man die Stadt, in der Gestalt eines halben Mondes um den Hafen herum liegen. Vor den Unruhen zählte sie fünf und dreyßig bis vierzig tausend Einwohner von verschiedenen Sekten. Die Wohnung, das Hausgeräthe, die Kleidung, die Nahrung, der Umgang, die Gebräuche, die Sitten, alles sieht der Lebensart, die man in London führt, so ähnlich, daß es schwer ist, einen andern Unterschied darinn zu finden, als den, den die unermeßliche Menschenzahl der grossen Hauptstädte immer nach sich zieht.

XXIII.

Die Holländer errichten die Kolonie Neu-Belgien, die seitdem den Namen Neu-York bekommen hat.

Neu-England, das dem Alten von so vielen Seiten her ähnlich ist, hat Neu-York in seiner Nachbarschaft liegen. Diese Gegend, die von Osten her durch jene Hauptkolonie eingeschränkt wird, und nach Westen hin Neu-Jersey zur Gränze hat, enthält einen engen Strich von zwanzig englischen Meilen längst der Seeküste hin, erweitert sich aber unvermerkt, und erstreckt sich nordwärts auf zweyhundert Meilen ins Land hinein.

Diese

Diese Landschaft wurde zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts durch Heinrich Hudson, einen berühmten englischen Seefahrer, der damals in holländischen Diensten war, entdeckt. Er lief in einen beträchtlichen Fluß ein, dem er seinen Namen beylegte; und zufrieden damit, daß er die Länder und Einwohner an dessen Ufern auskundschaftet hatte, segelte er wieder nach Amsterdam zurück, wo er hergekommen war. Eine zweyte Reise dieses Abentheurers verschafte von dieser wilden Gegend einige geringe Kenntnisse.

Nach dem System der Europäer, welche die Völker der neuen Welt für nichts rechnen, gehörte dieses Land nothwendig den Holländern. Ein Mann, der in ihren Diensten stand, hatte es entdeckt. Er hatte in ihrem Namen Besitz davon genommen, und trat ihnen alle Rechte ab, die er persönlich daran haben konnte. Daß er ein Engländer war, benahm diesen unwiderstreitlichen Sätzen nichts. Man mußte sich also wundern, zu erfahren, daß Jakob I. diese Gegend verlangte, weil Hudson sein gebohrner Unterthan wäre; als wenn nicht dasjenige Land das wahre Vaterland wäre, das einem den Unterhalt giebt. Auch drang dieser Fürst nur schwach auf einen so schlecht gegründeten Anspruch.

Die Republik, die in dem Eigenthum, das man ihr nicht mehr streitig machte, nichts als eine Handlungsniederlassung für Biber und anderes Pelzwerk sahe, überließ sie der westindischen Gesellschaft. Diese Gesellschaft richtete ihre ganze Bemühung auf diese wilden Reichthümer ein,

und um sich deren so viel möglich zu bemächtigen, ließ sie am Ufer des Hudsonsflußes, hundert und fünfzig Meilen vom Meer entfernt, das Fort Orange, seitdem Albani genannt, bauen. Dahin brachte man ihren Agenten das Pelzwerk, und da gaben sie den Iroquesen zum Umtausch Feuergewehre und Kriegs-Munition, um die Franzosen, die seit kurzem in Canada angekommen waren, zu bekämpfen.

Damals war Neu-Belgien nur eine Niederlage. Die Stadt Amsterdam sah ein, daß eine Kolonie sehr weislich in diesem Theil der neuen Welt angelegt seyn würde, und erhielt sehr leicht die Erlaubniß dazu, indem sie 700,000 Liv. *) an die Eigenthümer bezahlte.

Ausgedehntere Absichten erforderten andere Einrichtungen. Man ließ den Posten in der Nachbarschaft der fünf Nationen stehen; aber es schien nothwendig zu seyn, einen beträchtlichern an der Mündung des Flußes in der Insel Manahatan zu errichten, und man erbaute daselbst Neu-Amsterdam. Die Stadt und ihr Gebiet wurde nie von den benachbarten Wilden beunruhigt, die einen waren zu schwach, die andern stäts im Krieg mit den Franzosen. Diese Besitzung machte schon sehr schnelle Fortschritte, als ein unerwartetes Gewitter über ihnen ausbrach.

XXIV.

*) Oder 320,333 fl. 20 kr.

XXIV.

Zu welcher Zeit, und wie die Engländer sich Neu-Belgiens bemächtigten.

England hatte damals noch nicht jene genauen Verbindungen mit Holland, die der Ehrgeiz und das Glück Ludwig XIV. nachmals unter diesen beyden Mächten befestigte; und es sah daher mit neidischem Auge, daß ein kleiner in seiner Nachbarschaft kaum entstandener Staat die Zweige seines Flors in der ganzen Welt verbreitete. Es knirschte heimlich vor Verdruß, daß es sich nicht so hoch erheben konnte, als eine Macht, die ihm den Vorzug gar nicht hätte streitig machen sollen. Diese Mitbuhler im Handel sowohl, als in der Schifahrt drückten es durch ihre Wachsamkeit und durch ihre Sparsamkeit in den grossen Märkten der ganzen Welt zu Boden, und zwangen es, überall eine untergeordnete Rolle zu spielen. Jede Bemühung, die es anwandte, um eine Konkurrenz anzulegen, fiel zu seinem Schimpf oder zu seinem Schaden aus; und der allgemeine Handel vereinte sich sichtbarlich in den Morästen der Republik. Die Nation ward erbittert über die Unglücksfälle ihrer Handelsleute, und beschloß, ihnen dasjenige durch die Gewalt zu versichern, was sie sich durch ihren Fleiß nicht verschaffen konnten. Carl der II. ergriff, trotz seiner Nachläßigkeit in Geschäften, und seiner ausgelassenen Neigung zu Vergnügungen einen Entwurf, der die Schätze der entfernten Gegenden zugleich mit der Seeherrschaft in Europa in seine Hände bringen

konnte, mit Eifer. Sein Bruder, der thätiger und unternehmender war, als er, bestärkte ihn in diesen Gesinnungen; und einmüthig ließen sie die Besitzungen und die Schiffe der Holländer ohne Kriegserklärung angreifen.

Feindseligkeit auf diese Art anfangen, ist niederträchtige Treulosigkeit. Es ist die Handlung einer Horde Wilder, und keines gesitteten Volks, eines Mörders bey Tag, und nicht eines kriegerischen Fürsten. Derjenige, der Zutrauen auf seine Kräfte und einige Seelengröße hat, wird seinen Gegner nie im Schlaf überfallen. Wenn euch erlaubt ist, meine Sicherheit zu mißbrauchen, so kann ich auch die eurige mißbrauchen. Ihr nöthiget mich, und ich zwinge euch, beständig unter den Waffen zu seyn; der Kriegszustand ist beständig daurend, und der Friede ist nur ein leeres Wort ohne Sinn. Entweder habt ihr einen gerechten Beweggrund, mich anzugreifen, oder ihr habt gar keinen. Wenn ihr gar keinen habt, so seyd ihr ein gefährlicher Räuber, gegen den sich alle vereinigen sollten, und sie haben das Recht, ihn auszurotten. Wenn ihr einen habt, so zeigt ihn an. Erst die Verweigerung, eine Beleidigung wieder gut zu machen, oder die mit Gewalt weggenommene Sache wieder zu ersetzen, berechtigen euch, meine Besitzungen zu überfallen. Ueberzeugt mich, ehe ihr angreift, der Ungerechtigkeit. Erwerbt euch den Beyfall der Welt. Alles, was ich euch erlauben kann, ist, heimlich eure Sache vorzubereiten; ist, euch in Ansehung eurer Entwürfe zu verstellen, wenn man darüber unruhig wird, und dann keine Zeit zwischen der

Ge-

Gerechtigkeitsversagung und der feindlichen Behandlung übrig zu lassen. Seyd ihr der schwächere Theil, so gebt nach und duldet. Weil man andererseits gewaltthätig ist, müßt ihr deswegen Verräther seyn? Verachtet den allgemeinen Grundsatz, und setzt die Betrügerey weder an die Stelle der Macht, die euch fehlt, noch der Herzhaftigkeit, die euch hinein verwickelt. Habt immer das Urtheil eures Jahrhunderts, und das der Nachwelt gegenwärtig.

Im Monat August des Jahrs 1664 legte sich eine englische Flotte an der Küste von Neu-Belgien vor Anker, dessen Hauptstadt sich bey der ersten Aufforderung ergab. Der übrige Theil der Kolonie that keinen größern Widerstand. Diese Eroberung wurde dem Sieger bey dem Frieden von Breda versichert. Aber sie wurde ihm auch im Jahr 1673 von der Republik wieder abgenommen, als die Kunstgriffe Frankreichs diese zwey Mächte entzweyt hatten, die ihres Interesse wegen es nie hätten seyn sollen. Ein zweyter Friedensschluß lieferte noch das folgende Jahr den Engländern eine Provinz in die Hände, die seitdem unter ihrer Herrschaft, aber das Eigenthum vom Bruder des Königs, der ihr seinen Namen gab, blieb.

XXV.

Die Kolonie wird dem Herzog von York überlassen. Grundsätze, auf welche er seine Verwaltung gründete.

Neu-York wurde durch die Statthalter des Prinzen mit ziemlicher Geschicklichkeit verwaltet, um

den Widerwillen der Koloniſten von ihrer Perſon abzulenken. Der öffentliche Haß fiel auf ihren Herrn, der alle Macht in ſeinen Händen vereiniget hatte. Dieſe politiſche Sklaverey mißfiel ſowohl den Holländern, die ihre Pflanzungen ihrem Vaterlande vorgezogen hatten, als den Engländern, die ſich mit ihnen zu vereinigen gekommen waren. Der Freyheit gewohnt, zeigte ſich das Volk ungeduldig unter dem Joch. Man ſchien allgemein zu einer Aufruhr, oder zu einer Auswanderung geneigt. Die Gährung legte ſich nicht eher, als bis man im Jahr 1683 die Kolonie einlud, ſich Abgeordnete zu wählen, um in Verſammlungen das, was zu ihrem Beſten dienen würde, in Ordnung zu bringen.

Der Hauptmann Dongan, der den Auftrag zu dieſer Einrichtung hatte, war ein Mann von unternehmendem und weitumfaugendem Geiſt. Er ſchränkte ſich nicht, wie diejenigen, die bis dahin die Provinz regiert hatten, darauf ein, jedem Land zu überlaſſen, der ſich zu deſſen Anbau zeigen würde. Seine Sorgfalt breitete ſich über die fünf Nationen aus, die durch ſeine Vorfahren vernachläßigt worden. Die Franzoſen arbeiteten unaufhörlich daran, dieſe Wilden zu entzweyen, in der Hoffnung, ſie zu unterjochen; und ſie hatten dieſes große Werk durch die Hilfe der Neubekehrten, die ihre Miſſionäre machten, ſchon weit gebracht. England lag daran, dieſen Plan zu zernichten; aber der Herzog von York, der andere Abſichten hatte, als das Beſte ſeines Landes, wollte, daß ſein Statthalter deſſen Ausführung begünſtigen ſollte. Dongan, ob er ſchon

Katho-

Katholik war, wich beständig von der Anweisung ab, die ihm vorgeschrieben war, und er vereitelte mit aller Macht ein System, das ihm weniger religios, als politisch schien. Er schadete selbst sogar auf alle Art der mit der seinigen wetteifernden Nation, und alle Denkschriften selbiger Zeit bezeugen es, daß er dessen Fortgang sehr gehindert habe.

Im Innern der Kolonie war das Betragen dieses geschickten Oberhaupts sehr verschieden. Aus Hang und aus Befehl begünstigte er die Niederlassungen der Familien seiner Kirche und der Kirche des Prinzen. Eine Art Geheimniß begleitete diesen Schutz. Aber sobald Jakob der II. den Thron bestiegen hatte, so erklärten sich der Gefälleinnehmer, die vornehmsten Officiere und eine große Menge Bürger als Anhänger Roms.

Dieser Zustand verursachte eine große Gährung in den Gemüthern. Man wurde für die Sache der Protestanten besorgt. Kluge Leute befürchteten eine Aufruhr. Dem Dongan gelang es, die Mißvergnügten im Zaum zu halten; aber die Unruhe veranlaßte ihn freylich, seine Stelle niederzulegen. Als guter Engländer unterwarf er sich der neuen Regierung, und aus einem seiner Nation besonders angebohrnen Stolz überlieferte er dem abgesetzten König alle die Reichthümer, die er in einer so langen und ruhmvollen Regiegierung erworben hatte.

Dieser sonderbare Mann hatte kaum Amerika verlassen, als Neu-England seiner Gouverneur, Edmond Andros, eines der thätigsten Werkzeuge

der willkührlichen Absichten des Königs Jakobs des II. fortjagte. Einige Miliz von Neu-York, durch dieses Beyspiel verführt, wollten den Nicholson, der nur einstweilen zum Gouverneur erwählt worden, auf gleiche Art behandeln. Es gelang ihm, eine Parthie zu seinem Vortheil zu gewinnen, und die Kolonie war bis zu Ankunft des Obersten Schloughter ein Raub zweyer Parthien.

XXVI.

Der König Wilhelm giebt der Kolonie eine Regierung. Begebenheiten, die auf diese Einrichtung folgten.

Dieses durch den König Wilhelm gesandte Oberhaupt berief den 9 April des Jahrs 1691 die Glieder des Staats zusammen. Diese Versammlung vernichtete alles, was bis dahin den englischen Gesetzen zuwiderlaufendes errichtet worden war. Sie setzten Gesetze fest, die nimmer aufgehört haben, zur Regel zu dienen. Seit diesem Zeitpunkt gehört die Vollziehungsmacht dem durch die Krone ernannten Gouverneur. Sie gab ihm zwölf Räthe zu, ohne deren Beystimmung er keinen Akt unterzeichnen konnte. Dreyßig durch die Einwohner gewählte Abgeordnete stellten die Gemeinen vor. Alle Macht war in der Versammlung dieser verschiedenen Mitglieder vereinigt. Anfangs war ihre Dauer nicht bestimmt. Seitdem aber hat mnn sie auf drey Jahre festgesetzt. Sie dehnte sich endlich bis auf sieben Jahre, wie das Parlement von England aus, dessen Veränderung es nachfolgte.

Es

Es war Zeit, daß eine unveränderliche Ordnung in der Kolonie festgesetzt wurde. Sie hatten gegen die Franzosen von Canada einen heftigen und hartnäckigen Krieg auszuhalten, den die Thronentsetzung Jakobs des II. angezündet hatte. Diese Feindseligkeiten, die zu Ryßwick geendiget wurden, fiengen wegen der spanischen Erbfolge wieder an. Die benachbarten Provinzen von Neu-York nahmen einigen Antheil an dieser Trennung; sie aber war es, welche die gröften Streiche empfieng und versetzte, welche die Truppen besoldete, die in beträchtlichere Unkosten versetzt wurde.

Unglücklicher Weise floßen die Beyträge der Bürger, welche die allgemeine Versammlung befohlen hatte, in eine Kasse, deren unumschränkte Verwaltung dem Gouverneur zugehörte. Oft geschah es, daß habsüchtige Befehlshaber, die Verschwender waren, die zum öffentlichen Dienst bestimmten Gelder in ihren Nutzen verwandten. Dieses war eine unaufhörliche Quelle von Zänkereyen. Die Königin Anna verordnete im Jahr 1705, daß die nemliche Macht, welche die Auflagen bestimmt habe, auch deren Verwendung anordnen, und sich über deren Austheilung Rechnung geben lassen soll.

Die Betrügereyen hörten zwar durch diese Einrichtung auf, und gleichwohl reichte der Tribut, den die Provinz bezahlte, nicht zu den Ausgaben, welche die Fortsetzung des Kriegs erforderte. Die Verwirrung, in der man sich befand, verursachte, daß man im Jahr 1709 zum erstenmal Kreditscheine ausfertigte, die in der Folge weit mehr vermehrt wurden, als es die Bedürfnisse erforderten, und das Beste der Kolonie erlaubte.

Burnet, ein Sohn des berühmten Bischofs dieses Namens, der soviel zur Erhebung des Prinzen von Oranien auf den Thron beygetragen, und der im Jahr 1720 den Auftrag hatte, die Provinz zu regieren, diesem Burnet gelang es nicht, diese Unordnung aufzuheben. Er entwarf aber einen andern Plan zum Wohl seiner Statthalterschaft. Die Franzosen von Canada hatten zu ihrem Tauschhandel mit den Wilden verschiedene Waaren nöthig, die ihnen ihr Mutterland nicht lieferte. Sie bezogen sie von Neu-York. Die Generalversammlung verbot auf den Rath ihres Oberhaupts diese Verbindung. Da es aber nicht genug war, Verwirrung in die Bemühungen eines thätigen Nebenbuhlers zu bringen, so beschloß man sich, an dessen Stelle zu setzen.

Ein großer Theil der Pelzwaaren, die nach Montreal gebracht worden, giengen an die westlichen Ufer des Sees Ontario. Burnet erhielt im Jahr 1722 von den Iroquesen die Erlaubniß, das Fort Oßwego dort zu bauen, wo diese wilden Reichthümer leicht aufgehalten werden konnten. Sobald diese Niederlassung errichtet war, so schickten die Kaufleute von Albany ihre Waaren nach Chenektady, wo sie auf den Fluß Mohawks eingeschift wurden, die sie nach Oßwego leitete. Die Beschiffung dieses Flußes ist sehr schwer, und gleichwohl überstieg der Erfolg der Engländer ihre Erwartung. Dieser Tauschhandel würde sich sogar vermehrt haben, wenn er nicht auf alle Art unterbrochen worden wäre.

Im Jahr 1726 erbauten die Franzosen am Niagara ein Fort, wo das Pelzwerk aufgehalten werden konnte, welches ohne diese Niederlassung nach Oßwego gebracht worden wäre. Die englischen Waaren, die sie nicht mehr öffentlich erhalten durften, wurden ihnen heimlich zugeführt, bis zu dem merkwürdigen Zeitpunkt vom Jahr 1729, wo ein besonderes Interesse das Gesetz, das diesen Handel verbot, aufheben hieß. Endlich belegte England das Pelzwerk mit größern Abgaben, als man in Frankreich bezahlen mußte.

Während daß diese vielfachen Hindernisse, die Verbindungen, die man mit den Wilden treffen zu können hofte, sich verminderten, wurde der Landesanbau mit vieler Lebhaftigkeit und glücklichem Erfolg in der ganzen Provinz getrieben. Er war wirklich in einigen Grafschaften, wo Jakob der II. unermeßliche Ländereyen einigen zu grossen Günstlingen bewilliget hatte, vernachläßigt worden, endlich aber hatten sich diese Grafschaften, wie die andern bevölkert. Unglücklicher Weise besaßen die meisten Einwohner, so wie in Schottland, nur Güter, davon man sie nach der Willkühr des Heren absetzen konnte, und zum noch größern Unglück verschafte die Abhängigkeit den grossen Gutsbesitzern einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Entschließungen.

Dieser Fehler in der Regierung ließ sich ganz besonders in den zwey verheerenden Kriegen vom Jahr 1744 und 1756, die man gegen die Franzosen auszuhalten hatte, spüren.. Die Kolonie erfuhr während diesen grausamen Feindseligkeiten

solche

solche Uebel, davon sie wenigstens einen Theil vermieden hätte, wenn die Gegenwehr, um diese unternehmenden Menschen und ihre wilden Alliirten zurückzutreiben, zeitlich und mit besserm Einverständniß angeordnet gewesen wäre. Canada mußte bey dem Frieden vom Jahr 1763 eine brittische Besitzung werden, damit Neu-York ohne Verzug, ohne Stöhrung und ohne Unruhe sich der Ausbreitung seines Handels mit den Wilden, und dem Anbau seiner Pflanzungen widmen könnte.

XXVII.

Boden, Bevölkerung und Handel der Kolonie.

Diese Provinz, deren Gränzen erst nach den längsten, lebhaftesten und hartnäckigsten Streitigkeiten mit Neu-England, Neu-Jersey und Pensylvanien in Ordnung gebracht worden, besteht heut zu Tag aus zehn Grafschaften. Ihre Länge am Ufer des Meeres ist nicht sehr beträchtlich, aber ins Land hinein erstreckt sich ihre Größe bis zum St. Georg oder St. Sakramentssee, und bis zum See Ontario. Aus den Bergen, die zwischen diesen zwey Seen liegen, entspringt der Fluß Hudson, der auf acht und sechzig Meilen Länge nur schwache Boote tragen kann; und diese Schiffahrt wird noch durch zwey Wasserfälle unterbrochen, die zu zwey Landfahrten nöthigen, jede von ungefähr zweyhundert Klaftern Länge. Aber von Albany an bis in den Ocean, das ist, in einem Raum von hundert und fünfzig Meilen sieht man auf diesem prächtigen Kanal Tag und

Nacht

Nacht mit der Ebbe und Fluth durch alle Jahrszeiten ohne einige Furcht Schiffe von vierzig bis fünfzig Tonnen segeln, welche einen beständigen und schnellen Umlauf in der Kolonie befördern.

Der Theil, den die Schiffer von dieser großen Kolonie zuerst finden, ist die lange Insel (Long-Island), die durch einen engen Kanal vom festen Lande getrennt ist. Sie hat hundert und zwan ig Meilen Länge, zwölf Breite, und ist in drey Grafschaften eingetheilt. Die Wilden, die diesen großen Raum einnahmen, entfernten sich nach und nach, oder kamen um. Ihre Unterdrücker hatten ihren ersten Wohlstand der Wallfischerey und dem Seewolffang zu danken. In dem Maaße, als diese Thierarten, welche die einsamen Küsten suchen, verschwanden, beschäftigte man sich mit der Vermehrung der Heerden, besonders der Pferde. Seitdem ist einiger Anbau auf diesen zu sandigen Boden versucht worden.

Auf dem festen Lande ist der Boden unebener; er wird aber ebener und fruchtbarer in dem Maaße, als man sich den Seen und Canada nähert. Wenn jemals die Moräste, die noch diesen äußersten Theil der Kolonie bedecken, ausgetrocknet werden; wenn die Flüsse, die ihn benetzen, jemals in ihre Bette gezwungen werden können, so wird diese Gegend der Kolonie die fruchtbarste seyn.

Nach den letztern Berechnungen enthält diese Provinz 250,000 Einwohner von verschiedenen Nationen und Sekten. Die reichen Pelzwerke, die sie von den Wilden beziehen, und diejenigen, die sie selbst

selbst bekommen, werden auf den allgemeinen Marks geführt. Er ist eine beträchtliche Stadt, die heut zu Tag, wie die ganze Provinz, mit dem Namen Neu-York bezeichnet ist. Ehemals wurde sie von den Holländern auf der Insel Manachatan gebaut, die vierzehn Meilen lang, und eine Meile breit am breitesten Orte ist.

Der Handel hat da in einem sehr gesunden Klima achtzehn bis zwanzig tausend Einwohner auf einem theils tiefen, theils erhöhten Boden versammelt. Die Straßen sind sehr unregelmäßig, aber sehr reinlich. Die Häuser, die von Ziegelsteinen aufgebaut, und mit Dachziegeln bedeckt sind, bieten mehr Bequemlichkeit als Pracht dar. Die Lebensmittel sind im Ueberfluß da und wohlfeil. Der Wohlstand ist allgemein. Die niedrigste Klasse des Volks hat eine sichere Quelle in den Austern, deren Fischerey allein zwey hundert Boote beschäftiget.

Die Stadt, die zwey Meilen von der Mündung des Flußes Hudson liegt, hat weder Hafen noch Umfang der See, aber sie hat es auch nicht nöthig. Ihre Rhede, die zu allen Jahrszeiten offen, für die grösten Schiffe zugänglich, und vor allen Stürmen sicher ist, reicht für sie hin. Von da aus laufen die zahlreichen Schiffe, die man an verschiedene Ufer absendet. Die Lebensmittel oder Waaren, die im Jahr 1769 abgesandt wurden, beliefen sich auf 4,352,446 Liv. 17 Sols 9 Den.*). Seit diesem Zeitpunkt haben sich die Erzeugnisse der

*) Oder 1,964,871 fl. 29 kr.

der Kolonie merklich vermehrt, und sie müssen noch sehr zunehmen, weil die Hälfte der Ländereyen noch ungebaut ist, und daß diejenige, die es sind, nicht so gut angebaut sind, als die es seyn werden, wenn die Bevölkerung beträchtlicher seyn wird.

XXVIII.

Alte und neue Sitten von Neu-York.

Die Holländer, die ersten Stifter der Kolonie führeten daselbst jenen Geist der Ordnung und Sparsamkeit ein, der überall ihre Nation unterscheidet. Da sie immer den grösten Theil der Einwohner, selbst nach veränderten Herren ausmachten, wurde das Beyspiel ihrer Sitten der allgemeine Geist des Volks, den die Eroberung ihnen mit zugegeben hatte. Die Teutschen, welche die Religionsverfolgung nach Amerika trieb, und aus der Pfalz oder andern Provinzen des Reichs verjagte, fanden sich schon natürlich zu diesem bescheidenen Ton gestimmt; und die Engländer und die Franzosen, welche nicht an so viele Mäßigkeit gewohnt waren, richteten sich aus Klugheit oder aus Nacheiferung nach dieser Lebensart, die weniger kostbar und bequemer war, als die Moden und der Ton der Pracht. Daher geschah es auch, daß die Kolonisten keine Schulden an das Hauptland machten, daß sie bey ihrem Verkauf und Einkauf völlige Freyheit behielten, und daß sie ihren Geschäften immer die vortheilhafteste Richtung für sie gaben.

So war der Zustand der Kolonie bis zum Jahr 1763 beschaffen. In diesem Zeitpunkt wurde Neu-York der Aufenthalt des Generals, der vornehmsten Officiere, und eines Theils der Truppen, die Großbritannien im mitternächtlichen Amerika unterhalten zu müssen glaubte, um es im Zaum zu halten oder zu vertheidigen. Dieser Haufen müßiger unverheyratheter Menschen, die unaufhörlich ihren Müßiggang zu täuschen, oder gegen die Langeweile zu kämpfen bemühet waren, verbreiteten sich unter die Bürger, denen sie Geschmack an Fressereyen und am Spiel beybrachten. An der Seite der Weiber sitzend, rissen sie selbige durch ihre Bemühungen, durch ihre Reden und ihre Sitten zu jener Eitelkeit, Galanterie und Zeitvertreib hin, die so vielen Reitz für sie haben. Bald wurde das Leben beyder Geschlechter gleich. Man stand mit den gleichen Entwürfen auf; man legte sich mit den nemlichen Thorheiten nieder. Diese schlimme Denkungsart verbreitete sich von Nachbar zu Nachbar. Sie dauert noch fort, wenn nicht die abscheulichen Auftritte, die seitdem diese Gegenden mit Blut überschwemmt haben, in ihren Sitten eine glückliche Veränderung bewirkt haben.

XXIX.

Begebenheiten, die in Neu-Jersey vorgefallen.

In der Nachbarschaft von Neu-York ist Neu-Jersey, das anfangs den Namen von Neu-Schweden hatte. Abentheurer dieser Nation, die an diesen wilden

wilden Ufern gegen das Jahr 1638 landeten, hatten es so genannt. Sie errichteten drey kleine Niederlassungen, Christiania, Elzimburg und Gothemburg. Diese Kolonie war unbedeutend, als sie im Jahr 1655 von den Holländern angegriffen und erobert wurde. Diejenigen Einwohner, die mehr an ihrem Vaterland, als an ihren Pflanzungen hiengen, giengen nach Europa zurück. Die andern unterwarfen sich den Gesetzen ihrer Ueberwinder, die ihr Land mit dem ihrigen vereinigten. Als der Herzog von York die Belehnung der Provinz erhielt, der er seinen Namen gab, so trennte er dasjenige davon, was man damit vereiniget hatte, und theilte es unter zwey seiner Günstlinge, unter dem Titel Neu-Jersey.

Carteret, der den östlichen, und Berkeley, der den westlichen Theil besaß, hatten beyde dieses weitläufige Gebiet nur deswegen nachgesucht, damit sie es verkaufen könnten. Spekulanten kauften ihnen grosse Stücke um einen geringen Preis ab, und verkauften sie nachher einzeln wieder. Mitten unter diesen Unterabtheilungen blieb die Kolonie in zwey Provinzen getheilt, die durch die Erben der beyden ersten Eigenthümer besonders regiert wurden. Die Schwierigkeiten, denen ihre Regierung unterworfen war, machte ihnen diese Art von Souveränität verdrüßlich, die sich für Unterthanen eben nicht schickte. Sie übergaben im Jahr 1702 ihre Charter wieder an die Krone. Von der Zeit an haben beyde Provinzen nur eine ausgemacht, die wie die meisten andern englischen Kolonien durch einen Gouverneur, einen Rath, und eine Generalversammlung regiert wird.

Vor der letzten Revolution zählte man in einem so großen Lande nur sechzehn tausend Einwohner. Das waren Nachkommen seiner ersten Anbauer, der Schweden und Holländer. Einige Quaker, einige Anglikaner, eine noch größere Menge schottischer Presbyterianer hatten sich zu diesen beyden Nationen gesellt. Die Fehler in der Regierungsform hemmten ihren Flor, und verursachten die Armuth dieser geringen Menschenzahl. Der Zeitpunkt der Freyheit schien für diese Kolonie der Zeitpunkt des Flors seyn zu müssen; aber die meisten Europäer, die eine Freystatt oder ihr Glück in der neuen Welt suchten, zogen Pensylvanien oder Carolina vor, die berühmter waren. Endlich wurde gleichwohl Neu-Jersey bevölkert. Man zählt daselbst 130,000 Einwohner.

XXX.

Was Neu-Jersey gegenwärtig ist, und was es werden kann.

Die Kolonie ist mit Heerden bedeckt, und hat Ueberfluß an Korn. Der Hanf ist besser darinn fortgekommen, als in keiner andern benachbarten Gegend. Man hat mit gutem Erfolg ein vortreffliches Kupferbergwerk daselbst eröffnet. An ihren Küsten ist sehr leicht zu landen, und der Hafen von Amboi, ihrer Hauptstadt ist sehr gut. Es mangelt ihr kein Mittel des Wohlstandes, das diesem Welttheil angemessen ist. Gleichwohl ist sie allzeit in tiefer Dunkelheit geblieben. Ihr

Name

Name ist in der alten Welt fast unbekannt, und in der neuen fast nicht bekannter. Wäre sie deswegen unglücklicher? Ich glaube es nicht.

Man durchgehe die Geschichte der ältern und neuern Nationen, und man wird beynahe keine finden, deren Größe nicht auf Kosten ihrer Glückseligkeit gewachsen ist. Völker, deren in den traurigen Jahrbüchern der Welt gar nicht wäre gedacht worden, hätten weder angegriffen, noch wären sie angegriffen worden. Sie hätten die Ruhe anderer nicht gestört. Entfernte oder benachbarte Feinde hätten sie nicht beunruhiget. Sie hätten keine Helden gehabt, die mit dem Raub ihrer Feinde in ihr Vaterland zurückgekehrt wären. Sie hätten keinen Geschichtschreiber gehabt, der entweder ihr Elend oder ihre Verbrechen erzählt hätte. Man hätte da nicht von einem Menschenalter zum andern bey dem Anblick jener Denkmäler, die überall das vergossene Blut, oder in die Ferne gebrachte, oder auch an sich selbst zerrissene Fesseln abschildern, sich entsetzen dürfen. Politische Entzweyungen hätten sie nicht getrennt. Abgeschmackte Meynungen hätten sie nicht begeistert. Die tyrannische Unterdrückung hätte dort keine Thränen fließen machen, noch Aufruhr erweckt. Man hätte sich da keines Tyrannen durch den Dolch entledigt; man hätte da seine Trabanten nicht aus der Welt geschaft, denn dieses sind die Begebenheiten, welche zu allen Zeiten die Nationen berühmt gemacht haben. Mitten in einer langen und tiefen Ruhe hätte man daselbst das Feld gebaut, einige alte Hymnen Gott gesungen, und Jahrhunderte durch die

nemlichen Liebeslieder wiederholt. Warum muß das verführerische Gemählde dieses Glücks nur ein Traum seyn? Es war nie vorhanden. Es könnte da seyn, und mitten unter den unruhigen und stolzen Nationen könnte es unmöglich von Dauer seyn. Es mögen nun auch die Ursachen des finstern Zustandes in Neu-Jersey seyn, welche sie wollen, so sind wir ihr unsere Rathschläge über ihren gegenwärtigen und zukünftigen Zustand schuldig.

Da ihr ihre Armuth im Anfange nicht erlaubt, einen unmittelbaren Handel mit den fremden und entfernten Märkten zu treiben, so war sie genöthiget, ihre Waaren zu Philadelphia, und gewöhnlicher noch zu Neu-York zu verkaufen. Diese zwey Städte gaben ihr einige Waaren des Mutterlandes und einige Lebensmittel der Inseln zum Umtausch. Ihre reichsten Kaufleute selbst machten ihr Vorschuß, die sie je länger je mehr abhängig machten. Des Zuwachses ungeachtet, den ihr Feldbau und ihre Erzeugnisse gewonnen, ist sie doch noch nicht aus diesem Zustand der Dienstbarkeit herausgekommen. Ein unwidersprechlicher richtiger Plan, den wir vor Augen haben, beweißt, daß Neu-Jersey im Jahr 1769 kein einziges Schiff nach Europa gesandt, und daß von ihr nur vier und zwanzig Schiffe nach Westindien abgegangen, deren Ladung nicht mehr als 56,965 Liv. 19 Sols 9 Den. *) betrug.

Alles

*) Oder 26,108 fl. 57 kr.

Alles übrige ihrer Landesreichthümer wurde in die benachbarten Kolonien geliefert, die selbst den Handel damit trieben.

Diese Lage ist verderblich und schimpflich. Neu-Jersey muß selbst Schiffe erbauen, wozu ihr die Natur alle Materialien gegeben. Sie muß sie in alle Meere senden, weil es ihr immer an Menschen mangelt. Sie muß ihre Erzeugnisse Völkern bringen, die sie bisher nur durch Vermittler erhalten haben. Sie muß die Erzeugnisse des fremden Fleißes von der ersten Hand beziehen, welche sie des Umwegs wegen bisher zu theuer bezahlt haben, alsdann kann sie ihre Entwürfe erweitern, sich auf grosse Unternehmungen einlassen, sich zu dem Rang erheben, wozu sie ihre Vortheile zu erheben scheinen, und sich andern Provinzen nähern, die sie schon zu lange mit ihrem Schatten unterdrückt, oder mit ihrem Glanze verdunkelt haben.

Möchten doch die Aussichten, die ich vorlege, und die Ermunterungen, die ich an Neu-Jersey mache, in die Erfüllung kommen! Möchte ich lange genug leben, um Zeuge davon zu werden, und mich darüber zu erfreuen! Das Glück von meines Gleichen, wie entfernt sie auch von mir leben mögen, war mir niemals gleichgültig; aber ich fand mich jederzeit mit lebhaftem Antheil für diejenigen durchdrungen, welche der Aberglauben oder die Tyranney aus ihrem Vaterland vertrieben haben. Ich hatte Mitleiden mit ihrem Unglück. Wenn sie sich einschifften, erhob ich meine Augen gen Himmel. Meine Stimme vermischte

sich

69-245
Volkoff
19-30-68

sich mit dem Sausen der Winde und der Wellen, die sie über das Meer wegtrugen; ich habe verschiedenemal ausgerufen, möchten sie doch glücklich seyn! Ach möchte es ihnen wohlergehen; möchten sie in den öden und wilden Gegenden, die sie bewohnen wollen, eine Glückseligkeit finden, die der unsrigen gleich ist, oder sie noch übertrift; und wenn sie da ein Reich stiften, möchten sie doch Sorge tragen, sich selbst und ihre Nachkommen vor den Plagen, deren Streiche sie empfunden haben, zu schützen.

Ende des siebenzehnten Buchs.

D.

E 783
R 274, P
v. 8